Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/archiv-fuer-kulturgeschichte_1938_28

ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

Begründet von Georg Steinhausen

Unter Mitwirkung von A. Dopsch, H. Finke,
Fr. Kern, O. Lauffer, A. Schulte, Ed. Schwartz
herausgegeben von

WALTER GOETZ

XXVIII. Band

Nachdruck mit Genehmigung des Böhlaus Verlags, Köln

KRAUS REPRINT LTD.
Nendeln, Liechtenstein
1966

Printed in Germany

INHALT

AUFSÄTZE

Seite

Hans Hochholzer: Zur historischen Geographie des römischen Sizilien 1

Emil Winkler: Jacopone da Todi 16

Willy Andreas: Erziehungspläne für Karl August von Weimar 44

Leopold Wenger: Eine juristische Erwägung zum Katoche-Problem 113

Albert Rehm: Zur Rolle der Technik in der griechisch-römischen Antike 135

Paul Lehmann: Aus dem Leben, dem Briefwechsel und der Büchersammlung eines Helfers der Philologen 163

Rudolf Pfeiffer: Von den geschichtlichen Begegnungen der kritischen Philologie mit dem Humanismus 191

Martin Grabmann: Ungedruckte lateinische Kommentare zur aristotelischen Topik aus dem 13. Jahrhundert 210

Ludwig Curtius: Zum Antikenstudium Tizians. (Mit 9 Abb.) . 233

Walther Wolf: Die Ägyptologie als historische Wissenschaft 243

Emerich Schaffran: Über einige Langobardische Herzog-Städte in Italien 263

Walter Goetz: Der Briefwechsel Gustav Schmollers mit Lujo Brentano 316

MISZELLEN

Dr. Kurt Hunger: Die Göttinger Historiker 107

LITERATURBERICHT

Franz Thierfelder: Grenz- und Auslanddeutschtum — Deutsche Kulturpolitik im Auslande 355

Mitteilung des Herausgebers 112

Heft 1 ist Aloys Schulte, Heft 2 Eduard Schwartz zum 80. Geburtstag gewidmet.

ZUR HISTORISCHEN GEOGRAPHIE DES RÖMISCHEN SIZILIEN

VON HANS HOCHHOLZER

Die kulturwissenschaftliche Wertung des römischen Sizilien erfordert den ausdrücklichen Hinweis, daß die Insel, als sie in den militärischen und wirtschaftlichen Blickbereich Roms trat, bereits eine uralte Vergangenheit hinter sich hatte. Mehrfacher Kulturablauf, ereignisreiche politische Geschichte hatten einen beachtlichen Bau hellenischen Geistesbesitzes, phönizisch-karthagischer Wirtschaftsweisen und ureingeborenen Volkstums ineinandergefügt. Leicht war den Römern die Besitzergreifung wahrlich nicht; was für sie zunächst erstrebenswertes militärisches Kampfgelände war, bedeutete den afrikanischen Gegenspielern — besonders im Westen der Insel — ein schier uneinnehmbares Bollwerk; noch nie waren die Seefestungen des Westens vom Fuß eines feindlichen Soldaten betreten worden. Als mittelbares Ziel schwebte den neuen Eroberern die Nutzung der Insel vor, zugleich der wirtschaftliche Abbruch Karthagos: ohne Sizilien konnte die Handelsmacht nicht weiter bestehen. Die hellenische Kultur endlich, die dritte Macht auf der Insel — damals beinahe noch Großmacht, freilich nicht mehr im politischen Sinne des Wortes —, sie sah dem Feldkampf der beiden fremden Gewalten ziemlich untätig zu, gealtert und entschlußmüde in sozialer, politischer, aber auch in künstlerischer und philosophischer Hinsicht. Aus all der Verschiedenheit der schwindenden und neuemporkommenden Kräfte, aus den so mannigfachen Strukturen der beteiligten Völker und Staaten ergibt sich jenes merkwürdige Bild eines schicksalsbedeutenden Übergangszeitalters, das wir nachfolgend kulturgeographisch überblicken wollen.

1. Einleitendes. Für die Karthager war und blieb Sizilien bis zum letzten Tage ihrer Herrschaft nur Plantagenboden. Akragas übernahm ihre Art der Sklavenhaltung und ihr Wirt-

schaftssystem, während die Syrakusaner an der alten dorischen Ordnung: Herrenschicht, Periöken, Helotentum stetig festhielten[1]). Karthago und Akragas brachte den Kolonialmechanismus unaufhaltsam ins Rollen: Mehr Boden — mehr Sklaven, mehr Sklaven — noch mehr Boden, unter dieser Tendenz mußte endlich der gesamte Landvorrat Siziliens seinen Herrn finden. 480 werden die Karthager auf ihre westlichsten Stützpunkte zurückgeworfen, 410—405 brandschatzen sie die Insel. Seitdem weichen sie schrittweise zurück und seit 300 etwa sind sie wieder in ihrem alten Plantagenbezirk um Lilybäon und Eryx angelangt. Nach dem Abzuge des Pyrrhus aus Sizilien dringen sie zum letztenmal vor, bis über das Gebiet von Akragas hinaus, das im 1. Punischen Krieg auf Seite Karthagos kämpft. Unterdessen hat sich die politische Großlage Siziliens geändert: Rhegion ist dem römischen Staate angegliedert worden und nunmehr ist Messana Brückenkopf für eine neue, jugendliche Großmacht. Schon sind die Handelsschiffe, die zwischen Syrakus und Ostia, zwischen Ostia und Neapel segeln, durchaus nicht mehr griechischer Besitz; sie gehören römischen Händlern, wenn sie auch größtenteils noch griechische Matrosen und Kapitäne lenken, denn der Römer lebt kontinental und versteht nicht viel von der Nautik[2]). Die politische Struktur im römischen Staat ist straff und ernst, Käuflichkeit und Luxus, wie sie in Karthago zu Hause, sind verpönt und strafbar[3]). Die Karthager hatten im Kampfe mit den Griechen, in der Obsorge um eine Verhinderung des griechischen Einzuges ins Westmittelmeer das Wachstum Roms nicht rechtzeitig verhindern können. Wohl versuchen sie, die gefährliche Brückenkopfstellung Roms bei Rhegion durch einen Flankenstoß, zunächst durch freundschaftliche Anbiederung und endlich durch eine Überfallsflottille vor dem Hafen von Tarent zunichte zu machen. Aber der Wachsamkeit der Römer entgehen solche Manöver nicht, Tarent bleibt römische Bundesgenossin, freilich gezwungen; aber um solche Kleinigkeiten fragte Rom nicht. Sizilien drohte zur Gänze karthagisch

[1]) Vgl. hierzu Hans Hochholzer, Histor. Kulturgeographie des großgriech. Sizilien. „Klio", Jg. 1935.

[2]) Theod. Mommsen, Römische Geschichte.

[3]) A. Prorok, Göttersuche in Afrikas Erde. Lpzg. 1929.

zu werden — dies war das Signal für Rom[4]). Der Mamertinische Raubstaat verlangte und erlangte die römische Hilfe, er hätte die Hilfe Karthagos ebenso erhalten, wenn dessen Partei in Messana nicht rechtzeitig durch das bekannte Gemetzel niedergeworfen worden wäre.

2. Zur Militärgeographie der Punischen Kriege. Zahlreiche kleine griechische und sikulische Städtchen des Nordostens wurden von den Mamertinern ausgebeutet. Sie empfanden die römische Besetzung als eine Wohltat, denn der Ruf der Rechtlichkeit ging dem neuen Machthaber auf seiner Kriegsbahn voraus. Außerdem vertrugen sich diese sikeliotischen Landstädtchen schlecht mit Syrakus, das sie als Haupt und Nutznießer des hellenischen Städtebundes der Insel scheel ansahen[5]). Deshalb schließen sich 66 Kleinstädte rundweg den Römern an; unter ihnen finden wir Centuripa, Hadranum und Halaesa erwähnt, so daß wir uns über den Bereich des römischen Einflusses klar werden können. Es sind dies die Siedlungsräume des vorwiegenden sikulischen Elements, das sich der trügerischen Hoffnung hingab, von der griechischen Steuerbelastung befreit zu werden; daß ihr Land in wenigen Jahrzehnten eine rechtlose Provinz werden sollte, ließen sie sich nicht im mindesten beifallen. Militärgeographisch bedeutete ihr freiwilliges Bündnis den Römern eine feste Rückendeckung, so daß sie einen weiten Vorstoß nach Westen unternehmen konnten. Die Karthager setzen — es ist dies seit Jahrhunderten der gleiche Rhythmus! — zum Gegenstoß an, ohne jedoch den Römern Panormus und Thermae (Termini imerese) entreißen zu können; aber immerhin gelingt es Hamilkar 252 v. Chr., den Eirkte (heute Mte. Pellegrino) vor Panormus zu besetzen und zu einer großen Lagerfestung auszubauen. Von dort aus ziehen seine Söldner jahrelang durch Westsizilien, bringen Ernte und Raubgut ein; dies ist nun äußerst merkwürdig, denn es setzt zumindest Einverständnis und Anteilnahme der westsizilischen Bevölkerung voraus: So

[4]) Ad. Holm, Geschichte Siziliens. 3 Bd., Lpz. 1898.

[5]) Vgl. Karl Jul. Beloch, Röm. Geschichte (in C. F. Lehmann-Haupt, K. J. Beloch, E. Kornemann, Griechische und römische Geschichte, i. d. Einl. i. d. Altertumsw., hrsg. v. Gercke-Norden, 2. Aufl., 3. Bd., S. 171 ff.), Lpz. 1914.

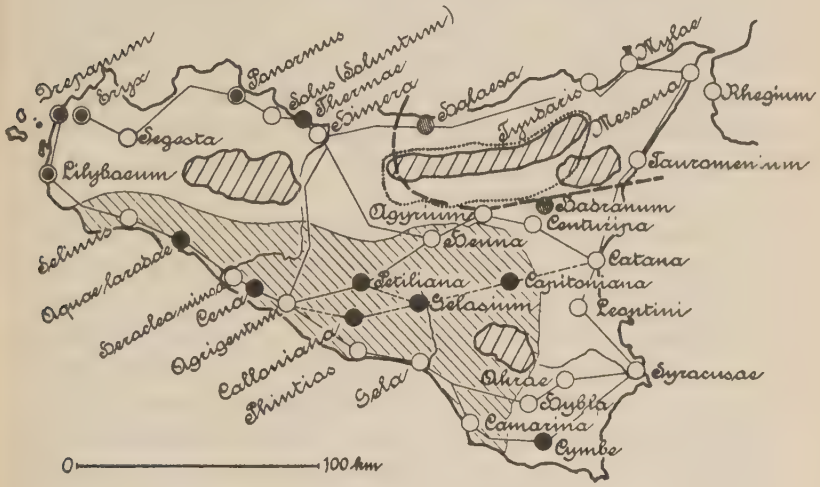
wie sich die Sikuler den Römern, so dürften sich die vorwiegend sikanischen Bewohner des Westteils den Karthagern angeschlossen haben; dies geht zurück auf Reisläuferei ins karthagische Heer und auf karthagische Kultureinflüsse überhaupt; auch fühlten die Sikaner ebenso wie die Sikuler den Griechen noch immer als den fremden Zuwanderer[6])[7]).

3. Wirtschafts- und Bevölkerungsgeographie. Militärische Tatsachen, aus denen sich mittelbar geographische Schlüsse ziehen lassen, sind vor allem die Angaben über Heeresstärken und Rüstungen; allerdings muß auch hier wieder wie bei den Angaben über die Schlacht bei Himera kritisch vorgegangen werden[8]). Auf beiden Seiten wird während der Punischen Kriege mit Flotten gekämpft, die je 200—300 Kriegsschiffe umfassen. Zumeist sind es Trieren, seltener Penteren; dies entspricht einer Besatzung von etwa je 20000 Ruderern und etwa je 3000 Marinesoldaten. Die Landheere können ohne weiteres auf je 40000 Mann Kerntruppen angesetzt werden. Die zu den Römern übergegangenen 66 sikulischen Landstädte können wir zumindest mit 130000 Bewohnern veranschlagen, das syrakusische Gebiet beherbergte mindestens 500000 Menschen[9])[10]). Etwa weitere 100000 Landesbewohner sind für die sikanischen Anhänger Hamilkars (vgl. oben) anzunehmen. In Akragas (Agrigentum) treffen die Römer allerdings nach der Eroberung kaum 25000 Bewohner an. Die Zahl der westsizilischen Plantagensklaven Karthagos können wir unvermindert mit rund 300000 festhalten, da die Stadt damals ihren äußersten denkbaren Höchststand mit rd. 700000 Einwohnern erreicht hatte und der Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen daher sehr groß war. Wir können demnach die Gesamtbevölkerung Siziliens samt den stehenden Heeren auf 1,2 bis 1,4 Millionen Menschen schätzen[9]). Das entspricht einer Siedlungsdichte von nur 60—70 Menschen auf 1 Quadratkilometer. Diese geringe Dichte ist der Beweis für

[6]) Th. Mommsen a. a. O.
[7]) Ad. Holm a. a. O.
[8]) Vgl. Hans Hochholzer a. a. O.!
[9]) Hans Hochholzer, Kulturgeographie Siziliens. Geogr. Zeitschrift Jg. 1935, Lpzg.
[10]) Hans Hochholzer, Zur Geographie des antiken Syrakus. „Klio" 1937.

unsere obenstehenden Bevölkerungszahlen: Im karthagischen Gebiet genügte die Ausnützung der Sklavenkraft zum Bestellen weiter Feldstrecken, Syrakus pflegte extensive Wirtschaft mit Hilfe von Sklaven und Bundesgenossen (Periöken sozusagen); das Landesinnere war aber noch von den traditionellen Wirtschaftsweisen der ackerbauenden und viehzüchtenden Gebirgsstämme eingenommen, konnte also auch nicht sehr menschenreich sein.

Abb. 1. Römische Kulturdecke Siziliens



Waldgebirge, in römischer Zeit Zonen der Neulandgewinnung (zumeist Brandrodung)

Hauptgebiet dichter siculischer Besiedlung; die Siculer daselbst bleiben (als Sklaven) seßhaft und bewahren diesem Landesteil bis heute die vorwiegende Mediterranrasse

Grenzlinie des freiwilligen Anschlusses siculischer Stämme an die eindringenden Römer (nach Ortsnamenangaben Diodors)

Römerorte auf karthagischer Grundlage

Römerorte auf sonstiger älterer (griech., sican. und sicul.) Grundlage

Siculerstädte

Neugründungen der röm. Kaiserzeit (Marktorte der Latifundienbesitzer; Patronymika auf *-ana*)

Straßensystem der Römer auf vorwiegend griechischen Grundlagen

jüngere röm. Straßenbauten (nach dem Itinerarium Antonini)

Hauptbereich der großen Latifundien

Einen gewissen wirtschaftsgeographischen Maßstab gibt uns ferner die Tatsache, daß die Karthager im Friedensvertrag von 241 v. Chr. verpflichtet wurden, binnen 20 Jahren eine Kriegsentschädigung von 3300 Talenten Silber, d. i. rd. 15 Mill. Mark, zu bezahlen. Pro Jahr macht dies 750000 Mark aus, also rund eine Mark für jeden Bewohner von Karthago — für unsere Verhältnisse recht wenig, wenn wir bedenken, daß z. B. das Deutsche Reich bis zu 2 Milliarden Mark Reparation jährlich aufbrachte, d. h. runde 33 Mark pro Staatsbürger. Die wirtschaftliche Hauptkraft Karthagos lag eben trotz aller frühkapitalistischen Ansätze nicht im Geldumlauf, sondern in der Nutzung der Sklavenarbeit. Darum war auch das Ringen um den sizilischen Besitz ein Kampf auf Leben und Tod.

4. Politische Geographie. König Hiero von Syrakus zieht aus der geänderten außenpolitischen Lage rechtzeitig den einzig möglichen Schluß: Er macht mit Rom Frieden und ist nunmehr Beherrscher des syrakusanischen Staates von Roms Gnaden, zahlt 100 Talente jährlich Tribut und leistet Waffengefolgschaft bei der Eroberung Agrigents. Seit 241 ist die Insel nurmehr zwischen Rom und Syrakus geteilt, wobei letzteres aber bereits aus Nord und West umklammert ist; sein Staatsgebiet umfaßt die Landschaften von Leontinoi, Akrai, Megara, Neetum, Helorus, Tauromenion, Camerina und Gela[11]). Der Tributärstaat hatte kurze Lebensdauer; im 2. pun. Kriege nimmt er für Karthago Partei, aber sein Gebiet wird anscheinend von den römischen Legionen mühelos überrannt. Nur die Festungswerke der Stadt, die bedeutendsten des vorchristlichen Altertums, halten länger stand, bis sie von den Truppen des Marcellus mit List genommen werden; mit dem Fall der Stadt (212 v. Chr.) ist die gesamte Insel römisch geworden.

5. Sizilien als römischer Besitz. Von einer römischen Kulturschicht kann zunächst nicht gesprochen werden. Die Römer sind die neuen militärischen und wirtschaftlichen Herren der Insel, an höherer Kultur aber noch unoriginell. Sizilien wird ihre erste Provinz. Der Ausdruck *provincia* bedeutete ursprünglich soviel wie Verwaltungsbezirk. Dieser Sinn wurde anfänglich

[11]) H. Hochholzer, Arbeiten über Sizilien, a. a. O.!

wohl noch dem Worte untergelegt, als ein Prätor an die Spitze der Zivil- und Militärverwaltung der Insel trat. Das neue System war streng organisiert, es duldete keinerlei Widerspruch und machte den Streitigkeiten der griechischen Städte im wesentlichen ein Ende. Auch die sikulischen Bergstämme im Nebrodischen Hochgebiet und westlich des Ätna, die sich eine gewisse lockere Halbfreiheit bewahrt hatten, mögen nunmehr an die milde griechische Oberhoheit zurückgedacht haben, denn die Ankömmlinge brauchen Rodungsland und Sklaven; die Methoden der Karthager werden von den Römern übernommen, Magos landwirtschaftliche Werke ins Lateinische übertragen — Plantagensystem und Sklavenkasernierung aus dem ehemals karthagischen Inselteil auch nach Osten ausgebreitet. Mit dieser frühkapitalistischen Zeit sind für die Einheimischen mannigfache Härten verbunden: Die sikeliotischen Städte verlieren das Recht des *commerciums* untereinander; nur Römer können Überlandhandel und Seehandel betreiben. Steuern und Abgaben werden im vorhinein auf mehrere Jahre verpachtet, der Bevölkerung der Ackerbürgerstädte ein Erntezehent auferlegt. Für den gesamten Überseehandel ist 5 Prozent Zoll vom Umsatz zu bezahlen[12]). Wirtschaftsgeographisch äußern sich diese Maßnahmen bald als Niedergang der griechischen Städte, obwohl Handels- und Bildungssprache, Religion und Literatur der schwachen Oberschichte zunächst griechisch bleibt. Gewisse politische und wirtschaftliche Freiheiten bewahren sich nur Segesta, Panormus, Halaesa und Centuripa[13]). In dem Maße als die Römer die Landschaft des Landesinneren zu Großgrundbesitz zusammenfassen, verdorfen die kleineren Landstädtchen; sie verlieren ihre Stellung als lokale Kulturzentren des Griechentums. Die Sklavenzahl nimmt rasch zu. Das Landesinnere wird zu einer Großplantage, wie sie früher nur im karthagischen Westen bestanden hatte. Die Getreideproduktion steigt schnell. Einen Maßstab hierfür bieten uns die zahlreichen Angaben über die Zehentlieferung und über die vielen Streitigkeiten aus diesem Anlasse: Unter Verres

[12]) P. Fischer, Geschichte des Altertums, Band 1 der Weltgeschichte v. Straganz-Fischer-Felten. Wien-Lpzg. 1911 ff.

[13]) Guido Libertini Giuseppe Paladino, Storia della Sicilia dai tempi piu antichi ai nostri giorni. Catania 1933.

muß z. B. Agyrium jährlich 33000 Medimnen Zehent zahlen[14]). Da die Bewohner der Stadt mit großem Jammer behaupteten, dieser Zehent sei übergroß, wollen wir ihn mit 20 Prozent der Gesamternte annehmen und demnach die Ernte mit 150000 Medimnen, d. i. rd. 63000 Meterzentnern Getreide bestimmen. In ähnlicher Weise zahlt Leontini jährlich 36000 Medimnen, so daß seine Ernte rd. 180000 Medimnen, d. i. 75600 Meterzentner betrug. Beide Gebiete, zusammen etwa ein Hundertteil des Ackerbodens Siziliens besitzend, lieferten also 138600 Meterzentner. Es mußte demnach die gesamte sizilische Ernte rechnungsmäßig 13,8 Mill. Meterzentner ausmachen. Vorsichtigerweise wollen wir sie nur mit 10 Mill. Zentnern einsetzen, obwohl doch die Gebiete von Catana und Lilybäon sicherlich fruchtbarer waren als die Felder Agyrions[15]). Gegenüber der griechischen Zeit ergibt sich also ein bedeutender Erntezuwachs. Dies ist die Folge der planmäßigen Kolonialwirtschaft der Römer, die unnachsichtlich die Kleinbetriebe der sikeliotischen Kleinstädtchen untergruben und die Großpflanzungen ausweiteten. Die Bevölkerung dieser Orte sank zu Sklaven herab[16]). In solchen Maßnahmen äußert sich die Raubstruktur des römischen Staates, der sein eigenes egoistisches Bauernsoldatentum mit Hilfe mazedonischer Kriegskünste und karthagischer Sklavenwirtschaft nunmehr zum gewaltigsten Machtinstrument des Mittelmeerkulturkreises ausbaute. Der Prozeß war ebenso zwangsläufig wie die Sklavenmaschinerie Karthagos. Der Erwerb Siziliens brachte die altrömische Sitte zu Fall; die politische, soziale und wirtschaftliche Struktur der Staatsbevölkerung begann gänzlich anders zu werden; neben den staatsschöpferischen Kräften erstanden damals jene destruktiven Tendenzen, jenes Geldraffen, Latifundiensammeln, Steuernpressen, das den Hochadel verrotten, den Ritterstand verflachen und den Landbewohner überallhin versklaven sollte. Es ist nicht ohne Interesse, die geographischen Faktoren zu betrachten, die da mitspielten:

---

[14]) 1 Medimnum = 6 Modii = 2 Amphorae = 52,5 Liter = 42,-kg Weizen.

[15]) Vgl. bodenkundl. Angaben bei H. Hochholzer, Das Großgriech. Sizilien, a. a. O.!

[16]) Wilh. Goetz, Historische Geographie. Wien 1904.

Wir erwähnten, daß der Handel zwischen Rom und Syrakus schon vor dem 1. Punischen Kriege durch die griechischen Reeder von Neapolis besorgt wurde und daß auch Römer bereits Schiffe besaßen. Diese Händler betrachten nun die Einkünfte aus dem sizilischen Handel als ihr gutes erobertes Recht, um so mehr, als sie ja die Geldgeber für den Flottenbau Roms waren; sie wollten sozusagen ihre Ausgaben wieder hereinbringen; daher setzten sie auch die Vorenthaltung des *commerciums* für die sikeliotische Händlerschaft durch. Ferner lockte das günstige Klima Siziliens dazu, das Land gänzlich in Großgrundbesitz für Getreideanbau zu zerlegen. Den Vorteil der Großwirtschaft sahen die Eroberer an dem Muster des karthagischen Westens. So drängten politisch-, wirtschafts- und kulturgeographische Faktoren auf die Entwicklung Siziliens zu einer Provinz hin; unaufhaltsam wuchs das Latifundium in der Hand eines gewissenlosen Ritteradels[17]).

Während die Karthager ursprünglich viele Sklaven aus Libyen und Numidien, Sardinien und den Balearen nach Sizilien brachten und von den Einheimischen vorwiegend Elymer und Sikaner als Sklavenvorrat galten, ist nunmehr unter den Römern der halbunabhängige Rest der Sikuler samt den gräzisierten Sikelioten versklavt. Die Römer führen keine Sklaven nach Sizilien ein, da sie bald das Kasernierungssystem aufgeben und die Sklaven rudel- und familienweise ansiedeln, wodurch natürlich Reproduktion der Sklaven erreicht wird[18]). Dies war die Ursache für die Erhaltung der Rassenkonstanz der Bevölkerung bis in die Gegenwart[19]). Das sikulische Element ließ sich übrigens nur schwer im Zaum halten. In schweren Kriegen empörten sich bekanntlich die Sklaven 138—132 v. Chr. unter Führung des Syrers Eunus und des Kilikiers Kleon, ebenso 104 v. Chr, wobei jedesmal der Sklavenbestand der Insel wahrhaft dezimiert wurde[20]).

---

[17]) Guido Libertini, Giuseppe Paladino, a. a. O.!

[18]) Max Weber, Wirtschaftsgeschichte. München-Lpzg. 1923.

[19]) Sartorius A. von Waltershausen, Die sizil. Agrarverfassung und ihre Wandlungen von 1780 bis 1912. Lpzg. 1913.

[20]) Fritz Schillmann, Sizilien, a. a. O.!

6. Römische Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie. Zur Zeit des Plinius gab es 72 Städte auf der Insel[21]). Damals schritt die Rodung, wenn auch bereits verlangsamt, im Landesinneren noch fort[22]); zumeist wurde das Neuland durch Brandrodung gewonnen[23]). Straßen verbanden schon seit der griechischen Zeit die wichtigsten Orte der Insel. Sie schlugen die Richtung längs der Küste, aber auch durch die Querfurche der beiden Himeraflüsse und entlang der Faltenzüge des Südostens ein, knüpften also an die vorgeschichtlichen Wanderungsrichtungen an[24]). Die Römer erhoben die Hauptstraßenzüge zu bewachten Militärstraßen; mit dem Aufgeben der Sklavenkasernierung und dem Ausbreiten des Latifundiensystems ergab sich die Notwendigkeit, zu den einzelnen Ansiedlungen Fahrwege anzulegen, um die Weizenernte rasch an die Küste bringen zu können.

Neben dem Weizenbau wird der Ölbau ziemlich vernachlässigt, weil die Römer das Olivenöl nicht liebten. Das einst so reiche Ölland muß in den ersten christlichen Jahrhunderten sogar den Eigenbedarf an Öl aus Nordafrika einführen[25]). Der gehobenen materiellen Kultur des römischen Volkes entspricht die Anpflanzung des Hanfs, der Zuckermelone und der Pistazie (sämtlich etwa 100 v. Chr.). Die Reichen ließen damals auf Sizilien Prunkvillen in vorwiegend griechischer Bauweise anlegen und Luxusgärten pflanzen[22]).

Entsprechend den geschilderten politischen und wirtschaftlichen Zuständen sah die Bevölkerung der Küstenstädte recht bunt aus: Römische Legionssoldaten und Staatsbeamte, Händler und Grundbesitzer bildeten mit den Resten des Griechentums, dem noch die Architekten und Bildhauer, Rhetoren, Schauspieler und Ärzte angehörten, eine minderheitliche Oberschicht, der die breite Grundmasse der Haussklaven, Ackersklaven, Galeerensklaven gegenüberstand.

7. Kulturgeographie der späteren römischen Zeit. Nach und nach erscheinen römische Bauwerke auf der Insel;

[21]) Placido Carrafa, Sicaniae descriptio et delineatio. Panormi MDCLIII.
[22]) Wilh. Goetz a. a. O.
[23]) Ad. Holm a. a. O.
[24]) Vgl. hierzu Hans Hochholzer, Zur vorgeschichtlichen Kulturgeographie Siziliens. „Anthropos", Jahrgang 1935.
[25]) Aug. Schneegans, Sizilien. 2. Aufl., Lpzg. 1905.

Amphitheater zu Syrakus und Catania sind uns erhalten. Thermalbäder entstehen zu Thermae Selinuntiae (heute Sciacca), bei Thermae (westlich von Himera) und bei Aquae Pintianae (nördlich von Segesta). Wachtürme waren im ganzen Lande zu finden, bei Henna war eines der stärksten Kastelle angelegt. 173 Städte und Märkte zählte die Insel zur Zeit des Ptolemaeus.

Von der Kulturhöhe der hellenischen Blütezeit sank Sizilien endgültig herab. Schon unter Verres (73—70 v. Chr.) ist das Land in Hinsicht geistiger und künstlerischer Kultur auf provinziellen Durchschnitt herabgesunken[26]). Nach einer Zeit oberflächlicher Rezeption der griechischen Kultur beginnen auch Eigenprodukte römischen Kulturlebens zu erscheinen: Tierspiele in den Amphitheatern, Komödien in den Theatern von Syrakus und Taormina. Der letztere Bau wurde sogar von römischen Architekten umgestaltet. Besonders kennzeichnend für den Prozeß der Kulturvermischung ist die Religionsgeographie: Auf dem Berge Eryx bestand seit karthagischer Zeit der alte Kultus der Astarte, von den Griechen mit Aphrodite identifiziert[27]). In römischer Zeit wurde der Tempel auf dem Eryx zum Hauptheiligtum der Liebesgöttin; aus dem fernsten Mittelmeerbereich erhielt er Weihegeschenke, seine Sklaven, die venerischen Sklaven, lebten auf der ganzen Insel verstreut. Syrische und griechische Sklaven bringen in den nachchristlichen Jahrhunderten frühzeitig das Christentum ins Land. Die Anhänger des neuen Glaubens versammeln sich insgeheim in den alten Latomien zu Agrigent, Panormus und Syrakus; von diesen Steinbrüchen aus entstehen die unterirdischen Katakomben der genannten Städte; besonders diejenigen von Syrakus sind wichtig, weil sie in Felsgrund eingehauen und außerdem umfangreicher als selbst die zu Rom sind. Von diesen Umständen kann auf eine starke Verbreitung des Urchristentums geschlossen werden.

Aus den römischen Händlern und Kleinbürgern ging in der späteren Römerherrschaft ein neuer Mittelstand hervor, der als Träger des lebhaften Wirtschaftslebens des 3. und 4. Jahrhunderts

[26]) Fritz Schillmann, Sizilien. Geschichte und Kultur einer Insel. Leipzig und Wien 1935.

[27]) August Schneegans a. a. O.

bezeichnet werden kann. Die einheimische Bevölkerung war fast gänzlich zu Ackersklaven herabgesunken, die Griechen in den Städten ebenfalls stark geschwunden. Wiederholt werden römische Kolonien vom Festlande her angesiedelt, so zu Messana, Syrakus, Tauromenium und Centuripa. Die Orte auf *-ana*, wie z. B. *Gelasium Philosophiana, Calloniana, Petiliana* usw. gehen auf ihre Gründer, römische Großgrundbesitzer und Großpächter, die bis zu je 250 Quadratkilometer Land bewirtschafteten, zurück. Wir stimmen demnach Holm[28]) zu, wenn er die Nachricht Diodors, die alten Griechen wären mit dem Bürgerrecht Roms ausgestattet worden und in den Städten einflußreich geblieben, anzweifelt. Ausgestorben war freilich weder der Grieche noch das Griechentum. Es sollte alsbald neuerdings zum unruhigen Geist der Insel werden, wie uns die Betrachtung der nächsten sizilianischen Kulturphase zeigt.

8. Kulturgeographie zu Ende des Altertums. Die griechische Kulturproduktion war durch das karthagische Kolonialland an der geographischen Ausbreitung gehemmt und durch die politische Kraft des Römertums des Eigenwillens beraubt worden. Als das zirkummarine Reich Roms zu zerfallen beginnt, müssen folgerichtigerweise alle Kräfte, die an Stelle der schwindenden Gewalten treten, auch auf Sizilien erscheinen; es sind dies die Kirche, das byzantinische Reich und die germanischen Völkerschaften. Das Oströmertum klammert sich an die kulturellen und völkischen Reste der sizilischen Hellenen, die Kirche wird Nachfolgerin der Latifundienbesitzer, die ihr den Gutsbesitz testieren, den Germanenstämmen ist endlich Sizilien die Brücke von Italien nach Afrika und umgekehrt. Nord und Süd, West und Ost ringen wieder um den Besitz der Insel, wie in den Tagen der sikulischen Einwanderung, da Italiker, Phönizier, Kreter und Griechen die Gestade Siziliens betraten. Der Kulturzyklus des Altertums endet, neuerdings wird Sizilien das Grenzland mehrerer Kulturbereiche, Basis für Kriegsfahrten und ersehnte Kornkammer einiger politischer Machthaber[29]).

---

[28]) Ad. Holm a. a. O.
[29]) Fr. Schillmann a. a. O

9. Physikalische Änderungen. Bei Motye (auf den heutigen Stagnone-Inseln) beginnt um das 5. Jahrhundert eine Strandhebung[30]). Sie schädigt die westlichen Häfen ebenso, wie die Wasserverarmung der Flüsse die Mündungshäfen unbrauchbar macht. Etwa zwischen dem 4. und 8. Jahrhundert vollzieht sich dieser Prozeß, der mit der Gefällsveränderung der Unterläufe und mit einer Änderung des Jahreszeitenablaufs zusammenhängt: Eine leichte Aufbiegung der südlichen und südöstlichen Küstenränder seit dem Altertum sowie Zunahme der Geröllführung sind die morphologischen Ursachen[31]); die Entholzung des Landes ist die wichtigste kulturliche Bedingtheit dieser Vorgänge. Die Fiumaren des Peloritanischen Gebirges beginnen damals ihr Zerstörungswerk.

10. Spätantike Wirtschaftsgeographie. Die Handelsstädte sind verarmt. Der Verkehr mit Rom hört allerdings nicht vollständig auf. Selbst zur Zeit der gotischen Wirren in Italien geht ein Teil der sizilischen Ernte in die ehemalige Weltstadt, deren Umgebung ihre Felder verloren hat und auf fremde Zufuhr angewiesen ist.

11. Das Christentum als Kulturmacht. Mit dem Siege der neuen Religion erstehen an jenen Stätten, wo sie schon während der Verfolgungszeit Wurzel geschlagen hatte, zu Syrakus, in Agrigent und Palermo, ferner in Catania, in Mazara und Marsala (= Lilybäum) christliche Bistümer, die sich der Führung Roms unterstellen, allerdings unter schwerem Kampf mit dem Arianismus, der von Byzanz aus das Land zu erfassen trachtet; auch hierin zeigt sich uns wieder die schwankende kulturliche Grenzlage des damaligen Sizilien. Die Kirche erwirbt frühzeitig Grundeigentum auf der Insel, und zwar durch reiche Schenkungen von seiten der Latifundienbesitzer. Selbst die Sklaven dieser Landbesitzer werden voll und ganz Kirchengut! Die Bischöfe von Rom, Mailand und Ravenna sind die bedeutendsten Gutsherren[32]); dieser Umstand mag zur nachmaligen Italienisierung sehr beigetragen haben. Die päpst-

[30]) Wilh. Goetz a. a. O.
[31]) Hans Hochholzer, Vorgeschichtl. Kulturgeographie Siz. a. a. O.
[32]) H. Hochholzer, Kulturgeographie Siziliens, a. a. O.

lichen Besitztümer waren wichtig für die Getreideversorgung Roms[33]).

12. Die germanischen Völkerwellen. Über das Grundgerüst alter römischer Rechtseinrichtungen, über das Netz der ehemaligen Behörden, über die neue Schichte kirchlicher Gründungen — Papst Gregor I. allein hat sechs sizilianische Klöster gestiftet! — legt sich der Schwall kommender und gehender Fremdlinge, die kaum sehr bedeutend an Zahl gewesen sein mögen. Nur die Chroniken täuschen uns durch Aufbauschung der lärmvollen Wanderzüge Massenbewegungen vor. Den Westgoten, die es auf das sizilische Getreideland abgesehen hatten, gelingt die Landung überhaupt nicht. Ostgoten und Vandalen dagegen fochten sogar auf der Insel einige Male miteinander. Der erste Einbruch der Vandalen erfolgt 440 n. Chr.; erst seit 546 ist die Insel Alleinbesitz der Ostgoten. Durch die Plünderungszüge der Vandalen litten vor allem wohl die Küstenstädte. Ein Beweis für die staunenswerte Zähigkeit der einheimischen Sikuler ist die Tatsache, daß bald nach der endgültigen ostgotischen Besetzung die Insel wieder Getreideüberschüsse nach Rom liefert; sogar nach Massilia laufen Handelsschiffe aus[33]). Die neuen gotischen Herren bedienen sich des (nicht zugrundegegangenen) römischen Beamtenapparats, schützen Gericht und Rechtspflege und verbieten die Bedrückung der Provinzialen. So schien sich eine glückliche Synthese von römischer Staatspraxis und germanischer Adelsherrschaft vorzubereiten. Sie wurde gestört durch die destruktiven Einflüsse des byzantinischen Kulturbereiches, der sich gerade in jener Zeit zum eigenständigen, weitflächigen Kulturkreis auszuweiten begann.

13. Sizilien als byzantinischer Besitz. Es wird wieder „Besitz" oder Kolonie; zunächst kommen die Byzantiner aus militärischen Gründen: Während des Vandalenkriegs besetzen sie die Insel, räumen sie aber nach der Zerstörung des Vandalenreiches 534 n. Chr. nicht mehr. Hierdurch behalten sie die Getreideversorgung der Stadt Rom in der Hand. Rom ist nicht imstande, aus eigener Kraft seine Umlandschaft neu zu kulti-

[33]) Fr. Schillmann a. a. O.!

vieren. Das sollte auch dem jungen ungefestigten Ostgotenstaat zum Verhängnis werden. Mit dem Untergang des Ostgotentums 555 gelangt Sizilien unter die ständige Herrschaft Ostroms. Das Land wird wie eine Ausbeutungskolonie verwaltet. Sogar Verbrecher werden aus dem Reich nach Sizilien deportiert. Um das Landesinnere kümmert sich niemand. Der Getreideüberschuß wird von byzantinischen Händlern gewinnbringend nach Rom, Massilia, nach der Peloponnes und bis nach Konstantinopel verfrachtet. Ebenso besteht Warenaustausch mit den nordafrikanischen Städten. Die römische Kirche behält ihren Grundbesitz bei; insbesondere zieht der Patriarch von Ravenna, das ja auch staatsrechtlich mit Byzanz verbunden war, große Einkünfte aus den Latifundien, die jährlich 30000 Goldsolidi, das sind rd. 380700 Mark, abwarfen[34]).

Kulturgeographisch bemerkenswert ist das Eindringen des byzantinischen Baustils nach Sizilien, dessen Elemente späterhin die Sarazenen übernahmen. Die Handels- und Umgangssprache wurde — zumindest in den Küstengegenden, wieder das Griechische. Die Pflege der Kunst, Wissenschaft und Philosophie erreichte aber niemals mehr die Höhen der syrakusanischen Zeit[35]). Nur ein Grundzug des Griechentums war gleich geblieben: Die Streitsucht, die sich nunmehr in Sektenbildungen, Konkurrenzmanövern der Händlerschaft und wirren Intrigen des Beamtenapparates kundgab. Der Reichtum der Insel sank zusehends, die Ordnung in Heer und Verwaltung verschwand. Dies waren Zeichen des Kräfteverfalls, der sich in der herannahenden Kulturkatastrophe der sarazenischen Eroberung deutlich offenbaren sollte!

[34]) Ad. Holm a. a. O.

[35]) H. Hochholzer, Sizilien als Beispiel der mittelmeerischen Kulturschichtung. Histor. Zeitschrift, Bd. 155, München-Berlin 1937.

JACOPONE DA TODI[1])

VON EMIL WINKLER

Vorbemerkung. Die Jacopone mit einiger Sicherheit zuzuschreibenden Gedichte sind nach dem Florentiner Druck von 1490 in der Neuausgabe von Giovanni Ferri wiedergegeben: Jacopone da Todi, Le Laude secondo la stampa Fiorentina del 1490, a cura di Giovanni Ferri, Bari, 1915 (Scrittori d'Italia). Eine kritische Ausgabe seiner satirischen Lieder gab Biordo Brugnoli, Le satire di Jacopone da Todi, Florenz 1914, mit einer Abhandlung über Handschriften und Drucke der Jacoponeschen Gedichte. — Die schwer erreichbare deutsche Auswahlübersetzung von C. Schlüter und W. Storck (Ausgewählte Gedichte Jacopones da Todi, Münster 1864) wird philologisch und künstlerisch bei weitem übertroffen von H. Federmann (Lauden des Jacopone da Todi in deutscher Übertragung, München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, o. J.); dort auch die italienische Lebensbeschreibung Jacopones von 1558 in geschmackvoller Verdeutschung und ein Nachwort. Diesem Bändchen sind die nachfolgenden deutschen Zitate entnommen. — Über den Stand der Jacopone-Forschung berichtet einsichtig Ernestine Werner, Jacopone da Todi im Licht der neueren Forschung (Festschrift Louis Gauchat, Aarau 1926 S. 1ff.). Dort weitere Literaturangaben. Besonders sei verwiesen auf die lange Abhandlung von Mario Casella, Jacopone da Todi, Archivum Romanicum IV (1920) S. 281ff., 429ff.

In jenem Jahre 1300, in das Dante die große Jenseitsschau seiner Göttlichen Komödie verlegt hat, lag in einem römischen Kerker, vom unchristlichen Haupte der Christenheit, Papst Bonifaz VIII., in grausamer Haft gehalten, der Franziskaner Jacopo Benedetti aus Todi. Dante hat (Inf. XXVII, 85ff.) zwar das Ereignis gekannt, bei dem der Mönch die Freiheit verlor, Jacopones selbst aber mit keinem Worte Erwähnung getan[2]). War der Name des glühenden Kämpfers gegen Bonifaz VIII., den auch er so haßte, nicht bis an sein Ohr gedrungen? War er so

[1]) Das Manuskript des nachstehenden Aufsatzes lag einem Vortrag zugrunde, den der Verfasser im S.-S. 1937 im deutsch-italienischen Kulturinstitut „Petrarca-Haus" in Köln gehalten hat.

[2]) Näheren Aufschluß gibt vielleicht das mir unzugänglich gebliebene Buch von G. Latini, Dante e Jacopone e loro contatti di pensiero e di forma, Todi, 1900; vgl. die Besprechung im Bulletino della Società Dantesca, N. S. VIII S. 34/35. — S. immerhin Dante, Par. XII, 121ff.

rasch vergessen? (Denn Jacopo war erst wenige Jahre tot, als Dante sein großes Gedicht schrieb.) Oder war willfährig bereits die Legende am Werke, die im leidenschaftlichen Kämpfer gegen Ordensverweltlichung und verderbtes Papsttum nur den frommen Büßer und Ekstatiker der Gottesliebe sieht, aus dem unerbittlichen Kritiker, dem wortgewaltigen Propagandisten den Narren in Christo gemacht hat?

Daß die kirchliche Legende sich Jacopones rasch bemächtigte, wissen wir. Schon am Ende des 14. Jahrhunderts bescheinigt sie ihm die Seligkeit und spielt nur noch von fernher auf seine Kirchenkämpfe an. Nichts mehr in seinem Bilde läßt den harten, nach kirchlicher Lehre ketzerischen Spiritualenstreiter ahnen. „In Todi, doch nicht in der Behausung der Brüder, sondern im Kloster der Schwestern der Santa Clara vom Monte Santo, liegt der heilige Bruder Jacopo Benedetti begraben, der Fra Jacopo da Todi genannt wurde, ein Mann von wunderbarer Frömmigkeit und ganz entbrannt in der Liebe Gottes. Er trug mit Geduld die vielen Prüfungen von unserm Herrn, dem Papst Bonifaz VIII., der falsch unterrichtet war; später aber wurde er freigelassen. Er dichtete viele Loblieder im Volgare, welche voll hoher Weisheit und großer Süßigkeit sind. Auch erhob er männlichen Einspruch gegen den Lebenswandel des genannten Papstes." So heißt es in Bartolommeos da Pisa Franziskusverherrlichung[3]). Im 15. Jahrhundert dann wucherte die Legende unter den Händen der Franziskaner weiter, um schließlich durch die Einleitung zu einem späten, 1558 erschienenen römischen Druck von Jacopones religiösen Liedern sein Bild für eine lange Zukunft zu bestimmen.

Die Legende berichtet:

Jacopo stammte aus Todi in Umbrien, aus der angesehenen Familie der Benedetti. Er war Advokat in seiner Vaterstadt, weltlich gesinnt, hochmütig und ränkesüchtig und besaß eine junge schöne Gattin, auf die er sehr stolz war. Da verunglückte die junge Frau bei einem Feste durch einen Deckeneinsturz tödlich. Als man aber ihre Leiche entkleidete, sah man, daß sie unter ihren kostbaren Gewändern auf der bloßen Haut ein rauhes

[3]) Federmann S. 118/119.

Büßerhemd trug. Durch diese Erkenntnis der weltabgewandten Frömmigkeit seiner Frau wurde Jacopo aufs tiefste erschüttert, „weswegen er", sagt die Legende, „von der Stunde an vor den Leuten wie ein Besessener sich gebärdete und nicht mehr wie vorher als ein vernünftiger Mensch erschien".

Ich folge der Legende auch weiterhin: „Als er, wie er zu sich gekommen war und voller Bitterkeit der vergangenen so schlecht angewandten Jahre gedachte und die Gefahr erkannte, in der er bis zu dieser Stunde geschwebt hatte, beschloß er, sein Leben zu ändern; und wie er bis zu dieser Zeit ganz in der Welt gelebt hatte, so wollte er von nun an ganz in Christo leben. Auf dem Weg der Demut, den er nun betrat, wollte er nicht mehr sein früheres Amt ausüben, sondern gab die Anwaltschaft gänzlich auf und auch alle früheren Ehren, die er bis dahin in seiner Vaterstadt genossen hatte, und strebte nach nichts anderem mehr als sich zu kasteien und Buße zu tun für seine Sünden. Er verteilte um der Liebe Gottes willen all sein Vermögen unter die Armen und nachdem er die armselige Kutte eines Eremiten oder Bizzocone angelegt hatte, trachtete er danach, sich so viel als möglich in den Augen der Menschen zu demütigen. Seine ganze Beschäftigung von jetzt ab war, in den Kirchen auf den Knien unter heißen Gebeten und bitteren Tränen seine Sünden zu beweinen oder in der Stadt umherzugehen und sich auf alle Art angesichts der Menschen zu erniedrigen. Seine Eltern ertrugen nur schwer diese Schmach, denn er war so sehr in jedermanns Munde, daß man in der Stadt fast von nichts anderm sprach als von Jacopos verächtlicher Aufführung. Weshalb sie sich seiner schämten und ihn oft von diesem Leben abzubringen versuchten. Da sie ihn aber eigensinnig darauf bestehen sahen, ließen sie ihn schließlich bei seinem Beschluß verharren und beruhigten sich dabei ... Und er fuhr fort, sich immer mehr in Gegenwart der Menschen zu kasteien und seine Narrheiten zu treiben, die überall großes Gelächter verursachten."

Bei einem öffentlichen Feste erschien Jacopo nackt, mit einem Sattel auf dem Rücken und ein Schwanzriemengehänge im Mund, wie ein Esel auf allen Vieren; zur Hochzeit seines Bruders aber kam er, die nackte Haut über und über mit Terpentin bestrichen und in bunte Federn gewälzt. Und weil er solcher Torheiten

immer mehr beging, nannten ihn die Straßenjungen zum Hohn Jacopone, den tollen Jakob.

In Jacopones Narrheit aber war Sinn, sagt die Legende. „Denn es kam selten vor, daß er Dinge sagte, die nicht dienlich gewesen wären zur Erkenntnis der eigenen Fehler und des Weges der Demut, auf dem er selbst so weit vorgeschritten war." Als einmal ein Bürger ihn bat, Hühner, die er gekauft hatte, für ihn in sein Haus zu tragen, trug Jacopone sie in die Gruft der Familie in der Kirche San Fortunato. Nach ihrem Verbleib gefragt, führte Jacopone den Bürger dann an die Stätte seiner künftigen Bestattung und zeigte ihm dort die Hühner. Der Bürger nahm sie und entfernte sich ganz bestürzt, doch im Innersten erbaut von der guten Lehre, die Jacopone ihm erteilt.

Nach 10 Jahren solchen Lebens wollte Jacopone in den Franziskanerorden eintreten. Weil ihm aber der Ruf der Narrheit voranging, dauerte es lange, ehe man ihn aufnahm. Da dichtete Jacopone einen Gesang von der Verachtung der Welt und brachte ihn den Brüdern, welcher ihn darauf auf der Stelle einkleideten. Trotz seines Ansehens und seiner gelehrten Bildung aber wollte Jacopone, wie er sich nun selbst nannte, nur Laienbruder sein.

In der Selbsterniedrigung und Kasteiung, in Gebet und frommer Betrachtung wurde ihm die göttliche Erleuchtung. Unter dem Legendenbericht wird der Mystiker Jacopone sichtbar: „er begann Gott über alle Dinge zu lieben, nicht aus Furcht vor der Hölle oder um der Verheißung des Paradieses, sondern einfach um seiner unendlichen Güte und Schönheit willen, welche um ihrer selbst willen geliebt zu werden verdient. Als er darum einmal gefragt wurde, was er an Leiden auf sich nehmen würde um Christi willen, erwiderte er: Wahrhaftig, ich wünschte mir bei vollem Bewußtsein und aus festem Entschluß heraus um seinetwillen in diesem Leben alle Anfechtungen und Drangsale zu erdulden, die sich nur nennen und ausdenken lassen auf dieser Welt. Nicht genug damit wünsche ich mir, daß bei meinem Tode die Teufel von meiner Seele Besitz ergreifen und sie in den schrecklichsten Ort der Hölle hinabwürfen. Dort wollte ich nicht allein für mich selbst oder für alle Seelen, die im Fegefeuer sind oder sein werden, büßen, indem ich alle ihre

Strafen und Qualen in meiner Seele durchlitte, sondern auch (wenn das möglich wäre, wie es ja nicht ist), für alle leiden, welche auf ewig verdammt sind oder sein werden. Überdies wollte ich um Christi willen für die Teufel selbst, die in der Hölle sind, bis zum Tage des Gerichts leiden und büßen und zwar so lange, als es seiner göttlichen Majestät gefiele. Außerdem würde es mir höchlichst gefallen, wenn alle, durch meine Leiden erlöst, vor mir ins Paradies eingingen und daß, wenn ich endlich vor die Himmelspforte käme und alle dort versammelt fände, sie zu mir sprächen: sie wüßten mir keinen Dank für das, was ich um ihretwillen gelitten hätte. Und ich wünsche mir in Wahrheit auch, für sie alle zu leiden ohne irgendwelchen Gewinn noch Lohn, nur um meinem Christus nachzufolgen, der für uns aus Liebe gelitten hat, und nicht, weil er von uns einen Lohn erwartete . . ."

Die Legende wird nicht müde, Jacopones ekstatische Christusliebe zu schildern. Sein Auftreten gegen Bonifaz VIII. wird zwar nicht übergangen, aber es ist nichts als der Tadel des frommen Asketen am unwürdigen Haupt der Kirche. Der kirchenpolitische Kämpfer Jacopone ist wie verdeckt. „Jacopone sprach und tadelte freimütig (so schreibt der Hagiograph) nicht nur die ihm Gleichstehenden, sondern auch seine Vorgesetzten, wenn er sah, daß sie Gott nicht mit der Ehrfurcht dienten, die ihm gebührte. Das gab ihm auch die Kühnheit, als er sah, daß der Papst Bonifaz ein schlechtes Regiment über die Kirche führte und den Papst Cölestin genötigt hatte, abzudanken, um ihn darauf im Gefängnis sterben zu lassen, und um andern Haders willen, den er unter Christenleuten unterhielt, denselben mit großer Freimut zu tadeln und ihm ins Gesicht zu sagen, daß er unrecht handle."

Aus dem päpstlichen Kerker befreit, setzte Jacopone, immer nach der Legende, sein Asketendasein fort, um endlich (die unmittelbar vorangehenden unappetitlichen Einzelheiten übergehe ich) seine letzte Hingabe an Gott zu vollziehen. In einer Vision erscheint ihm Christus. Jacopone aber empfand so „unaufhörliche Erleuchtung von Gott und eine solche Steigerung der Liebe, daß er fast immer trunken von Süßigkeit schien, durch welche er sich von nun an ganz der wahrhaften Betrachtung hingab und nicht mehr damit quälte sich zu kasteien."

Nach der Legende starb Jacopone in hohem Alter in Collazzone.

Sein Leichnam sei nach Todi gebracht worden. In der Tat befindet sich noch heute in der dortigen Kirche San Fortunato ein Totenkopf in barockem Reliquienschrein und die ebenfalls späte Inschrift: „Ossa beati Jacoponis de Benedictis Tudertini Fratris Ordinis Minorum, qui stultus propter Christum, nova mundum arte delusit et coelum rapuit." „Hier ruhen die Gebeine des seligen Minoritenbruders Jacopone dei Benedetti aus Todi; Narr in Christus, verspottete er durch neuartige Kunst die Welt und eroberte den Himmel." Die Legende ist sanktioniert, aus aufrechtem Menschentum demütige Heiligkeit geworden.

Erst die Forschung der letzten Jahrzehnte hat hinter der Legende immer schärfer umrissen die Gestalt des vielleicht eigenartigsten von Dantes dichtenden Zeitgenossen Italiens aufgedeckt. Wohl konnte sie nicht alles, was die Jahrhunderte verschüttet haben, aus dem Schutte lösen. Aber die Hauptkonturen sind sichtbar geworden. Sie heben sich ab auf bewegtem geschichtlichem Hintergrund.

Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts waren die Hohenstaufen im Kampfe mit dem Papsttum erlegen. Aber die Krise der politischen Kirche war doch eingeleitet. Noch nicht 50 Jahre nach dem Untergang des staufischen Geschlechtes in Italien zerbrach der herrschsüchtige Bonifaz VIII., der eben erst (1302) in der Bulle Unam sanctam die weltpolitischen Machtansprüche der Kirche zur offenen Herausforderung gesteigert hatte, an der Gegnerschaft Philipps des Schönen von Frankreich. Der Bogen barst, nachdem er so lange überspannt worden war.

Im geistig-religiösen Leben Italiens selbst waren die Spannungen schon die ganzen letzten Jahrzehnte immer deutlicher geworden. 1226 war Franz von Assisi gestorben, nachdem er der Welt mit seinen Gefährten das Ideal eines ursprünglichen Christentums vorgelebt hatte. Nicht lange aber hatte sich den Zeitgenossen das erbauliche Bild geboten, das der Bischof von Frascati, Jacques de Vitry (gestorben 1240) entwirft: Die Minoritenbrüder seien allem Irdischen und den Eitelkeiten des Diesseits abgewandt. Sie leben nach Vorschrift der ursprünglichen Kirche. Bei Tage gehen sie in die Städte und Dörfer, um dort durch Arbeit ihr Leben zu verdienen, des Nachts aber begeben

sie sich in die Einsamkeit zu christlicher Betrachtung. Gott wolle angesichts des bevorstehenden Weltunterganges durch so einfache und arme Männer offensichtlich noch möglichst viele Seelen retten. Sie erneuerten in sich die Lebensführung, die Armut und die Demut der ursprünglichen Kirche, tränken gierig an den reinen Quellen des Evangeliums, ahmen das Leben der Apostel nach, verzichten auf jegliche Habe und kasteien sich ... Sie ziehen zu zweien aus, um gleichsam im Angesicht des Herrn und vor seiner zweiten Ankunft zu predigen ... Die Brüder dieses Ordens dürfen nichts besitzen. Sie haben keine Klöster, keine Kirchen, keine Äcker, keine Weingärten, kein Vieh, keine Häuser, nichts an Besitz, wohin sie ihr Haupt legen könnten ... Wenn ihnen jemand etwas schenkt, horten sie es nicht für die Zukunft. Gott aber halte sein Auge über ihnen, denn es stehe geschrieben: Der Herr liebt den Pilgrim und gibt ihm Nahrung und Kleidung. Das sei der heilige Orden der Minoritenbrüder, die bewunderns- und nachahmenswerte Lebensführung jener apostolischen Männer ...[4]).

Der Glaube an den bevorstehenden Weltuntergang war damals wieder, wie einst im 10. Jahrhundert, weit verbreitet. Er verband sich mit den joachimitischen Lehren, in denen er wurzelt, und gibt den religiösen Bewegungen der Epoche ihren apokalyptischen Zug. Nach den Vorhersagen des kalabresischen Abtes Joachim von Fiore (gest. 1202), aber auch fälschlich ihm zugeschriebener Schriften, sollte im Jahre 1260 nach den Reichen des Vaters und des Sohnes, die die Reiche der Furcht und des Glaubens waren, das dritte Reich, das des heiligen Geistes und der Liebe anbrechen, eine geistige Kirche, die ecclesia spiritualis, die verweltlichte ecclesia carnalis ablösen, ein neues Evangelium aeternum, ein ewiges Evangelium, das neue Testament ersetzen. Vorher aber werde der schwere Kampf gegen den Antichrist auszutragen sein; zwei Bettelorden, von Joachim von Fiore vorhergesagt, werden in diesem Kampfe die Wahrheit verkünden und sie zum Siege führen. Das war die Prophezeiung Joachims von Fiore[5]).

[4]) H. Holzapfel, Handbuch der Geschichte des Franzikanerordens, Freiburg i. B., 1909, S. 18/19.

[5]) K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation II, Berlin 1928.

In der Tat: es kam das Jahr 1260 und mit ihm zwar nicht der Beginn einer neuen geistigen Kirche — aber es brach damals, zumindest mitgetragen von franziskanischen Laienbruderschaften, die große umbrische Geißlerbewegung aus, in der eine primitive, asketische Religiosität, gepeitscht von Weltuntergangsschrecken, zum Paroxysmus stieg. Es war ein Rausch der Gotteshingabe und Selbstpeinigung, der von den blauen Höhen Umbriens aus weite Gegenden Italiens erfaßte und sie von den kunstlosen Lob- und Bußgesängen der weinend einherziehenden, sich blutig geißelnden Büßer Jesu widerhallen ließ[6]).

In Todi, gerade in jener Landschaft Umbriens, von der die franziskanische und die Geißlerbewegung ihren Ausgang genommen hatten, mag damals Jacopo dei Benedetti ein Jüngling gewesen sein. Im selben Jahre 1260, im Sommer, aber wurde in das Domkapitel von Todi ein neuer Kanonikus, Benedetto Gaetani, Neffe und Günstling des Bischofs aufgenommen, der spätere Bonifaz VIII.[7]), der Todfeind Jacopones. Doch ist über damalige Beziehungen der beiden Männer nichts überliefert.

Die Kirche trat der strengen franziskanischen Gesinnung bald feindlich gegenüber; die päpstlichen Machtinteressen witterten Gefahr. Noch in seinem Testament hatte Franz von Assisi die bedingungslose Einhaltung des Armutsgelöbnisses gefordert. „Die Regel und das Leben der minderen Brüder ist dies, das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus zu beobachten", hatte es in der Ordensregel von 1223 geheißen. Die Brüder sollten auf Erden bloß wie Pilger und Fremdlinge leben. Sie sollten keine klösterlichen Niederlassungen besitzen und sich in keiner Weise päpstliche Privilegien verschaffen dürfen, um sich an einem Orte festzusetzen. Franz verbat sich aber auch jede spätere Interpretation und Ausdeutung seiner Regel[8]). Kaum war er indes gestorben, als der Orden vom Papste auch schon von der Beobachtung des Testamentes seines Gründers, d. h. auch von

[6]) H. Hefele, Die Bettelorden und das religiöse Volksleben Ober- und Mittelitaliens im XIII. Jahrhundert, 1910 (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, Heft 9), S. 128ff. — A. Hübner, Die deutschen Geißlerlieder, Berlin 1931, S. 8ff.

[7]) H. Finke, Aus den Tagen Bonifaz' VIII,, Münster i. W. 1902, S. 4.

[8]) Holzapfel a. a. O. S. 20, 50.

der strengen Einhaltung der Armutsverpflichtung entbunden wurde[9]). Selbst um eine juristische Begründung war man nicht lange verlegen: das Testament habe keine verpflichtende Kraft, weil Franz keine gesetzgeberische Gewalt besaß[10]). Um aber ängstliche Gemüter wegen der Verletzung der unbedingten Armutsverpflichtung zu beruhigen, fand 1279 Papst Nikolaus III., allerdings unter Mitwirkung „tüchtiger Männer"[11]), darunter des zum päpstlichen Protonotar aufgerückten Benedetto Gaetani, das Ei des Kolumbus. In einer Bulle (Exiit qui seminat) wurde erklärt: die völlige Besitzlosigkeit sei zwar verdienstlich und von Christus gelehrt worden, aber eine bescheidene Nutzung (usus) von Besitztümern dürfe man den Brüdern nicht verwehren. Damit es indes bei der Armut der Ordensbrüder bleibe, müsse alles, was den Brüdern an Sachwerten geschenkt werde, ebenso alles, was sie aus Almosen kauften, in den Besitz des päpstlichen Stuhles übergehen. Auch sei es nicht gegen die Reinheit der Regel, Nuntii oder geistliche Freunde zu bezeichnen, die auch Barvermögen für die Brüder in Empfang nehmen und es im Notfalle für sie ausgeben dürfen. Im Jahre 1283 aber schuf dann Martin IV. offiziell die Einrichtung der Oeconomici oder Syndici apostolici, die die Geldalmosen im Namen des Hl. Stuhles annehmen und für die Brüder gegebenenfalls verausgaben sollten[12]).

Die Wucht des franziskanischen Armutsideals, hinter dem eine gewaltige soziale Bewegung stand, aber trotzte allen päpstlichen Auslegungskünsten. Mit unerhörter Zähigkeit, zu Kampf und Widerstand bereit, hielten die Spiritualen — so bekanntlich ihr Name — an der unverfälschten Lehre fest, die Franziskus gepredigt und gelebt hatte. Sie wurden (wegen ihres Zusammenhangs mit dem Joachimitismus) für häretisch erklärt, ihre Führer schon 1280 einmal zu ewigem Kerker verurteilt. Die Wahl des frommen, nach seinem Tode heiliggesprochenen Eremiten aus den Abruzzen, Pietro del Morrone zum Papst Coelestin V. erleichterte 1294 zwar ihre Lage. Die Anhänger der strengen Armutsregel erhielten auf Bitten einer Gesandtschaft, die sie zu ihm schickten, die Erlaubnis, statt in Klöstern in einsamen Einsiedeleien nach der ursprünglichen franziskanischen

[9]) Holzapfel a. a. O. S. 22/23.
[10]) Holzapfel a. a. O. S. 24.
[11]) Holzapfel a. a. O. S. 46.
[12]) Holzapfel a. a. O. S. 46, 48.

Regel als „arme Eremiten" oder „Coelestiner" (doch ohne Eingliederung in die schon bestehende Kongregation dieses Namens) zu leben[13]). Aber schon nach wenigen Monaten wurde der hilflose Greis Coelestin vom Kardinal Gaetani zur Abdankung gezwungen. Gaetani, selbst schon bejahrt, wenngleich kaum in dem hohen Alter, das ihm einst zugeschrieben wurde[14]), bestieg als Bonifaz VIII. den Stuhl Petri. Offenkundig ungläubig, ohne jedes religiöse Empfinden, aber von maßloser Machtgier und unmenschlicher Härte, ließ er seinen Vorgänger sofort in Haft setzen (dieser starb einige Monate später, 1296) und hob alle seine Verfügungen auf. Bis nach Griechenland, wohin sie geflohen waren, verfolgte die Führer der Spiritualen sein Haß[15]). Vor seinem tiefsten politischen Sturze begann das gewalttätigste römische Pontifikat.

Die führenden Gegner des Papstes waren bald die Kardinäle Jakob und Petrus Colonna, Onkel und Neffe aus dem berühmten römischen Adelsgeschlechte, die in der Papstwahl zwar für Gaetani gestimmt, dann aber in heftigen Gegensatz zu ihm geraten waren. Am 2. Mai 1297 überfiel auf der Via Appia Stefan Colonna, ein Bruder des Kardinals Petrus Colonna, mit seinen Bewaffneten einen päpstlichen Transport und raubte den mitgeführten päpstlichen Goldschatz. Der Papst verstand in Geldangelegenheiten keinen Scherz[16]) und schleuderte seinen Bannfluch gegen das verruchte Geschlecht der Colonna. Diese antworteten am 12. Mai 1297 mit dem Manifest von Lunghezza (in den Sabinerbergen), das sie an den Kirchtüren Roms anschlagen und auf dem Hauptaltar von Sankt Peter niederlegen ließen: Coelestin V. habe nicht das Recht gehabt abzudanken, die Wahl Bonifaz' sei daher ungültig. In dem erbitterten Kampfe, der nun zwischen den Colonna und dem Papste begann, blieb Bonifaz vorerst Sieger. Er erklärte am Himmelfahrtstage die Colonna-Kardinäle als Ketzer und Schismatiker, erklärte sie für

[13]) Holzapfel a. a. O. S. 51.

[14]) Zur Richtigstellung Finke, Aus den Tagen Bonifaz' VIII,, S. 1 ff.

[15]) Holzapfel a. a. O. S. 52/53.

[16]) Von ihm ist die Äußerung verbürgt: „Wir haben den Ruhm der römischen Kirche um so und so viel Gold und Silber, in diesem und in jenem vermehrt; unser Andenken wird für ewige Zeiten ruhmreich sein" (Finke a. a. O. S. 293/94).

abgesetzt, die Besitztümer der ganzen Familie für beschlagnahmt, alle ihre Mitglieder und Anhänger für exkommuniziert. Die Burg Palestrina, wohin die Colonna sich zurückgezogen hatten, wurde im September 1298 von päpstlichen Truppen erstürmt, die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Bonifaz hatte gegen die Colonna den Kreuzzug eröffnet und allen Teilnehmern an seiner so zur kirchlichen Angelegenheit gemachten Privatrache dieselben Ablässe in Aussicht gestellt wie den Kreuzfahrern. Nach der Schleifung Palestrinas wurden die Colonna als Gefangene nach Tivoli gebracht, vermochten aber zu fliehen, bis dann im Verlaufe des ungeheuren Zusammenstoßes zwischen Bonifaz und Philipp dem Schönen von Frankreich im September 1303 der Tag von Anagni anbrach, Bonifaz als Usurpator selbst gefangengesetzt wurde und den Zusammenbruch seiner Macht in tiefster Erniedrigung nur um wenige Wochen überlebte (gest. 11. Oktober 1303). Worauf noch 6 Jahre später der Prozeß gegen sein Andenken wegen Häresie, Simonie und Idolatrie begann. . . .

In dem weltgeschichtlichen Kampfe des französischen Königs und der Colonna gegen Bonifaz VIII. steht als ein Element auch die Gedankenwelt der franziskanischen Spiritualen. Jacopo Colonna war mit den treibenden Persönlichkeiten der Spiritualen eng befreundet[17]). In den Streitschriften um die Abdankung Coelestins V. und gegen die Legitimität Bonifaz' VIII. haben Spirituale die Führung[18]). Für die von joachimitischen Lehren erfüllten Spiritualen konnte in der Tat kein Zweifel bestehen: in Bonifaz VIII. war der erwartete Antichrist erstanden; der entscheidende Kampf, in dem nach Joachim von Fiore die Bettelorden das Evangelium aeternum zum Siege führen mußten, war angebrochen. Das erklärt die fanatische Hingabe der Spiritualen in diesen Jahren. Bonifaz aber verfolgte die Spiritualen mit seiner ganzen, im Hassen so starken Seele[19]). Historia septem tribulationum, Geschichte der sieben Heimsuchungen, heißt die spätere Schrift des Angelus Clarenus, die wichtigste Quelle für die Geschichte der Spiritualenkämpfe, in der der Verfasser für die Vollkommenheit der evangelischen Armut, für eine geistige

[17]) Finke a. a. O. S. 27, 108, 114, 116.
[18]) Finke a. a. O. S. 5/6; Holzapfel a. a. O. S. 52ff., 65/66ff.
[19]) Holzapfel a. a. O. S. 50, 55.

Kirche im Sinne Joachims gegen ein degeneriertes Papsttum stritt[20]). Denn der Kampf um das Armutsideal ging auch nach dem Tode Bonifaz' VIII. (mit nur kurzdauernder Unterbrechung unter Klemens V.) weiter. Die Gegnerschaft der Kirche richtete sich besonders gegen das joachimitische Ideengut der Spiritualen; daher die immer neuen Bedrückungen wegen Häresie mit Exkommunikation und Einkerkerung. Noch 1318 wurden vier Spiritualen unter Johann XXII. in Marseille verbrannt, ein fünfter eingemauert, ohne daß die Bewegung damit für immer unterdrückt worden wäre[21]). Doch braucht sie uns hier nicht weiter zu beschäftigen.

Als einer der Hauptstreiter der Spiritualen in den Jahren vor der Krise von 1297, als der dichterische Propagandist des Armutsideals gegen seine klösterlichen und päpstlichen Verderber tritt aus dem Halbdunkel der Vergangenheit immer deutlicher Jacopone da Todi hervor. Mögen die quellenmäßigen Belege für seine Rolle spärlich sein, so sind sie doch eindeutig. Jacopo war unter den Spiritualen, die Gesandte zu Coelestin V. schickten, um von diesem die Erlaubnis zur strengen Einhaltung der Regel zu erlangen[22]). Im Zusammenhang damit nennt Angelus Clarenus, einer der beiden Gesandten, in seiner Historia septem tribulationum anfangs des 14. Jahrhunderts Jacopone einen Mann, in dem „Christus und sein Geist am sichtbarsten gewohnt und der für die Befolgung der Regel der Armut gekämpft hätte"[23]). Für Alvárez Pelayo (um 1330) ist er frater minor perfectus, womit ebenfalls auf seine spiritualistische Haltung angespielt wird[24]). Noch zu Lebzeiten Coelestins aber wendet sich ein illiteratus Jacobus an den König von Frankreich in einem Schreiben, worin Bonifaz VIII. „in apokalyptischen Wendungen in schärfster Weise angegriffen wird". Wenn man das Wort illiteratus, wie bei Jacopone zweifellos möglich, als Demutsformel auffaßt, kann dieser Jacopone durchaus der Verfasser des Briefes gewesen sein[25]). In einem Briefe vom 14. September 1295 ferner nennt

[20]) Holzapfel a. a. O. S. 53. [21]) Holzapfel a. a. O. S. 64.

[22]) Wadding, Annales Minorum, Bd. V, Rom 1733 S. 324; vgl. auch Casella a. a. O. S. 455, 456, Fußnote 1.

[23]) [24]) Federmann a. a. O. S. 118.

[25]) Finke a. a. O. S. 65 Fußnote.

Petrus Johannes Olivi, selbst gemäßigter Spirituale, Jacopone unter den führenden Gegnern Bonifaz' VIII., die die Abdankung Coelestins V. als unstatthaft und unrechtmäßig bekämpften[26]). Schließlich steht im Manifest von Lunghezza, der heftigen Anklageschrift der Colonna gegen Bonifaz VIII., unter den Zeugen an erster Stelle frater Jacobus de Tuderti, d. h. Jacopone, was allein die Rolle beweisen würde, die er in jenen Tagen gespielt haben muß.

Das ist nicht ein eine Schuld büßender Asket, nicht der fromme Narr der Legende, nicht der Spielmann Gottes, als den man ihn zu Zeiten sah[27]). Hier steht vielmehr, wie seine Gedichte uns gleich zeigen werden, ein leidenschaftlicher Kämpfer; ein Kämpfer für ein religiöses Ideal, mehr als das: ein Kämpfer für eine neue Gesinnung. Er steht für sie gegen das verweltlichte Oberhaupt der Kirche, erscheint so für einen Augenblick mitten im weltgeschichtlichen Geschehen — bis er an der religiösen Gewalt des doch so unchristlichen Papstes innerlich zerbricht.

Ob Jacopo dei Benedetti wirklich, wie die Legende will, aus angesehener Bürgerlichkeit, aus Reichtum und Wohlstand durch ein erschütterndes persönliches Erleben zur Askese geführt wurde, läßt sich nicht mehr entscheiden. Seine Gedichte geben für die Zeit vor seinem Hervortreten im Spiritualenkampfe bloß unbestimmte persönliche Andeutungen über Genuß und Sinnenfreude (Lauden 3, 20, 24), dann über Selbsterniedrigung, Verzicht und Ausharren:

> Ich gab mein alles, Liebe zu erraffen,
> Warf Welt und mich hin, ohne lang zu wägen.
>
> Ich hört der Freunde Ruf mein Ohr erreichen,
> Mich wegzulocken aus dem neuen Leben.
> Doch dient nicht, wer geherrscht in Königreichen,
> Noch kann sich, wer sich gab, noch einmal geben . . .[28]).

Mancher Zug der Legende erscheint jedenfalls bloß wie eine Ausschmückung oder Übertragung von Gedankengut echter oder unechter Jacoponescher Verse in materielle Wirklichkeit. So ist

[26]) Finke a. a. O. S. 68.

[27]) A. d'Ancona, Jacopone da Todi, il Giullare di Dio del secolo XIII, Todi 1914.

[28]) Lauda 90, Federmann S. 33.

etwa die breite Schilderung der Legende, wie Jacopone nach seiner inneren Umkehr[29]) einst als wilder und verschrobener Sonderling gelebt habe, sichtbar angeregt durch die Schlußstrophe seiner Klage der Seele über das Schwinden ihrer Liebe:

Nicht will ich mich den Menschen mehr ergeben,
Will führen ein verwildert, einsam Leben
Und in der Menge stehen fremd daneben,
Seit mir mein Herr verloren und entrissen[30]).

Ähnlich wird es mit andern Angaben der Legende sein. Um 1300 jedenfalls hatte Jacopone 10 Jahre die franziskanische Kutte getragen, 30 Jahre sich danach gesehnt, christlich zu leiden. Nach dem Wortlaut der betreffenden Anspielungen (Lauda 55) hatte er dann am päpstlichen Hofe ein Amt besessen und war 1½ Jahre „in Zucht" in Palestrina gewesen, wo sein Unglück seinen Anfang nahm. Es klingt in diesem Zusammenhang ein Wort von in Rom erworbenem Ruhm an. Zweifellos sind es Anspielungen auf Voraussetzungen und Anlaß seines Gegensatzes zu Bonifaz VIII. Man darf als sicher annehmen, daß Jacopone vor dem Pontifikat Bonifaz' VIII. in der Kirchenpolitik irgendwie eine scharf umrissene Rolle hatte. Im Jahre 1288 war er, Jacobus de Tuderti, ordinis fratrum minorum, in Rom im Hausstand des Kardinals Bentivenga[31]). Er war eine ehrgeizige Natur von starkem Geltungsstreben, wie etwa seine Lauda 29 erweist. Daß er kein beliebiger Franziskaner war, zeigt der Ton, in dem er Coelestin V. offenbar nach dessen Wahl (1294) begrüßt hatte:

Pier Morrone, wie wirds gehen,
Wirst die Probe Du bestehen?

Ob Du Kupfer, Gold, ob Eisen,
Wird die Probe bald erweisen;
Ob es halten wird, ob reißen,
Was Du spannst, zeigt nun die Zeit.

[29]) Lauda 90, Mitte: Ein neu Geschöpf bin ich in Christ geboren — Der alte Mensch von Grund auf ist erneut (Federmann S. 36).
[30]) Lauda 68; Federmann S. 28, mit leichter Abänderung.
[31]) D'Ancona, Jacopone da Todi S. 79, Fußnote 3; Federmann S. 118.

Eine Schmelze ist dies Amt,
Wo nur reines Gold hält stand.
Alles Schlechte wird verbrannt,
Asche nur und Schlacke bleibt ...

Mitleid hat mich überkommen,
Als Dein JA ich hab vernommen,
Hast ein Joch auf Dich genommen,
Das Dir droht mit ewgem Leid ...

Schlimm stehts mit den Kardinälen,
Die verlieren ihre Seelen
Und um Reichtum sich nur quälen,
Daß sich der Nepot erfreut.

Hüt Dich vor den Pfründnern gut,
Hungrig stets nach Geld und Gut,
Nichts löscht ihres Durstes Wut
Und kein Trunk davon befreit.

Hüt Dich Schmeichler anzuhören,
Welche Schwarz in Weiß verkehren,
Weißt Du Dich nicht gut zu wehren,
Singst Du einst ein Lied voll Leid[32]).

So spricht nur, wer ein Recht zu sprechen. Dieses aber besaß, wo nicht der mindere Bruder, so der Dichter Jacopone da Todi.

Der Hauptteil seiner Gesänge wird damals schon entstanden gewesen sein. Es sind, wie man nun seit langem weiß, nicht die kunstlosen Ergüsse eines sinnlich überreizten Geißlers, viel eher die in Trommelwirbel und Fanfarenstößen hinausgeschleuderten, z. T. sehr bewußt instrumentierten religiös-philosophischen Gedanken einer Epoche. Es sind die Rügelieder des Spiritualen und Mystikers im Dienste seiner Idee: laudes, quas dictavit in vulgari pro consolatione et profectu novitiorum studentium; quae maxime prosunt in vita evangelica et dicuntur Vinea Crucis, heißt es in den alten Handschriften[33]). Jacopone besaß zweifellos die Wissenschaft und Geistesbildung, die er sittlich ver-

[32]) Lauda 54, Federmann S. 65ff.

[33]) Francesco Novati, L'amor mistico in S. Francesco d'Assisi ed in Jacopone da Todi (in desselben Verfassers Freschi e Minii del Dugento, Mailand 1925) S. 203.

achtete und mit Hohn übergoß[34]). Als Dichter hat er neben volkstümlichen gelehrte und höfische Muster nachgebildet. Aber auch die Motive seiner Gesänge, von derbster Diesseitsverachtung über Niedergeschlagenheit oder Glut bis zu höchster religiöser Vergeistigung oder theologischer Verstiegenheit, sind keineswegs sehr ursprünglich. Er hat sie nur so zum Erglühen und zum lauten Tönen gebracht, daß man sich täuschen und seine Gedichte für die unmittelbaren Aufbrüche einer Seele halten konnte; ja Aufbrüche einer kranken Seele, zumal die Wörter pazzo, pazzia, empazzir bei ihm öfters wiederkehren[35]). So wurde Jacopone für die Legende zum Narren, wo er doch nur das Wort der Schrift mit dichterischer Wirklichkeit und Leidenschaft erfüllte: „Keiner täusche sich selbst! Wenn jemand unter Euch sich einbildet, vor dieser Welt ein Weiser zu sein, der werde zum Toren, damit er ein Weiser werde. Denn die Weisheit dieser Welt ist Torheit vor Gott" (Paulus, 1. Korintherbrief 3, 19). Jacopone hielt sich an das Wort, er verdammte die irdische Weisheit und sang die Torheit, die den Himmel eröffnet:

Wer um Christ sich macht zum Toren,
Scheint in Gram und Schmerz verloren;
Ist zum Doctor doch erkoren
In Natur und Theologei.

Wer in diese Schule gehet,
Neue Lehre der empfähet;
Wer die Torheit nicht verstehet,
Weiß nicht, welches Gut sie leiht ...[36]).

Es ist ein erstes Motiv in Jacopones Dichtung. Jacopone sang die Torheit vor Gott in so leidenschaftlicher Hingebung, daß seine Erregung auch in der Übersetzung noch nachzuzittern scheint:

Der Geist muß ohne Wissen,
Doch voller Treue leben,
Im Schatten jener Allmacht
Zum Glauben sich erheben,

[34]) Novati a. a. O., besonders S. 200ff.

[35]) Allerdings sind einige Jacopone früher zugeschriebene Gedichte, etwa: Mosso da santa pazzia, oder Udite nova pazzia che mi viene in fantasia, nicht von ihm. S. Ernestine Werner a. a. O. S. 3.

[36]) Lauda 84, Schlüter-Storck S. 14.

Darf nach der Rätsel Lösung
Mit dem Verstand nicht streben,
In Demut hingegeben
Ihm, der ihn überwindet.

O weisestes Nichtwissen,
Zu welchen Höhn entrückt,
Auf wunderbare Weise
Erhoben und beglückt.
Die Zunge kann nicht fassen
Das Reich, das Du erblickt,
Der Geist sich selbst entrückt,
Vor solcher Schönheit schwindet . . .[37]).

Die Absage an die Weisheit, die Hingabe an die freiwillige Torheit vor Gott hat ihre Triebkraft in der Gottesliebe. Einer der eigenartigsten spätmittelalterlichen Gedanken, nicht nur Italiens, hat in Jacopone seine vollendetste und bezeichnendste italienische Ausprägung erfahren:

Drum ziemt es keinem mehr, mich je zu schmähen,
Daß solche Lieb zum Narren mich gemacht . . .[38]).

Denn, wisse wohl, durch Dich ward ich zum Toren,
Du, höchste Weisheit, hast es selbst gemacht,
Seit Deine Liebe tat mein Herz durchbohren,
Und ich den Tausch mit Liebe hab gemacht . . .[39]).

Jacopone gilt mit Recht als einer der großen Dichter mittelalterlicher Mystik[40]). Aber das mystische Denken selbst ist nicht sein Eigentum. Der Leitgedanke der Mystik, der Gedanke der reinen Gottesliebe, die Ansätze zur Überwindung eines simplistisch-materiellen Glaubens, dessen Sittengesetz ohne Lohn und Strafe nicht auskam, sind ja viel älter. Zur Zeit Jacopones waren sie seit langem volkstümlich. Der Geschichtschreiber Ludwigs des Heiligen von Frankreich, Joinville, erzählt von einem Dominikaner, der während des 6. Kreuzzuges (1248—1254) in Damaskus auf der Straße einer alten Frau begegnete, die in der Rechten eine Schale mit Feuer, in der Linken eine Flasche

[37]) Lauda 79, Federmann S. 84. [38]) Lauda 90, Federmann S. 34.
[39]) Lauda 90, Federmann S. 39. [40]) S. auch Novati a. a. O. S. 198 ff.

Wassers trug. Auf die Frage des Dominikaners, was sie denn vorhabe, antwortete die Frau, sie wolle mit dem Feuer das Paradies anzünden und mit dem Wasser die Hölle auslöschen, damit niemand mehr das Gute aus Hoffnung auf das Paradies oder aus Furcht vor der Hölle, sondern jedermann es nur um willen der Gottesliebe tue, die allein das höchste Gut sei[41]).

Es ist gedanklich kaum tiefer, wenn Jacopone singt:

Die Liebe, die vollkommen,
Wird nicht vom Lohn getrieben,
Nichts hält sie ab zu lieben ...

Wo Dienst um Lohn noch wirbt
Und welch Gewinn ihm bliebe,
Da läßt sich noch die Liebe
Vom Vorteil leiten.
Wo War um Ware wird
Zu ihrem Preis genommen,
Da tönen unvollkommen
Der Liebe Saiten ...[42]).

Oder:

Darfst nicht vor der Hölle bangen,
Nach dem Himmel nicht verlangen, ...
Tugend kennet kein Warum,
Das Warum ist äußres Tun,
Lehrt Dich nicht die Heilung finden
Von der Krankheit Deiner Sünden ...[43]).

Und es ist nur ein Schritt von der unendlich liebenden Hingabe an Gott zum Haß des eigenen Ich:

Liebe muß sich selber hassen,
Wenn wahr sie ist und echt ...[44]).

[41]) Memoires de Jean Sire de Joinville, p. p. Francisque Michel, Paris 1858 S. 134.

[42]) Lauda 99, Federmann S. 94; vgl. auch die Lauden 83 und 85.

[43]) Lauda 60, Federmann S. 57. — In einer asketischen Abhandlung, die die Handschriften ebenfalls Jacopone zuschreiben (Casella a. a. O. S. 311/12), ist die Rede von fünf Schilden der Geduld, deren fünfter darin liegt, daß „per tutte queste cose (für alle Mühsale und Leiden) non aspetti alcuna retribuzione dal Signore, nè nella presente vita nè nell'altra" (ibd. S. 314).

[44]) Lauda 99, Federmann S. 95.

Herrliches Sichselberhassen,
Keine Strafe kann Dich fassen,
Keine Kränkung Dich bedrücken,
Schmach gereicht Dir zum Entzücken!

Findest keinen Dir mehr feindlich,
Jeder war Dir Freund und freundlich,
Ich nur war durch eigne Fehle
Feind dem Heile meiner Seele . . .[45]).

Ein Schritt nur ist es auch zu allen den Übersteigerungen des Mystizismus bis zur Verherrlichung des Nichts, dahin, wo „die Seele durch heiliges Nichts und Liebe einen Zustand erreicht, der unbegreifbar und unsagbar ist" — wie die Überschrift eines Gedichtes von Jacopone lautet[46]).

Was Jacopone eigentümlich ist, ist die dichterische Gestaltung des mystischen Motivs der Gottesliebe. Es hieße ihm Zeile für Zeile folgen, wollte man den Reichtum der dichterischen Varianten seines religiös-mystischen Denkens ausschöpfen. Oft ist es von tiefer Niedergeschlagenheit bestimmt, wie in dem bedrückenden Liede: O vita penosa, continua battaglia (Lauda 24), dem auch erstes Mutterglück nur Qual und Jammer ist. Vor allem aber und in zahllosen Versen jubelt die in Liebe erglühende Seele, bis die Fülle des Glücks sie überwältigt und sie aufschreit im Schmerz über soviel Liebe:

Ich fliehe das Kreuz, das mich ganz will verzehren,
Ich kann seiner Glut mich nicht länger erwehren.

Nicht kann ich ertragen das mächtige Glühn
Des Kreuzes, ich eile der Lieb zu entfliehn,
Doch trag ich im Herzen sie, wo ich auch bin,
Und fühle Erinnerung mich brennend verzehren . . .

Nicht halt ich den glühenden Qualen mehr stand,
Die nur der ermißt, den selbst sie verzehren . . .

[45]) Lauda 55, Federmann S. 72.
[46]) Lauda 91, Federmann S. 96.

Bruder, gekostet nur hast Du vom Wein,
Doch ich hab getrunken und trage die Pein
Der Liebe, die keine Fessel schließt ein
Und alles zersprengt wie der Most, der im Gären . . .[47]).

In unaufhörlichem Auf und Ab, in lebendigen Rhythmen bewegt diese ganz auf Suggestion eingestellte Dichtung sich vom lauten Ruf, der alle Hemmungen durchbricht:

Ich will im Tanz der Horen
Der Liebe Sänger sein,

Es rufen Zung und Herz,
Lieb, Liebe allerwärts,
Es stürb vor süßem Schmerz,
Wer stumm von Dir wollt sein,

Denn wer gefühlt Dein Wehen,
Sein Herz muß ihm vergehen,
Dürft er nicht zu Dir flehen
Und Liebe, Liebe schrein![48])

hin zum tiefen Schweigen der Seele:

O tiefe, stumme Liebe,
Die alle Worte flieht,
Daß sie verborgen bliebe![49])

Aber das Schweigen ist nicht von Dauer. Die Seele jubelt und leidet und will untergehen in der Liebe:

O Liebe, Liebe, tief sind Deine Wunden,
Ich kann von anderm nicht als Liebe singen.
O Liebe, Liebe, so mit Dir verbunden,
Ich kann nichts andres tun als Dich umschlingen.
O Liebe, Liebe, ganz mir selbst entschwunden,
Mein Herz will liebend übers Ufer dringen,
Ohnmacht will mich bezwingen!
O Liebe, aus Erbarmen,
Liebe, in Deinen Armen
Laß sterben mich, o Liebe! . . .

[47]) Lauda 75, Federmann S. 29, 31.
[48]) Lauda 81, Federmann S. 93.
[49]) Lauda 77, Federmann S. 86.

O Liebe, Liebe, Dich tönt jedes Ding,
Durch alle Welt wird nur Dein Ruf vernommen,
Liebe, so tief, daß wer in Dir verging,
Stets durstiger nur wird nach Deinen Wonnen.
O Liebe, Liebe, Du geheimer Ring,
Dich liebet ewig, wen Du aufgenommen,
Gespinnst und ders gesponnen!
Wer sich in Dich darf kleiden,
Fühlt also süßes Leiden,
Daß er nichts singt als Liebe!

O Liebe, Liebe, was tust Du mir an?
O Liebe, ach, ich muß zugrunde gehen!
O Liebe, die so ganz sich gab und nahm,
O Liebe, ach, willst Du mich sterben sehn?
O Liebe, Liebe, die mich schlug in Bann,
O Liebe, lasse mich in Dir vergehen
In Deinem süßen Wehen,
O Liebe, mein Begehren,
O Liebe, süß Gewähren,
Ertränke mich in Liebe![50])

Dem in so leidenschaftlicher Liebe Entbrannten naht aber mahnend und beruhigend Christus selbst. Augustinische Gedanken klingen an[51]):

Du, der mich liebt, Ordnung muß Liebe binden,
Denn ohne Ordnung keine Kraft besteht.
Und der Du so Dich sehnest mich zu finden,
Auf daß Dein Geist erneuert aufersteht,
Ruf jene Liebe, die ich kam verkünden,
Durch die der Geist heiliger Ordnung weht.
Denn wie am Baum Ihr seht
Die gut und böse Art
Durch Früchte offenbart,
Durch Taten so die Liebe.

[50]) Lauda 90, Federmann S. 42/43. — Auf die Abwandlung Paulinischer Gedanken in dem langen Gedichte weist hin Casella a. a. O. S. 469, Fußnote.

[51]) Casella a. a. O. S. 477, Fußnote 1.

Denn alle Dinge hab ich so bestellt,
Daß sie nach Zahl und Maß sind unterschieden.
Und allen ward ihr Zweck, der sie erhält,
Daß sie durch ihn hier finden ihren Frieden.
Und sollte Lieb, die Ordnerin der Welt,
Von heiliger Ordnung jemals sein geschieden?
O Seele, die hienieden,
Von Liebesglut umnachtet,
Die Ordnung hat verachtet,
Lern zügeln Deine Liebe![52])

Es ist in der Tat etwas Gewalttätiges in Jacopones Art, ob er nun die Bresthaftigkeit der menschlichen Natur, das Elend des Alters, das Grauen des Todes vorführt (Lauda 25), Gott um alle Qual bestürmt (Lauda 48), die Armut preist, kirchlich-mönchische Verderbnis anklagt, mystische Gottesliebe singt. Einige der Gedichte Jacopones sind von unerhörtem, ja brutalem Realismus. Irgendwie schroff sind fast alle, mögen neben ihnen immerhin die weichen, kindlich-einfachen Strophen eines Weihnachtsliedes, einer Verherrlichung Mariae, einer Marienklage stehen. Das ständige Ausrufen, Anrufen und Gestikulieren bei Jacopone, das jedem Leser auffällt, verrät Hast und Unrast. Von den Jacopone mit einiger Sicherheit zuzuschreibenden rund 100 Gedichten beginnen 70 irgendwie mit einer Apostrophe. Auch im Liede erkennt man den Propagandisten, den Kämpfer, den Dialektiker mystischer, z. T. dunkler Spitzfindigkeiten. Und daß der Sänger der Gottesliebe ein reizbares, keineswegs heiligmäßiges Gemüt besaß, daß er ein guter Hasser sein konnte, hat er selbst gestanden (Lauda 29 und Lauda 28; aus der letzteren die folgenden Zeilen):

Als Eremit ich lebte,
Verzehrt mich im Gebete,
Stillte der Armen Nöte
Und lag oft krank allein.

Tat strenge Regel üben,
Bin treu der Armut blieben
Und tat die Keuschheit lieben
Nach besten Kräften mein.

[52]) Lauda 90, Federmann S. 38.

Hab Hunger viel gelitten,
Mit Hitz und Frost gestritten,
Pilgernd mit müden Schritten
In Sturm und Sonnenschein.

Sprang früh schon aus dem Bette,
Versäumte keine Mette,
Lag selbst nach der Komplete
Noch betend wach allein.

Doch wagt mich wer zu kränken,
Den Pfeil ins Herz zu senken,
Kann zügeln nicht und lenken
Die wilde Zunge mein ...

Ein Wort, das mich verletze:
Und ich kann nicht verzeihn[53]).

Ein so geartetes Gemüt mußte es zu Stellungnahme und Tat drängen. Der Gedanke an die Tat klingt an in dem vorhin z. T. schon zitierten Gedichte von der Seele, die Gott ihre übergroße Liebe klagt:

Und wer mich ansieht, Antwort wohl begehrt,
Ob Christus liebt so tatenloses Minnen.
Wenn nicht, was bin ich dann vor ihm noch wert?[54])

Stellungnahme und Tat hat Jacopone, soviel sich vermuten läßt, wohl zuerst im Streite um die Bewahrung des franziskanischen Armutsideals bewährt. Der Preis der Armut ist eines der entscheidenden Motive seiner Dichtung. In einer langen Lauda hat er, der glühende Verehrer des Franz von Assisi (Lauden 61, 62), die Besitzlosigkeit gefeiert:

Armut führt uns sichere Straße,
Leer von Streit und leer von Hasse,
Braucht vor Dieben nicht zu zittern,
Noch vor Sturm und Ungewittern.

Armut kann in Frieden sterben
Ohne Testament und Erben,
Läßt die Welt in Ruh hienieden
Und den Menschen ihren Frieden,

[53]) Lauda 28, Federmann S. 63/64.
[54]) Lauda 90, Federmann S. 37. — Die Lauda Facciam fatti, die

Braucht nicht Richter noch Notare,
Daß sie ihre Rechte wahre,
Kann des Geizigen angstvoll Trachten
Lachenden Gemüts verachten.

Armut, o Du hohes Wissen,
Die Du jedes Ding kannst missen,
Achtest den Besitz geringe
Und besitzest alle Dinge.

Wer entsagt, der wird sie haben
Und besitzen ohne Schaden,
Ohne daß er je es litte,
Daß ein Ding hemmt seine Schritte ...

Armut nennet nichts ihr eigen,
Wird nach nichts Begehren zeigen,
Und doch über allem thronen,
In dem Geist der Freiheit wohnen ...[55]).

Und schon in diesen Gedichten klingt eine leicht herausfordernde Note:

Bin zu feig zu falschem Ruhme,
Taug nicht zum Vasallentume,
Um mein Bild aus Gottes Händen
Durch so eitles Tun zu schänden[56]).

Im höchsten, dem 3. Himmel der Armut aber herrscht die neue Philosophie, la nova filosofia — ohne Zweifel die irdische Vollendung des Spiritualen; es klingt wie eine Kampfansage:

Licht in Finsternis zerbricht,
Und die Finsternis wird Licht.
Dieser Lehre junges Drängen
Wird die alten Schläuche sprengen![57])

Jacopone einst zugeschrieben wurde und die auch in der Übersetzung von Schlüter und Storck S. 35 erscheint, ist nicht von Jacopone; s. B. Brugnoli a. a. O. S. 405 unten.

[55]) Lauda 60, Federmann 55, 59. — S. auch Lauda 59. — Die Lauda Amor de povertate, la tua nobeletade, mit der langen Stelle über die Spiritualen, ist Jacopone dagegen nicht mit Sicherheit zuzuschreiben; s. Brugnoli a. a. O. S. 402, sub 13.

[56]) Lauda 60, Federmann S. 56. [57]) Lauda 60, Federmann S. 59.

So mag, in der Verteidigung des Armutsideals und der Ideenwelt der Spiritualen, Jacopone zum Sänger der großen Schlacht des Antichrist (Lauda 50), zum Streiter gegen die Wölfe im Schafspelz (Lauda 32), gegen die Pharisäer (Lauda 30) und eitlen Sophisten (Lauda 31), zum Streiter gegen eine verderbte Kirche geworden sein (Lauden 51, 52, 53):

Und unsre Kirche ist der trübe Mond
Mitsamt dem Papste und den Kardinälen,
Die strahlend einst ob aller Welt gethront,
Wir sehn in Finsternis ihr Licht vergehen.
Kein Glaube in der Priesterschaft mehr wohnt.
Sie irren selbst, die sonst geführt die Seelen![58])

Es ist zweifellos der Augenblick, da Jacopone in offene Feindschaft mit Bonifaz VIII. geriet. Schmerzlich vermißt man reichere Zeugnisse über diesen Konflikt. Ein heftiges Anklagegedicht gegen den verworfenen Papst, das einige Einzelheiten enthält, ist in seiner Echtheit leider nicht unangefochten und in seiner vorliegenden Form vielleicht von fremder Hand erweitert[59]). — Es kam die Niederlage der Colonna im Kampfe gegen Bonifaz. Man darf mit Sicherheit vermuten, daß auch Jacopone bei der Erstürmung Palestrinas im September 1298 gefangen genommen wurde. In einem seiner realistischesten, aber auch eindrucksvollsten Lieder, im Gefängnis gedichtet, schildert er seine grausam-furchtbare Kerkerhaft, spricht von lebenslänglicher Verurteilung (perpetuo encarcerato). Aber noch ist Jacopones Mut nicht erschüttert, die grelle Schilderung seiner Leiden, die er, in unterirdischem Kerker, die Füße in Ketten, zu dulden hat, klingt wie Hohn. Satire gegen armutverleugnende, am päpstlichen Hofe sich drängende ämtergierige Mönche bricht durch. Auch seine eigene Kerkerhaft hat nur sein Aufenthalt am römischen Hofe verschuldet. Doch wird das Kloster — offenbar der Konvent, der den Kerker versorgt — an ihm nicht reich werden:

[58]) Lauda 50, Federmann S. 60. — Eine in diesem Gedichte stehende Anspielung auf solche, die gierig sind Zeichen, Wunder und Heilungen zu tun (Ausgabe Ferri S. 116) ist mir nicht ganz durchsichtig.

[59]) Lauda 58. Zur Frage der Echtheit s. Brugnoli a. a. O. S. 322/23. Für die Echtheit des Gedichtes tritt heftig ein Casella a. a. O. S. 460, 462, Fußnote.

Fluchen wird ob der Verschwendung
Des Konventes heilige Sendung,
Sehen sie, daß nichts kommt ein
Und verloren Mast und Schwein ...[60]).

Ihm, Jacopone, ist die Qual nur Erfüllung langen Sehnens. Hier stehen die vorhin zitierten Verse von der Herrlichkeit des Sichselberhassens, hier auch der Jubel des Asketen:

Was als Strafe ich sollt nehmen,
Dreißig Jahr war es mein Sehnen,
Endlich naht der Tag der Schickung,
Bringt dem Durste die Erquickung[61]).

Der Kämpfer hat seinen Kampf gekämpft. Papst Bonifaz VIII. aber exkommunizierte Jacopone. Erst da unterlag der Streiter, erst da zerbrach seine Kraft. In zwei Gedichten fleht Jacopone Bonifaz an, den Bann von ihm zu nehmen. Eindringlich bestürmt das eine (Lauda 56) den Papst. Alles Leid will Jacopone freudig ertragen, denn er trägt zwei Schilde, die ihn gegen jegliche Wunde schützen: das Selbstverachten und die Liebe. Nur die Exkommunikation möge Bonifaz von ihm nehmen:

Um Gnade ich Dich fleh,
Sprich das: Absolvo te!
Was sonst ich noch erleide,
Laß mir, bis einst ich scheide.

Magst, was Du willst, verhängen,
Mich, wie Du willst, bedrängen,
Nur andre Waffen wähle,
Mit dieser mich nicht quäle![62])

Noch ergreifender klingt das andere Gedicht. Es ist wohl in jenem Jubeljahre 1300 gedichtet, von dessen Ablässen der Papst ausdrücklich die Colonna ausgeschlossen hatte[63]). Die Stimme des Flehenden klingt matter und matter:

[60]) Lauda 55, Federmann S. 72.
[61]) Lauda 55, Federmann S. 7.
[62]) Lauda 56, Federmann S. 74.
[63]) Casella a. a. O. S. 459. — Die finanziellen Beweggründe des Papstes bei Veranstaltung des Jubeljahres sind kaum zu bezweifeln.

Ach, um meiner Sünden willen
Stieß der Hirt mich aus der Hürde,
Will nicht meinen Jammer stillen,
Nimmt nicht ab mir meine Bürde.

Daß von meinen lauten Klagen
Endlich doch der Hirt erwachte,
Und vom Bann, den ich muß tragen,
Endlich frei sein Wort mich machte.
Ach, nach Freiheit ich nicht trachte.
Genügt Dir nicht die Haft, die schwere,
Triff mich nur mit anderm Speere;
Wie Du willst, das Urteil fälle!

Hab gerufen Jahr und Tage,
Doch Du willst mich nicht erhören,
Hab geschrieben Brief und Klage,
Willst Verzeihung nicht gewähren.
Ach, wie lange soll es währen,
Bis mein Pochen Einlaß finde,
Bis vergeben mir die Sünde
Und ich kehr in meine Zelle.

Wie der Blinde, den man schmähte,
Lauter klagt, Gehör zu finden,
Also jammre ich und bete:
Gott erbarme Dich des Blinden! . . .
Herr, gib mich dem Lichte wieder!
Daß ich sing die alten Lieder,
Freudig das Hosannah quelle! . . .

Liege wie des Jairus Tochter
Als ein Toter auf der Bahre.
Schlimmern Tod starb meine Seele
All die langen schweren Jahre.
Reich die Hand mir, daß ich fahre
Heim zu Sankt Franziskus wieder
Und am Tische seiner Brüder
Sitze an der alten Stelle.

Ach, ich bin gesandt zur Hölle,
Seh das Tor schon aufgeschlagen,
Höre weinend schon den Orden
Den verlorenen Sohn beklagen,
Willst Du nie das Wort mir sagen:
Alter, stehe auf und gehe!
Daß das jahrelange Wehe
Auf in Klageliedern quelle . . .[64]).

Am Schlusse des Liedes erbittet Jacopone — wenn die Deutung der Stelle richtig ist — die Fürsprache eines Fra Gentile, wohl eines Franziskaners von Montefiore, der 1299 Kardinal geworden war[65]). Aber der Papst blieb stumm. Wohl erst der Sturz Bonifaz' VIII. (1303) und die Aufhebung seiner Dekrete gegen die Colonna und deren Anhänger durch Benedikt XI. (23. Dezember 1303) brachte Jacopone die Freiheit. Er dürfte in seinen Orden, zur Hürde zurückgekehrt sein, wie er erflehte. Ob er noch dichtete, läßt sich nicht erweisen. Man wird es aus inneren Gründen aber eher bezweifeln. Die zuletzt zitierten Verse dringen aus einer zerbrochenen Seele. Man hat Mühe anzunehmen, in Jacopone könnte die glühende Leidenschaft von einst noch einmal erwacht sein. Oder ist aus dem Streiter für christliche Armut gegen eine entartete Kirche, aus dem ekstatischen Sänger der Gottesliebe jetzt der fromme Dichter der zwei Lieder von der Geburt Christi[66]) oder der innigen Marienlieder geworden, die die alte Ausgabe von 1490 an die Spitze seiner Werke stellt, der Dichter einer berühmten italienischen Marienklage[67]) und des Stabat mater, das man ihm gerne zuschreiben möchte? Man weiß es nicht. Die geschichtliche Persönlichkeit Jacopones versinkt wieder im Schatten. Die Dokumente schweigen, nur die Legende spricht.

[64]) Lauda 57, Federmann S. 76, 78, 79.
[65]) Casella a. a. O. S. 459.
[66]) Lauden 64, 65.
[67]) Lauda 93.

ERZIEHUNGSPLÄNE FÜR CARL AUGUST VON WEIMAR

VON WILLY ANDREAS

Mehrfach hat sich die Forschung mit der Jugendentwicklung des Mannes befaßt, der Goethes Freund und Schutzherr werden sollte. Doch ist sie über Ansätze nicht hinausgekommen[1]), und begreiflicherweise fiel das Licht der Betrachtung vornehmlich auf die Begegnung des jungen Herzogs mit Goethe und die erste Zeit ihres Weimarer Zusammenseins, die Jahre des Sturm und Drang.

Die Biographie Carl Augusts wird den Beweis erbringen, daß er sich als Persönlichkeit trotz aller Schranken und Schwächen neben dem Genius behauptet. Er kann beanspruchen, als Erscheinung von eigenem Wuchs gewürdigt zu werden[2]).

Kindheit schon und Jünglingsjahre des Erbprinzen geben zu einer Fülle von Fragen Anlaß. Ihre Klärung ist nicht bloß für die menschliche Entwicklung und Charakterbildung des nicht leicht zu lenkenden Knaben von Belang, sondern auch von erziehungsgeschichtlicher Bedeutung.

Der Forschung ist hier die Aufgabe gestellt, die Personen und Anschauungen, die auf die Erziehung des jungen Herzogs eingewirkt haben, mit den Zeitströmungen eines ebenso empfindsamen wie aufgeklärten Jahrhunderts in Beziehung zu bringen, zugleich aber herauszuarbeiten, was lediglich aus den besonderen Verhältnissen Weimars, was aus der Eigenart der Mutter und der

---

[1]) Wilhelm Bodes „Karl August von Weimar. Jugendjahre", Berlin 1913. Versuch einer Gesamtdarstellung der Jugendzeit, als solcher nicht ohne Verdienst und anregenden Reiz, bleibt aber an der Oberfläche und leidet daran, daß seine Quellenbenutzung meist von zweiter Hand ist. Ich hoffe in meiner Biographie Carl Augusts das Bild auf Grund archivalischer Forschungen wesentlich vertiefen zu können.

[2]) Siehe darüber meine Heidelberger Rektoratsrede vom Jahre 1932, „Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte", jetzt in der Sammlung „Kämpfe um Volk und Reich. Aufsätze und Reden zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts", Berlin-Stuttgart 1934.

zur Heranbildung des Thronfolgers berufenen Persönlichkeiten sowie dem eigensten Wesen Carl Augusts zu deuten und zu verstehen ist.

Die im folgenden veröffentlichten Quellenzeugnisse[3]) mögen über den Geist Aufschluß geben, in dem das Erziehungswerk geleitet werden sollte. Sie bedürfen freilich, will man erschöpfende Auskunft über das Werden Carl Augusts gewinnen, der Ergänzung durch die zahlreichen fortlaufenden Rechenschaftsberichte, die Graf Görtz als Erzieher des Prinzen seiner Mutter, der Herzogin Anna Amalia erstattet hat. Denn wie so oft, blieb auch in diesem Fall ein Abstand zwischen Wollen und Vollbringen.

Von diesen Berichten, die halbjährlich eingereicht wurden, ist bisher nur einer, der erste, aus den reichen Aktenbeständen des Thüringischen Staatsarchivs, ans Licht gezogen worden[4]). Ihr besonderer Wert liegt darin, daß sie uns gerade in die Kinderjahre Carl Augusts Einblick gewähren; natürlich sagen sie aber auch recht viel über das Wesen des Erziehers selber aus, der übrigens nach seiner Entlassung aus weimarischen Diensten und seinem Übergang in die preußische Diplomatie in der deutschen Politik des zur Neige gehenden Jahrhunderts hervortreten sollte[5]).

---

[3]) Sie entstammen einem stattlichen Aktenbande (A. Nr. 73b) des Thüringischen Haus- und Staatsarchivs, dessen Leiter, Herr Direktor Dr. Flach, mich durch tatkräftige Unterstützung meiner Forschungen zu lebhaftem Dank verpflichtet, und sind verzeichnet als „Geheime Canzley Acta Die Erziehung derer Durchlauchtigsten Prinzen, die dieserhalb getroffenen Anstalten und die Bestellung der zu Ihro Unterweisung erforderlichen Personen betr. An. 1760 sequ. — 1775".

[4]) Siehe Karl Kehrbach, „Zur Geschichte der frühesten Jugenderziehung des Großherzogs Karl August von Sachsen Weimar". Freundesgaben für Carl August Hugo Burkhardt zum siebzigsten Geburtstag, Weimar 1900. Kleine Bruchstücke aus zwei anderen Berichten hat Georg Menz „Aus den Papieren des Grafen Görtz, des Erziehers Karl Augusts" in der Festschrift für Otto Dobenecker „Beiträge zur thüringischen und sächsischen Geschichte", Jena 1929, veröffentlicht. — Ich gedenke einige größere Stücke, die namentlich über die charakterliche Entwicklung des Erbprinzen und die Schwierigkeiten der Erziehung Auskunft geben, demnächst an anderm Orte herauszugeben.

[5]) Die leider recht trockenen und formlosen zweibändigen „Historische und politische Denkwürdigkeiten des Kgl. pr. Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen".

Anna Amalia nahm ihre mütterlichen Verpflichtungen ernst. Die geistig und sittlich hochstehende Frau machte sich viele Gedanken und Sorgen über die Erziehung ihrer Söhne; beide, so verschieden sie waren, zählten ja nicht zu den einfachen Naturen.

So gingen auch der Anstellung des Grafen Görtz gründliche und gewissenhafte Überlegungen voraus, als Anna Amalia inne wurde, daß die Erziehung aus weiblichen Händen, des Frauenzimmers, wie man damals sagte, in die eines Mannes gelegt werden müsse. Denn obwohl Carl August erst das dritte Lebensjahr zurückgelegt hatte, zeigte er Spuren von Ungebärdigkeit und Eigenwillen. Trotz mütterlichen Verbots gelang es ihm, der weiblichen Umgebung die Erfüllung seiner Wünsche abzutrotzen. Er bedurfte einer festeren Leitung.

Der Gymnasiallehrer Johann Wilhelm Seidler, den Anna Amalia auf Empfehlung ihres Vaters im Frühjahr 1761 aus dem heimatlichen Braunschweig, wo er am Carolinum gewirkt hatte, nach Weimar berief und zugleich zum Mitglied ihres Oberkonsistoriums ernannte, entwickelte gesunde Grundsätze, nach denen er das Kind zu leiten gedachte. In einer sauber gegliederten, etwas weitschweifigen Denkschrift[6]), die sich reichlich schulmäßig über pädagogische Fragen des Kindesalters verbreitete, legte er sie der Herzogin dar. Sie atmen den milden Ernst eines gottesfürchtigen vom Pietismus berührten Mannes und ein Vertrauen in die Erziehungsfähigkeit junger Menschen, worin sich etwas vom weltanschaulichen Optimismus der Aufklärung widerspiegelt, freilich ohne Verstandesüberheblichkeit.

Ausgehend von einer Trieblehre, die bereits einige Merkmale

Stuttgart-Tübingen 1827 können freilich weder als biographischer Versuch noch als historische Leistung befriedigen. Ihr Herausgeber war Ministerialrat Joseph Anton Vincenz von Belli de Pino (1765—1833). Das Gräfl. Rechbergsche und andere Archive enthalten genug Stoff, um einem neuen Versuch eines politischen Lebensbildes von Görtz eine ausreichende Grundlage zu geben. Der knappe Artikel in der A. D. B. (Bd. IX, Verfasser Bailleu) geht über das Verhältnis von Görtz zu Carl August und zum Weimarer Hofe, das auch seine problematischen Seiten hatte, allzuleicht hinweg.

[6]) „Entwurf der Unterweisung und Erziehung des Durchlauchtigen Erbprinzens Herrn Herrn Herzogs Carl." (Thür. H. u. St. Archiv A. Nr. 73b), überreicht am 20. April 1761.

der Popularpsychologie trägt[7]), empfahl er, man möge durch Eingehen auf die natürlichen Anlagen des Kindes sie spielend benutzen, um auf sokratische Art richtige Antworten, deutliche Begriffe von den Dingen zu erzielen und auf Schärfung des Verstandes hinzuwirken. Den Unterschied von Tugend und Laster wünschte der Verehrer der englischen Aufklärung, dem Kupferstiche Hogarths einen starken Eindruck gemacht hatten, möglichst sinnfällig und anschaulich an den Knaben heranzubringen. Im nächsten Erziehungsabschnitt sollte die eigentliche Unterweisung in Fächern wie der lateinischen und französischen Sprache einsetzen, ebenso der Mathematik, ganz besonders aber der Geschichte, der Seidler unter den Wissenschaften den ersten Platz zuwies. Sie schien ihm hervorragend geeignet, den Nachahmungseifer eines jungen Gemütes zu wecken und zugleich das göttliche Walten der Weltregierung ahnen zu lassen.

Die religiöse Grundhaltung sah der Theologe Seidler, der von der Regentin mit dem Titel eines Oberkonsistorialrats ausgezeichnet wurde, als Gebot des Unterrichts und der Lebensgestaltung überhaupt an! Die Wissenschaften aber sollten den Prinzen instand setzen, die Wahrheiten der natürlichen wie der geoffenbarten Religion zu erkennen und auszuüben.

Die wohlmeinende, in gutem Sinn aufgeklärte Denkweise Seidlers fand in seiner Forderung Ausdruck, der Fürst habe als wahrer Vater seines Landes dieses in all seinen Ständen auch wirklich kennenzulernen. Des Bauern harte Arbeit und Lebensweise, so führte er aus, müsse ihm ebenso beachtungswürdig sein wie eines Künstlers schönstes Meisterstück. Wie viel leichter würden den Untertanen ihre Lasten, wenn sie sähen, daß der Landesherr ein ermunterndes Wort und eine Belohnung für sie übrig habe!

Wenn Seidler zum Schluß noch ausdrücklich betonte, daß der Fürst namentlich durch persönlichste Obsorge für die Jugenderziehung, insbesondere auch durch Besichtigung der Schulen die Formung seiner Untertanen in der Hand habe, so fragt man sich, ob von solchen Gedanken ein Samenkorn in der Seele des

[7]) Sie ist möglicherweise von der „Theorie von den natürlichen Trieben" des Joh. Fried. Scholz, 1755, beeinflußt.

Prinzen aufging, der zum Beschützer der Wissenschaft wurde und aufstrebender Jugend bis ins Alter sein Verständnis bewahrte. Welche Aufnahme die Seidlersche Denkschrift bei der Regentin und ihren Räten fand, ist aus den Akten nicht zu ersehen.

Seidler, der seine beiden Zöglinge in Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und Latein unterwies, mochte ein tüchtiger Lehrer sein. Doch scheint der biedere, gutherzige Mann nicht allen Ansprüchen genügt zu haben; schwierige Knaben wie Carl August und Constantin wollen nicht bloß unterrichtet, sondern geführt sein. Vermutlich konnte sich Seidler in dieser Hinsicht nicht ganz durchsetzen. Als Bürgerlicher und unbemittelter Geistlicher von schmalen Bezügen hatte er es ohnehin weniger leicht, bei Hofe aufzutreten. Früher oder später mußte sich Anna Amalia doch nach einem Herrn von Stande umsehen, um die weitere Berührung der Prinzen mit dem Leben zu vermitteln.

Sie hat ihre Wahl nach gründlicher Vorbereitung getroffen, wobei sie sich auch in die Akten vertiefte, die über die Erziehung ihres früh dahingeschiedenen Gemahls, die dabei angewandten Grundsätze und Stundenpläne Auskunft gaben. Das Schreiben, in dem sie ihr Geheimes Conseil davon verständigt, läßt den hohen Ernst ihrer Erwägungen erkennen. Mehr als ein halbes Jahr, so schreibt sie[8]), habe sie sich Gedanken darüber gemacht und Beobachtungen an ihrer Umgebung angestellt. Doch fand sie an den Menschen, die sie prüfend in Betracht zog, die guten Eigenschaften mit fehlerhaften vermischt, die unlöslich der Menschheit anhafteten.

„Endlich", so erzählt sie weiter, „blieb ich beim Grafen Görtz stehen und glaube von ihm versichern zu können, daß er Christ ist, ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, sicherlich das erste Erfordernis für alle Ämter, ganz besonders aber für das des Erziehers. Er ist geradsinnig, hat Geschmack und Weltläufigkeit. Sein Geist ist aufgeschlossen, er zeichnet sich durch schöne Kenntnisse aus, die er täglich durch eifrige Lektüre und wissen-

[8]) Dieses Schreiben vom 4. Mai 1761 an Messieurs les Conseillers Privés ist, mit kleineren Lücken und einigen sinnentstellenden Übersetzungsfehlern, die später von Bode nachgeschrieben wurden, von C. A. H. Burkhardt in seinem Aufsatz über „Jugend und Erziehung Karl Augusts von Weimar" in Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften, Bd. XVII (N. F. Bd. I) 1865 zum Abdruck gebracht worden.

schaftliches Studium zu mehren sucht. Seinen deutschen Stil kenne ich nicht; aber das Französisch, das er spricht und schreibt, ist vortrefflich. Er ist nicht keck oder anmaßend, sondern bescheiden und von anspruchslosem Auftreten, vielleicht ein wenig schüchtern. Er ist weder ein Ränkeschmied noch ein Menschenfeind, sondern verbindlich und gefällig. Sein einziger Fehler, den ich an ihm bemerke, ist seine satirische Ader und ein Hang zur Malice, indessen ohne jede Bösartigkeit. Früher zeigte er eine starke Leidenschaft fürs Spiel; aber er hat sie aufgegeben und läßt sich nicht mehr aufs Hasardieren ein. Seine Jugend bildet für mich kein Hindernis; im Gegenteil sie nimmt mich eher für ihn ein."

Die Herzogin fand, daß ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, der sich einer so schwierigen Aufgabe unterziehen wolle, sie vermutlich mit mehr Feuer und Tätigkeit durchführe als ein wesentlich älterer Mann. Denn dieser werde mit zunehmenden Jahren matter, während der Jüngere die Aussicht auf Belohnung mit vierzig, also auf der Höhe des Lebens winken sehe und sich dadurch nur angespornt fühlen könne.

Man sieht, Anna Amalia hatte die Sache nach den verschiedensten Seiten hin durchgedacht. Auch kleine Nebenumstände entgingen ihr nicht und beschäftigten ihren um die Zukunft ihrer Söhne sorgenden Sinn. An der Kurzsichtigkeit des Grafen Görtz, die ihm mitunter ein etwas befangenes Aussehen gebe, nahm sie keinen Anstoß, da er dadurch nicht am Reiten verhindert sei. Was er in diesem Teil der Erziehung ihren Söhnen nicht zu geben vermöge, könne durch Herrn von Stein nachgeholt werden. Mit fast schwungvollen Worten forderte Anna Amalia zum Schluß die Geheimen Räte auf, nunmehr ihre Meinung über Görtz zu sagen, oder gegebenenfalls einen Besseren vorzuschlagen, damit sie die Antwort des Conseils zusammen mit ihren eigenen Gedanken ihrem Vater zuleiten könne, mit dessen Rat sie stets wohlgefahren sei!

Ein mütterlicher, von echtem, frischem Empfinden durchströmter Brief der erst einundzwanzigjährigen Frau, gewissenhaft, klug und bei aller Liebenswürdigkeit für ihre so viel älteren Ratgeber nicht ohne einen Klang von Bestimmtheit und fürstlichem Selbstbewußtsein!

Das geheime Ratsconsilium empfahl in seinem zustimmenden Votum (14. Mai 1761), dem Grafen Görtz das Amt eines Erziehers nur vorläufig anzuvertrauen und ihn zunächst als Hofkavalier zu führen; bewähre er sich, dann könne man ihm in aller Form Stellung und Titel eines Prinzenerziehers, eines Gouverneurs verleihen. Im übrigen, setzten die vorsichtigen Herren hinzu, sei es nützlich, Görtz darauf aufmerksam zu machen, wie schädlich der Hang zur Satire wirken könne, leide doch Europa an den Folgen eines blutigen Krieges, an dessen Entstehung das Vergnügen, sich auf Kosten anderer Menschen zu ergötzen nicht ohne Anteil gewesen sei: eine Anspielung darauf, daß Friedrich der Große, Anna Amalias Oheim, in der Tat seine scharfe Zunge nicht immer zügeln konnte und hochgestellte Persönlichkeiten wie Kaiserin Elisabeth und die Pompadour sich zu Feinden gemacht hatte.

Da auch der Vater der Herzogin der Meinung der Geheimen Räte beitrat, entschloß sich Anna Amalia unterm 3. September 1761, den Hof- und Legationsrat, auch Kammerjunker Grafen von Görtz mit einem Gehalt von 600 Reichstalern zum Kavalier bei den beiden Prinzen zu ernennen. Zu Anfang März des folgenden Jahres übernahm er die Erziehung des Erbprinzen, der damals vier Jahr und acht Monate alt war, und später auch die seines jüngeren Bruders Constantin. Am 11. Dezember 1764 wurde Görtz in Anerkennung seiner Verdienste zum Geheimen Legationsrat befördert.

Man ließ Görtz Zeit, sich selbst und seinen künftigen Pflichtenkreis in Ruhe zu prüfen. Er wurde angehalten, selber die Gesichtspunkte zu entwickeln, nach denen er die Prinzen zu erziehen gedenke. Dieser Anweisung verdanken wir den Entwurf einer Instruktion aus der Feder des Grafen, die Einblick gewährt in seine Denkweise[9]). In seinem Begleitschreiben[10]), das er an den Geheimen Rat von Rhediger richtete, legte Görtz überdies

[9]) Siehe Beilage I dieser Abhandlung. Haus- und Staatsarchiv, Weimar (A. Nr. 73b).

[10]) Es ist nur ein Ausschnitt davon, d. h. in zusammengezogenen Sätzen von Bode veröffentlicht, und dieser ist entnommen aus Burkhardts Aufsatz S. 466. Ergötzlicherweise behauptet Bode, er zitiere nach Burkharts „Übersetzung": aber Görtz verfaßte diesen Brief in deutscher Sprache! Haus- und Staatsarchiv Weimar (A. Nr. 73b).

sein persönliches Verhältnis zu der Aufgabe dar, die ihm zugedacht war. Er ging an sie, wie sich auch in der Folgezeit zeigte, in ernstester Gewissenhaftigkeit und mit gründlichem Eifer heran, wenn auch nicht ohne einen Beisatz von tugendhaftem Selbstgefühl, wie es so oft Menschen seines Jahrhunderts, wenn sie ein höheres Streben hatten, über die Lippen kommt. „Eigennutz und Stolz", so sagt er einmal in einem späteren Promemoria an das hochpreisliche Geheime Consilium (30. November 1764), „sind Gott sei Dank Laster, die meine Seele nicht beunruhigen."

Das Schreiben des Grafen Görtz, mit dem er sich bei den Geheimen Räten gleichsam einführte, spricht für seinen Verfasser. Es lautet folgendermaßen:

Hochwohlgebohrner Herr,

Hoch zu verehrender Herr Geheimde Rath,

Die Herren Geheimde Räthe Nonne und Greiner haben mir vor einigen Tagen zu erkennen gegeben, wie daß Serenissima gnädigste Willens Meinung sey, daß ich einige Punkte zu meiner zu verfertigenden Instruction aufsetzen mögte, und solche dem Hohen Geheimen Consilio uberreichen sollte. Ich nehme mir also diesem Befehle gemäs die Freiheit, solche angebogen Euer Excellentz zu überschicken. Es sind darinnen die schweren Pflichten enthalten, welche zu erfüllen ich mich äußerst bemühen werde. Gott, der in das innerste unserer Herzen allein lesen kan̄, und vor dessen Richterstuhl ich gedenke dermahleinsten zu stehen, weis am besten wie lauter meine Absichten sein, und dessen mächtiger Seegen und Gnade muß mir in einer so höchst schweren, und so selten glücklichen bemühung die beste Hoffnung bleiben.

Der Vorsatz mich der Welt und meinen Neben Menschen nützlich zu machen, hat allein mich zu der Entschließung bringen können, ein Amt anzunehmen, welches die schwerste Verantwortung mit sich führet, und in welchem der größte Theil derjenigen, welche ein eben solches in allen Ländern vor mir bekleidet, den grösten Kummer, und einen unglücklichen Ausgang erlebet haben. Der Eigennutz, welcher Gott sey Dank mich niemalen beleben wird, kan̄ mir auch nicht, nur jemahlen die Schwere meiner Unternehmung erleichtern. Das wenige Ver-

mögen welches ich von der Göttlichen Güte erhalten, ist mir genug um frey und vergnügt zu leben. Euer Excellentz ist bekañt, wie leicht ich über alle bedingungen gegangen bin, welche man sich sonst bey diesen Gelegenheiten pfleget zu machen. Ein unglücklicher Ausgang würde mich bereuen machen die mindesten Vortheile so ich genossen hätte, und ein erwünschter Erfolg ist allein meine allerschönste Belohnung. Nur eines unterstehe ich mich hiermit, mir in unterthänigkeit auszubitten. Die Pflichten, welche ich mir vorgeschrieben habe, sind zu erfüllen gewislich überaus schwer. Ihre Hochfürstl. Durchl. unsere gnädigste Herzogin und dero Geheimde Raths Collegium belieben dieselben nach dero Höchst und Hohen Ermessen noch zu erweitern. Ich werde mich tag und Nacht nach allen meinen Kräften äußerst bestreben, diese Pflichten in ihrem gantzen Umfange zu erfüllen, und hoffe auf die Güte des Höchsten, daß Sie mir dazu das Vermögen verleihen wird. Ich opfere dem theuersten Printzen meine besten Jahre auf, ich entsage allen übrigen Vergnügungen dieser Welt, dem zärtlichen und mir so angenehmen Umgang mit denen Meinigen, mit meinen Freunden, um mich völlig meiner Pflicht zu widmen. Allen Hindernissen welche von oben herab mir sollten zukommen, und welchen menschlicher Witz vorzubauen nicht fähig sein sollte unterwerfe ich mich mit Standhaftigkeit. Nur behalte ich mir in diesem einzigen Falle die Erlaubnis vor, nach meiner Freiheit eilen zu dürfen, wann jemahlen, welches ich doch nicht verhoffe, mir das so nöthige Zutrauen in diesem so wichtigen Geschäfte, von Ihrer Hochfürstl. Durchl. unserer gnädigen Herzogin oder von dero Geheimen Consilio abgehen sollte. In Erwartung dieser mir zu verstattenden einzigen Bedingung ersterbe ich mit aller Ehrerbietung

Euer Excellentz

unterthäniger Diener

Joh. Eustach G. v. Görtz.

Weimar d. 3ten Nov 1761.

Es wäre reizvoll, hier die historische Persönlichkeit des Grafen Görtz zu zeichnen; doch würde das Ziel und Umfang dieser Veröffentlichung überschreiten. Selbst eine Darlegung, die sich auf

seine Erziehertätigkeit beschränkte und lediglich ihren Einflüssen auf die beiden fürstlichen Zöglinge, den pädagogischen Erfolgen und Fehlschlägen von Görtz nachginge, würde eine größere Ausführlichkeit erfordern. Denn ein Porträt von ihm ließe sich nicht entwerfen, ohne zugleich ein genaues Bild zu geben von der wechselseitigen Beziehung zwischen den Prinzen und ihrem „Gouverneur", aber auch von ihrem Verhältnis zur Mutter und schließlich der Einstellung Anna Amaliens zu Görtz und Wieland, der zuletzt dem Grafen als Instruktor Carl Augusts und Constantins zur Seite trat. Es genüge hier zunächst, eine Erkenntnis zu gewinnen über die Richtung, in der sich die Jugenderziehung eines für das geistige Leben Deutschlands später so maßgebenden Fürsten bewegen sollte und tatsächlich auch eine Zeitlang bewegt hat, freilich ohne daß Görtz seine Anschauungen und Absichten ganz durchzusetzen vermochte.

Die Neigung des Grafen für den Beruf des Erziehers, der er ein Jahrzehnt später auch durch eine literarische Auseinandersetzung mit Basedow Ausdruck gab, war echt. Wie seine Vorschläge erkennen lassen, war sie in einem ausgeprägt religiösen Empfinden und dem damit verbundenen sittlichen Verantwortungsgefühl gegründet; sie war aber auch durchtränkt von dem Optimismus eines erziehungsfreudigen Zeitalters, das in der Formung von Menschen eines seiner teuersten Anliegen sah und sich selber dessen Erfüllung durchaus zutraute.

Bei Görtz verband sich diese Haltung mit der hohen Vorstellung von der besonderen Aufgabe des Fürsten: er sah sie im Lichte der Aufklärung und des Dienstes am Staate, wie er denn auch nach seinem Ausscheiden aus Weimar seine Fähigkeiten dem friderizianischen Preußen widmete. Obwohl Görtz nicht, wie er selber meinte, ohne Ehrgeiz und persönliches Geltungsbedürfnis war, ist doch ein idealistischer Grundzug seines Wesens nicht zu verkennen, der auch diesen Eigenschaften eine bestimmte Färbung gab: Görtz ließ sich nämlich von dem edeln Wollen leiten, durch die Heranbildung eines möglichst vollkommenen Fürsten, der seine Untertanen nach erleuchteten Grundsätzen regiere, seinerseits zum Glücke der Menschen, und zwar zum Wohle möglichst vieler, entscheidend beizutragen.

Seine Gedanken über Prinzenerziehung atmeten die Luft der

zweiten Jahrhunderthälfte, die von Beglückungsdrang überfloß und das Herrschertum in selbstgewählte, auch von seinem eigenen sittlichen Bewußtsein anerkannte Schranken gebannt sehen wollte. Hierin mündete die ältere, in den protestantischen Territorien — so auch bei den Ernestinern — gepflegte Überlieferung eines religiös verankerten und Gott verantwortlichen Regententums ein, ohne daß man die beiden Richtungen scharf voneinander trennen könnte. Auch in der Gedankenwelt von Görtz glitten diese Geistesströmungen kaum merklich ineinander über und alles, was er im einzelnen an Ratschlägen vorbrachte, lag in der Linie dieser allgemeinen Grundsätze. Nirgends fielen sie aus dem Rahmen der Zeitanschauungen heraus: einem wohlwollenden, menschenfreundlichen Aufklärertum von zahmer Haltung, dem erleuchteten Regierungsideal eines besonnenen Fürstentums voll Gottesfurcht und Verantwortungsgefühl, eingeschränkt nur durch die Erkenntnis der eigenen Pflichten und die Achtung vor den Gesetzen, auch den ungeschriebenen in der eigenen Brust.

Die endgültige Erziehungsanweisung[11]), die Graf Görtz empfing, hatte seine Gedanken zusammen mit denen Seidlers, der gleichfalls zur Äußerung aufgefordert worden war[12]), verarbeitet und mit den in Sachsen-Weimar hochgehaltenen kirchlichen Anschauungen augsburgischen Bekenntnisses verschmolzen. Der Klang der Aufklärung war darin vernehmlich, immer in milden Tönen angeschlagen. Aber es gewann doch auch das geistige Erbgut des älteren Territorialherrschertums einer christlichen, gottseligen Erziehung darin nochmals starkes Gewicht, wie es den besonderen Überlieferungen des Ernestinischen Hauses entsprach.

Es ist in dieser Instruktion nur von Pflichten, nicht von Rechten des künftigen Throninhabers die Rede.

Auf dem Papier nehmen sich die Grundsätze vortrefflich aus, und Graf Görtz suchte sie auch mit Eifer in die Tat umzusetzen. Der jüngere Prinz nahm, da er mit dem älteren und begabteren Bruder nicht gleichen Schritt hätte halten können, vorerst nur

[11]) Siehe Beilage III. Haus- und Staatsarchiv, Weimar (A. Nr. 73b).

[12]) Siehe Beilage II, undatiert, überreicht von Görtz unterm 3. November 1761. Haus- und Staatsarchiv, Weimar (A. Nr. 73b).

an einigen wenigen Stunden teil. Für Carl August und seinen Erzieher wurden besondere Räume in Schloß Wilhelmsburg bereitgestellt und einer der Pavillons draußen im Schloß Belvedere eingeräumt, wo man den Sommer verbrachte. Eben durch diese Einrichtung der eigenen Hofhaltung wurde es Görtz erleichtert, die Leitung der Erziehung ganz in seiner Hand zu behalten. Der Erbprinz und sein Bruder, die eigene Dienerschaft und einen besonderen Koch hatten, speisten an gemeinsamer Tafel mit Görtz und ihren Instruktoren. Der Graf sorgte dafür, daß öfters auch andere Personen dazu eingeladen wurden. An einheimischen und auswärtigen Besuchern des Hofes fehlte es nicht. Carl August benahm sich im Umgang mit ihnen „fast allemal recht wohl" und bei Tisch bestrebte er sich „meistenteils höflich und sittsam zu sein". So heißt es in einem Bericht vom 11. Dezember 1762 von Görtz über das fünfjährige Kind!

Es ist anzunehmen, daß der Graf dem Unterricht der Lehrer, wenn auch nicht ständig, so doch häufig beiwohnte. Der Herzogin erklärte er bald, daß er eine weitere Lehrkraft für notwendig halte. So trat zu Seidler im Frühjahr 1763 der freiherrlich von Rotenhahnsche Secretarius Gottlob Ephraim Heermann hinzu, der mit dem Titel eines obervormundschaftlichen Rates angestellt ward. Görtz gewann einen günstigen Eindruck von ihm, und Carl August gewöhnte sich leicht an Heermann, der sehr gutmütig war. Von Ostern ab, anscheinend auf Wunsch Anna Amaliens, wurde der Sprachmeister Dumanoir mit dem Unterricht im Französischen betraut.

Die Aufsicht, die Görtz über seinen Zögling ausübte, setzte kaum aus, es sei denn die wenigen Stunden, die er bei seiner Mutter zubringen durfte. Görtz führte ein genaues Tagebuch[13]) über das Aufwachsen und Betragen der beiden Prinzen. In einer

[13]) „Journal bey der Erziehung des Herrn Erbprintzens zu Sachsen Weimar." Es erstreckt sich auf die Zeit vom 7. Mai 1762 bis zum 2. März 1766. — Dann setzt erst wieder ein „Tagebuch"fragment ein, das die Zeit vom 6. Dezember 1770 bis 1. März 1771 umspannt. Im Unterschied vom vorigen gibt es auch über das innere Leben von Görtz Rechenschaft, führt aber im übrigen die Bemerkungen über das Verhalten der zwei Prinzen weiter. — Beide Tagebücher ruhen bei den nachgelassenen Papieren des Grafen Görtz im Gräflich Rechbergschen Archiv zu Donzdorf und konnten von mir dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der dortigen Archivverwaltung ausgiebig benutzt werden.

nicht immer leicht lesbaren Handschrift niedergeschrieben, ist es von den Gelehrten, die sich mit der Jugend Carl Augusts beschäftigt haben, zwar oft erwähnt, aber nie ernstlich ausgewertet worden. So trocken es abgefaßt ist, gibt es über den Geist der Erziehung recht intime Aufschlüsse, und zwar ebenso über das Verfahren des Hofmeisters und dessen Grenzen wie über die Schwierigkeiten der charakterlichen Entwicklung Carl Augusts, die dem ohnehin schwerblütigen Görtz manche bittere Stunde bereitete.

War die Herzogin abwesend, dann wurde sie von Görtz brieflich über das Ergehen ihrer Kinder, ihre Spiele und Arbeiten unterrichtet. Es sind die Briefe[14]) eines Mannes, der ganz in der Sache aufgeht, der Fürstin gegenüber höfischen Abstand wahrt und keinen Versuch bei ihr macht, seine Stellung für selbstsüchtige Zwecke zu mißbrauchen. Ereignisse, die außerhalb des Erziehungswerkes liegen, finden keine Erwähnung; höchstens, daß einmal Personen genannt werden, die Weimar besuchten und mit den Prinzen in Berührung kamen.

Einen ähnlichen Eindruck hinterlassen auch die wesentlich wichtigeren und biographisch ertragreicheren Rechenschaftsberichte, die Görtz alle halb Jahre der Herzogin über den Stand der Ausbildung und die dabei erzielten Ergebnisse vorlegte[15]). Sie enthielten die Vorschläge, die er über die weitere Gestaltung des Unterrichts zu machen hatte. Die Stundenpläne, die er zur Genehmigung unterbreitete, sind regelmäßig in hübscher Ausfertigung beigeschlossen[16]). Soweit Görtz auch von den Leistungen der einzelnen Lehrer sprach, geschah es nie anders als wohlwollend und anerkennend.

Graf Görtzens Freude an Erziehungsfragen hat offenbar im Laufe der Jahre nicht nachgelassen. Denn knapp ein Jahrzehnt

---

[14]) Es liegen solche Briefe von Görtz an Anna Amalia nur aus dem Jahre 1763 und 65 vor. Sie ruhen im Hausarchiv zu Weimar (Abteilung A. XVIII. Amalia Nr. 37).

[15]) Ich benutzte die Originale im Haus- und Staatsarchiv zu Weimar und zog zur Ergänzung und Vergleich die im Gräflich Rechbergschen Archiv liegenden Konzepte heran.

[16]) In Anlage IV lege ich, zugleich als kulturgeschichtlichen Beitrag zur Prinzenerziehung im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, diese Stundenpläne aus den verschiedenen Jahren bei.

nach seiner Anstellung erschienen ohne Angabe des Verfassernamens seine „Briefe eines Printzenhofmeisters über Basedows Printzen Erziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator" (Heilbronn 1771).

Wenn auch die Schwierigkeiten, die zeitweise die Beziehungen des Grafen zu Anna Amalia ernstlich erschütterten, erst zu einem etwas späteren Zeitpunkt auftauchten, so waren doch Verstimmungen schon früher nicht ausgeblieben, und Görtz hatte bis dahin so viel Erfahrung im Umgang mit seinen Zöglingen gewonnen und sich bisweilen auch über Reibungen und Unterströmungen höfischer Art ärgern müssen, um sich längst darüber klar zu sein, daß das Amt, das er übernommen, nicht ohne Dornen sei. Die Einleitung des dünnen, kleinen Bändchens, das er „denen zukünftigen Hofmeistern derer Kron- und Erbprintzen" widmete, enthielt sein persönliches Bekenntnis zum Erzieherberuf und verriet zugleich die empfindliche, zur Hypochondrie neigende Natur des Verfassers.

Die uns schon bekannten Gefühle, mit denen Görtz einst an seine Weimarer Aufgabe herangetreten war, erscheinen hier in sentimentaler und pathetischer Steigerung:

„Ich habe diese Laufbahn, welche ihre eignen sanftesten Freuden, sowie ihre eignen kummervollesten Sorgen hat, in einem Alter betreten, wo denen meisten Menschen der Genuß der Freyheit am süßesten ist. Ich gestehe es Ihnen, es war eine Folge meiner Jugend, ich kannte das Beschwerliche, die häufig vorkommenden unübersteiglichen Hindernisse nicht. Gott, für dessen allerheiligsten Richterstuhle ich vielleicht sehr bald die allergenaueste Rechenschaft, ich hoffe nicht ohne Freuden, von diesem Geschäfte ablegen muß, ist mein Zeuge, daß mein brennendes Verlangen, mein Leben meinen Nebenmenschen nützlich zu machen, die größte Triebfeder, und die einzige überwiegende Haupt Absicht gewesen ist, mich demselben zu widmen. Unerwartete Hindernisse, gar keine Ermunterung in dem Geschäfte, und dabey eigene nagende Sorgen, haben mich oft kleinmüthig, verzweiflungsvoll, und überhaupt mein Leben zu einem der kummervollesten gemacht, aber dabey habe ich auch gelernet, daß die Aussicht, das Glück junger unschuldiger Freunde, und durch Sie die Wohlfahrt so vieler tausend Menschen

zu gründen und zu befördern, und einen Blick in die frohe Ewigkeit und auf einen vergeltenden Gott, wohl allein fähig sind, genugsamen Muth und Standhaftigkeit zu geben, um auf dieser Laufbahn nicht halb stehen zu bleiben. Um eines bitte ich Ihnen auch dieserwegen noch, und diese Bitte thue ich um das Glück Ihrer selbst, und um die Wohlfahrt so vieler Tausender, widmen Sie Sich nie dieses Amtes, wenn Ihnen nicht die reineste Absicht der Menschen-Liebe belebet, und wenn nicht die Religion, die Sie bekennen, thätig und lebhaft in Ihnen ist. Ohne diese beyden Stücke können Sie Sich keinen Erfolg versprechen, und Unzufriedenheit, und endlich Reue würden nur Ihre gewisse Gefährtinnen seyn. Mit Religion hingegen und dem beständigen eifrigen Wollen andere glücklich zu machen, kan man auch dem unglücklichsten Erfolg getrost entgegen sehen. Vielleicht ist meiner vorzüglich glücklich."

Keine auch der sonstigen Bemerkungen von Görtz liegt außerhalb der Linie, die er von vornherein für die Erziehung Carl Augusts gezogen hatte; doch mag er inzwischen seine Absichten und Beobachtungen zum Grundsätzlichen verdichtet haben[17]).

In seiner literarischen Fassung stellt sich Görtzens Erziehungsideal im selben Lichte dar wie die Anschauungen, die er der Herzogin Anna Amalia von Anfang an — niemals bedeutend, aber wohlmeinend und vernünftig — entwickelt hatte: maßvoll und ohne Härte, aber auch keineswegs lässig oder weichlich und der Verzärtelung abgeneigt.

Der Graf, der mit Basedow in Briefwechsel getreten war, kleidete seine Ansichten in eine Auseinandersetzung mit dessen „Agathokrator". Er führte sie im Tone größter Hochachtung, und obwohl er Basedows Methoden gelegentlich gegen ihn ausspielt, wagte er wenig Kritik im eigentlichen Sinne zu üben, und wo solche anklingt, war sie nicht gerade tiefbohrend.

Im wesentlichen kam es ihm darauf an, die von Basedow aufgestellten allzu regelhaften Leitsätze der besonderen Natur des Zöglings anzupassen. Denn je nachdem wirke bei einem Menschen günstig, was einem Andersgearteten zum Schaden ausschlage.

[17]) Bei Bode S. 78ff. ist die Analyse der Görtzschen Schrift in einem schwachen Ansatz stecken geblieben.

Insofern hatte es sich Görtz nicht allzu schwer gemacht, als ein großer Teil der Schrift aus der Wiedergabe des bekannten Briefes des Herzogs von Montausier an König Ludwig XIV. bestand. Aus diesen Maximen des Dauphinerziehers sind auch die folgenden Sätze aufgefischt, die in ihrer rationalistischen Fassung das Gebot enthalten, die Erziehung des Schülers in Selbsterziehung übergehen zu lassen.

„Das Vorzüglichste", so schrieb er, „was man thun kann, ist, daß man sie fähig mache, sich für sich selbst unterrichten zu können; daß sie, wenn es ihnen nicht mehr anständig seyn kan, von andern abzuhängen, alsdann ihr eigner Herr seyn können; ihnen Liebe zu denen Büchern einzuflösen, und sie an die Unterhaltung mit diesen stummen Lehrmeistern zu gewöhnen: denn deren ihre Lehren und ihr Rath ist keines Eigennutzes und keiner schädlichen Nachgiebigkeit fähig; diese Lehrmeister und Freunde tadeln allein ohne Rücksicht was zu tadeln ist, und loben auch ohne Schmeicheley was lobenswerth ist; der größte Vortheil für Printzen, denen die Wahrheit selten gesagt wird, und oft nicht kan gesagt werden."

Angewendet auf einen aufgeschlossenen, lebenshungrigen und willenskräftigen jungen Menschen wie Carl August konnte es nicht ohne Eindruck bleiben, wenn sein Erzieher die allzu billige Auffassung Basedows bekämpfte, ein Prinz müsse nicht mehr lesen und nicht mehr schreiben, als erforderlich sei, diese Fertigkeit zu erwerben und zu erhalten; er könne sich ja auch vorlesen lassen und anderen diktieren.

„Ach nein, wohldenkender Menschenfreund", hielt Görtz dem berühmten Basedow entgegen, „dann wird gewiß ein solcher Printz so abhängig von kleinen, geringdenkenden Menschen werden, daß nicht er, sondern sein Cabinet oder seine Garderobe regieren werden; und wie unglücklich sind nicht diese Länder, die unter einer solchen Regierung seufzen! Lassen Sie ihn ja alle seine Geschäfte selbst thun, selbst lesen, selbst schreiben, und so viel wie möglich ihn von niemand zu keiner Zeit abhängig seyn. Das Lesen ist ja der edelste Zeitvertreib, und wie nöthig haben auch Fürsten edeln Zeitvertreib! Die gelehrte Hypochondrie muß freylich vermieden werden, keine Bücher muß er nicht schreiben, sonst sieht es auch traurig, sehr traurig um das Land aus: Doch

wie selten verfallen Fürsten auf diesen Abweg! Ein Jacob I. ist nur ein seltnes Phänomen, aber wie viele Fürsten zeigt uns nicht die Geschichte, auch wohl unser Zeitalter, die weder lesen noch schreiben können, das ist, die gern und mit Nutzen lesen, die mit Fertigkeit schreiben, und sich gut ausdrücken."

Görtz war von der lebhaftesten Besorgnis erfüllt, daß der Hang zum Despotismus früh im Prinzen geweckt werden könne.

Dem zu begegnen, zielt eine ganze Reihe von Ratschlägen ab. So wendete er sich gegen Basedows Meinung, daß dem künftigen Herrscher Androhung von Strafe erspart bleiben solle, da er von allem Zorn und Widerwillen gegen Menschen zu bewahren sei. Mit Recht entgegnete Görtz darauf, daß dadurch die Erziehung des fürstlichen Standes geradezu unmöglich gemacht werde. Er befürwortete die Bestrafung von Unarten, wenn sie in vernünftigem Maße geübt werde. Seinem eigenen Zögling aber stellte er kein übles Zeugnis aus, wenn er hinzufügte:

„Ich zum wenigsten kan selbst aus Erfahrung sagen, daß ich einen Printzen erzogen habe, welcher, wenn er mich zum Strafen genöthiget, mir immer nachhero überzeugende Beweise seiner Freundschaft gegeben hat. Durch vernünftige Strafen wird nur bey bösgearteten Menschen Zorn und Widerwillen erreget, und von dieser Classe soll doch der Agathocrator nicht seyn. Selten müßen die Strafen gebraucht werden, und anpassend auf die Vergehungen müßen solche seyn, das ist wohl eines der Grund Gesetze bey allen Erziehungen, und muß es auch nothwendig bey der Printzen Erziehung seyn."

Aus allen Betrachtungen von Görtz spricht, als selbstverständlich vorausgesetzt, ein ehrlicher Haß gegen das bloße Schranzentum. Höflinge sind eben Schmeichler, Verführer, eigennützige Ausbeuter fürstlicher Schwächen und suchen nicht die höheren, sondern die niederen Eigenschaften in dem Zögling zu wecken, um ihn desto sicherer zu beherrschen! Man weiß, daß gleichgestimmte Warnungen auch Friedrich der Große in seinem geheimen politischen Testament (1752) im Abschnitt über die Erziehung des Thronfolgers niedergelegt hat, freilich mit ganz anderer Schärfe und funkelndem Witz.

Im übrigen ist alles bei Görtz darauf gerichtet, daß der Prinz zum Lebensernst, nicht zum Vergnügen, zur Tätigkeit, nicht

zum Müßiggang, zur Pflichterfüllung gegenüber der Allgemeinheit, nicht zum Selbstgenuß erzogen werde. Das Tugendideal also des verantwortungsvollen, sittlich hochstehenden Herrschertums, wobei aber doch wohl die moralisierende Seite der Betrachtung überwiegt, während die politischen Wirklichkeiten und ihre besonderen Erfordernisse kaum hervortreten.

Der tugendhafte Fürst steht im Vordergrund, d. h. der Mensch und Menschenfreund — nicht so sehr der künftige Staatsmann!

Wie aber, fragen wir zum Schluß, gestaltete sich im einzelnen der Bildungsgang Carl Augusts unter der Leitung des Grafen Görtz?

Die sorgfältig ausgearbeiteten Stundenschemata, die Görtz seinen Berichten beifügte, gestatten uns, den Tageslauf der beiden Prinzen von früh bis spät zu verfolgen. Jede Stunde ist besetzt, der Entspannung nicht viel Platz gelassen. Wurden diese Pläne wirklich durchgeführt[18]), dann war der Tag der fürstlichen Knaben ganz ausgefüllt und eher zu viel als zu wenig ins Unterrichtsprogramm aufgenommen. Es fällt auf, wie wenig Raum darin dem Spiel, dem Sport, dem Aufenthalt im Freien gegönnt ist. Die Kenntnis von Basedows Schriften scheint in dieser Hinsicht Görtz nicht beeinflußt zu haben; von der übertreibenden Einseitigkeit der körperlichen Ausbildung, die Basedow zum Vorwurf gemacht wurde, ist in Carl Augusts Erziehung keine Spur zu finden. Im Gegenteil: In den Görtzschen Tagebüchern liest man zwar gelegentlich von Spaziergängen, von Ausflügen und Picknicks, von Wagen- und Schlittenfahrten. Aber auch dergleichen geschah offenbar nicht allzu häufig und vor allem nicht regelmäßig. Indessen, es wäre falsch, vom achtzehnten Jahrhundert und einem Rokokohof die gesünderen Auffassungen einer späteren Zeit zu verlangen. Man wird nur sagen müssen, daß einem lebhaften Knaben wie Carl August die stubenhockerische Haltung des Erziehungsplanes nicht ganz angemessen war, was denn auch in Ungebärdigkeiten und Ausbrüchen seiner Kraftnatur der Mentor bald zu spüren bekam, dem selber — trotz seiner Jugend — etwas Altkluges anhaftete.

[18]) Auf Grund der Tagebücher ist anzunehmen, daß die Stundenpläne, bestimmte Einzelfälle ausgenommen, im ganzen so, wie vorgesehen, durchgeführt würden.

In körperlichen Übungen war zunächst nur regelmäßiger wöchentlicher Tanzunterricht vorgesehen, der mit der Lehre vom gesellschaftlichen Anstand verknüpft war und vom Hoftanzmeister Aulhorn erteilt wurde; er hielt sich dauernd all die Jahre hindurch auf dem Stundenplan und verschwand erst, zusammen mit dem Zeichnen, als mit der Umgestaltung des Unterrichtsprogramms, die mit Wielands Berufung eintrat, Platz für andere Fächer, die der höheren geistigen Ausbildung dienten, geschaffen werden mußte.

„Die ganz artliche und geschickte Stellung ihres Körpers ist ein Beweis, daß der Unterricht des Tanzmeisters Aulhorn nicht ohne Nutzen ist", so bemerkt schon in seinem zweiten Bericht Graf Görtz über des Erbprinzen Durchlaucht; mehr als ein paar allgemeine Redensarten dieser Art enthalten auch die folgenden nicht. Namentlich in den späteren Jahren gehen sie stillschweigend über diese Seite der höfischen Erziehung hinweg. Gelegentlich wird festgestellt, daß Carl August an den Contretänzen viel Vergnügen habe (13. Juni 1763) und in der Kunst Terpsichorens gute Fortschritte mache (19. Dezember 1763).

Fechten unter Hauptmann Weischner tritt im Stundenplan im zehnten Jahr Carl Augusts auf. Noch später (1771) wurde das Reiten aufgenommen. Man wundert sich darüber ein wenig; denn die körperliche Beschaffenheit des Erbprinzen war trotz gelegentlicher gesundheitlicher Störungen kräftig genug, diesen Sport auszuüben, und Görtz hatte, als Carl August das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, empfohlen, damit zu beginnen, da zu befürchten sei, „wann Sie zulange von einem der Jugend angenehmen exercitio zurückgehalten werden, daß nachhero der Hang dazu eine Leidenschaft werden möchte". Ein Jahr später (21. September 1770) wiederholte Görtz seine Mahnung. Auch diesmal verknüpfte er den Hinweis auf die gesundheitliche Zuträglichkeit des Reitens mit der moralisierenden Besorgnis, es möchte bei zu langer Zurückdrängung „die Leidenschaft dazu, die leider bei gar zu vielen Prinzen die traurigsten Folgen gehabt, auch hier sich in aller Größe zeigen". Er hat die Neigung Carl Augusts, der ein großer Pferdeliebhaber und Reiter werden sollte, richtig eingeschätzt.

Im Zeichnen unterrichtete die Prinzen der Kabinettsmaler

Loeber, der schon ihren Vater darin unterwiesen hatte und das Tierstück bevorzugte, später sein Nachfolger Heinsius, der den Vorgänger als Porträtist übertraf. Anna Amalia, die selbst eine gute zeichnerische Begabung und Neigung für die Malerei hatte, dürfte auf dieses Fach Wert gelegt haben.

Man gewinnt aus Görtzens Berichten allerdings nicht den Eindruck, daß Carl August das Zeichnen viel Freude gemacht habe. Eher möchte das Gegenteil zutreffen. Es ist schwer zu sagen, ob es an ihm oder an der Art der Lehrer lag. Stutzig könnte man werden, wenn man in einem der ersten Berichte Görtzens (13. Juni 1763) folgenden Satz liest:

„Das Zeichnen fällt Ihnen wohl noch etwas schwer, da Sie darinnen zumalen sonsten, soviel nach Ihrer eigenen Erfindungen sich beschäftiget haben, welches aber die Hand und den Geschmack nach und nach völlig würden verdorben haben, unterdessen sind doch auch hierinnen die fleißigen Unterweisungen des Cabinettsmalers Loebers nicht unfruchtbar." Ein andermal (17. Mai 1764) meint Görtz: „Im Zeichnen ist allemal noch die große Lust zum Malen ein Hindernis."

Wurde hier vielleicht das kindliche Ausdrucksvermögen zu früh gehemmt und vielleicht sogar in schulmeisterliche Bahnen gelenkt — wie es so oft gerade bei diesem Fach der Fall ist? Waren die Fortschritte des Schülers, die Görtz bisweilen Anna Amalien meldete, am Ende gar keine im Sinne einer natürlichen Entwicklung seiner Anlagen? Hatte Carl August überhaupt eine Begabung zum Zeichnen? Die Fragen bleiben offen. Sind sie ohnehin für Menschen in Kindesalter schwer zu beantworten, so erst recht, wenn es sich um Persönlichkeiten einer fernen Vergangenheit handelt, für die keine Proben von eigener Hand vorliegen!

Man wird sich allerdings sagen: Wäre bei Carl August der angeborene Trieb, sich der Natur durch Zeichnen und Malen zu bemächtigen, stark gewesen wie etwa bei Goethe, so hätte er sich wohl später Bahn gebrochen. Nichts ist uns überkommen, was auf dergleichen Anlagen schließen läßt. Die Weimarer Sammlungen bieten keine Anhaltspunkte[19]). Die eine kleine

[19]) Für entsprechende Auskünfte bin ich den Leitern des Goethearchivs, des Staatsarchivs und des Schloßmuseums, den Herren Pro-

Zeichnung im Wittumspalais läßt keine Schlüsse auf Begabung zu, und daß sie gerahmt dort hängt, bedeutet wohl nur, daß Anna Amalia an dem Bildchen ihre Freude gehabt haben wird. Zudem ist nicht zu ermessen, ob der Herr Hofmaler Anteil daran hatte.

Fürs Klavierspiel wurde Konzertmeister Wolf den Knaben beigegeben, eine im Weimarer Kunstleben unter Anna Amalia wohlbekannte Persönlichkeit. Doch traten später (1772) außerdem auch Cellounterricht für Carl August und Violinstunden für Constantin hinzu.

Für den Unterricht im Schönschreiben wurde ein Geheimer Kanzlist namens Roth angestellt. Zuerst kam übrigens die lateinische Schrift, dann erst die deutsche daran. Als nach Wielands Berufung diese Schreibstunden wichtigeren Fächern Platz machten, empfahl Görtz, was denn wohl auch geschah, die Verbindung mit dem braven Roth nicht abreißen zu lassen, da ihn die Prinzen „wegen derer verschiedentlich vorfallenden Geburtstags, Neujahrs, Gevatterschafts und anderer dergleichen Gelegenheitsschreiben" gebrauchen könnten.

Diese Dinge spielten sogar eine recht erhebliche Rolle im Leben der fürstlichen Kinder. So liegen von der Hand des Grafen Görtz bei seinen nachgelassenen Papieren (Donzdorf) zahlreiche Entwürfe vor, die er für Geburtstagswünsche und Neujahrsbriefe an Anna Amalia, an die Großeltern in Braunschweig für Carl August und Constantin verfaßte, wohlgedrechselte Zeremonialschreiben, deren unkindliche, würdevolle Formen aufs schnurrigste abstechen von der ungelenken Jungenshand, die sie abzuschreiben hatte, aber mit gleichem Aufwand höfischer Titulaturen den durchlauchtigsten Herren Enkeln erwidert wurden. Die ursprünglichen, harmlosen Empfindungen des Kindes findet man in diesem steifen Hofstil nicht wieder.

Zur Befestigung des Wissens wurden für den einen wie für den anderen Prinzen in verschiedenen Fächern regelmäßige eigene Wiederholungsstunden eingelegt.

---

fessor Dr. Hans Wahl, Direktor Dr. Flach und Dr. Scheidig zu Dank verpflichtet. — Auch die reichen Sammlungen von Professor Anton Kippenberg (Leipzig) enthalten nach gütiger Mitteilung des Besitzers keine Zeichnungen Carl Augusts.

Von vornherein war der Altersunterschied und die verschiedene Entwicklungsstufe des älteren und jüngeren Knaben dadurch in Rechnung gestellt, daß einige der Schulfächer einzeln verabfolgt wurden. Doch traten die Nachteile der gemeinschaftlichen Unterweisung immer deutlicher für beide Prinzen in Erscheinung, je mehr sich auch der Unterschied der Begabung wie der Charaktere auswirkte. Görtz setzte daher, als Carl August sein zehntes Jahr zurückgelegt hatte (Wintersemester 1768/69) eine Absonderung des Unterrichts durch; nur Zeichnen, Musik und Tanzen blieben gemeinsam, auch Französisch. Diese Maßnahme bewährte sich; Görtz stellte (6. Oktober 1769) fest, daß Carl August in den Stunden, die ihm nun allein zuteil wurden, mehr lerne als zuvor.

In den Elementarfächern wie Lesen und Rechnen zeigten sich bei ihm keinerlei Schwierigkeiten, während das fahrige, zerstreute Wesen Constantins von vornherein den Unterricht erschwerte. Überhaupt lassen die Berichte Görtzens keinen Zweifel darüber, daß Carl August in Auffassungsvermögen und Verstand seinem Bruder überlegen war. Charakterlich war Constantin übrigens, obwohl der willensärmere, weichere und schwächlichere von beiden, auch nicht gerade leicht zu lenken.

„Im Lesen, zumalen Deutschen", schreibt Görtz unterm 11. Dezember 1762, „haben es der Herr Erbprinz so weit gebracht, daß Sie fast ohne allen Anstoß lesen, auch seit einigen Monaten schon, aus eigenem Antrieb bei dem Frisieren, von sich selber in Gellerts Fabeln oder auch in anderen Büchern, allemal mit Lesen sich beschäftigen." Ein Genrestück im Rokokostil, das der Erzieher des kleinen Prinzen hier in seinem Berichte zeichnet!

Daß Carl August und seinem Bruder einige Jahre später auch Gelegenheit gegeben wurde, für sich oder unter Anleitung ihrer Lehrer in besonderen Lesestunden Privatlektüre zu treiben, war ein glücklicher Gedanke, der sich für die künftige Entwicklung des Mannes fruchtbar erwies.

Zum Teil ist aus den Stundenplänen und Rechenschaftsberichten von Görtz auch zu ersehen, welche Bücher benützt wurden. Fürs Lateinische beispielsweise werden die Fabeln des Phaedrus und Aesop und später Ovid, auch Vergil und natürlich

Livius genannt. Als die Prinzen etwas weiter vorgeschritten waren, wurde ihnen auch Plutarch durch Seidler in eigens dafür bestimmten Stunden vorgelegt, ebenso Suetonius.

„Was die Latinität anbelangt", meldete Görtz unterm 6. Mai 1769, „so verstehen der Herr Erbprinz fast alle Autores, da der Prinz Constantin noch gar weit zurück sind, ohngeachtet sie außer denen Stunden, die sie mit Ihrem Herrn Bruder gemeinschaftlich bei dem Oberconsistorialrat Seidler haben, noch von dem Rat Heermann insbesondere darin Unterricht bekommen."

Seidler gab außer dem Latein und der religiösen Unterweisung, die seine Hauptaufgabe war, auch Mathematik und Physik. „Da die Mathematische Kenntnis zu der Richtigkeit im Denken das gewisseste Hülfsmittel ist, solches aber allen Menschen, zumalen aber einem zukünftigen Regenten höchst nötig ist, so glauben wir, daß zum wenigsten ein paar Stunden in der Woche der Herr Erbprinz allein eines Unterrichts darinnen bedürfe, indem der Prinz Constantin solche Grundwahrheiten zu fassen noch zu schwach sind. Die Geschicklichkeit des Herrn Seidler darinnen läßt auch den besten Erfolg davon verhoffen", äußert sich Görtz, als dies Fach in den Unterrichtsplan eingegliedert wurde (Bericht vom 17. Mai 1764). Seidler belebte den Anfangsunterricht dadurch, daß er seine Zöglinge mathematische Körper in Pappe nachbilden ließ. Aus den Görtzschen Berichten ist zu entnehmen, daß Carl August dem Unterricht in Mathematik und Physik ohne Mühe zu folgen vermochte.

In späteren Jahren, als der Erziehungsplan nach Wielands Berufung die Züge eines Unterrichts für vorgerücktere Schüler gewann, erteilte Rat Albrecht die Physikstunde[20]). Ein Stiefsohn des im braunschweigischen Kirchen- und Schulwesen maßgebenden Abtes Jerusalem, war Albrecht, ein stiller, ernster, etwas eigentümlicher Mann, der Herzogin von der Heimat her empfohlen worden. Es ist bezeichnend für die Dürftigkeit der Verhältnisse, daß er sich die notwendigsten Instrumente für den physikalischen Unterricht erst von auswärts, und zwar von

[20]) Siehe Görtz's Bericht vom 6. März 1773. — Laut Geheimem Ratsprotokoll (gez. v. Fritsch) vom 7. Mai 1765 sollte Archivarius Albrecht zur Instruierung beider Prinzen gebraucht und von künftigem Winter-Semester ab bei Aufstellung des Stundenplanes mitberücksichtigt werden.

Kassel herbeischaffen lassen mußte, da das auf der Hofbibliothek und ansonst in Weimar vorhandene Gerät nicht ausreichte.

Für die Ausbildung im Französischen legte Graf Görtz selber die Anfangsgründe bei Carl August. Er las mit ihm die Fabeln Lafontaines und wußte der Herzogin zu melden, daß sein Zögling die zehn Gebote ohne Anstoß hersagen könne — ein seltsames Virtuosenstück sprachlicher Papageienkünste! Schon nach einem Jahr gab Görtz die Unterweisung im Französischen an den Sprachmeister Monsieur Claude Dumanoir ab, gegen den er aber anscheinend stille Vorbehalte hatte.

Carl August machte darin zwar etwas raschere Fortschritte als sein Bruder; doch betonte Görtz mehrfach, daß es ihm noch an lebendigem Umgang mit dieser Sprache im täglichen Leben des Hofes fehle. Um so erstaunlicher, daß Dumanoir gleich nach Übernahme des Unterrichts von den Fabeln Lafontaines, die auch er mit Carl August durchnahm, zu Molière überging. Es bleibt dahingestellt, wieviel der kleine Mann mit seinen sechs Jahren davon zu fassen vermochte. Außer den „besten Komödien des Molière" setzte er ihm Stücke der Molièreepigonen, Destouches' und des damals sehr hochgeschätzten Reynard vor, ferner eine Nachdichtung des Don Quichote von Le Sage[21]). Auch den vielgelesenen Robinson lernte der Prinz in einer der zahlreichen umlaufenden französischen Bearbeitungen[22]) kennen. Carl August wurde von Dumanoir angehalten, auch „selbsten Historien wiederzuerzählen" (Bericht vom 15. Dezember 1763).

Daß auf den französischen Sprachunterricht viel Wert gelegt wurde, geht aus der Nachhaltigkeit hervor, mit dem er ununterbrochen bis zum Aufhören der eigentlichen Schulzeit betrieben wurde. Dies entsprach den höfischen Gepflogenheiten der Zeit. Doch blieb Carl August, trotzdem er auch während seiner Regierung viel Gelegenheit hatte, vom Französischen mündlich und schriftlich Gebrauch zu machen, nicht frei von Sprachfehlern, Unrichtigkeiten der Schreibweise, und öfters unter-

[21]) Offenbar handelt es sich um die Le Sage'sche Übersetzung bzw. Nachdichtung des Don Quichote von Fernandez de Avellaneda.

[22]) Siehe eine Aufzählung solcher französischer Übersetzungen bzw. Bearbeitungen bei Hermann Ullrich, „Robinson und Robinsonaden. Bibliographie, Geschichte, Kritik." Weimar 1898, S. 31 ff.

liefen ihm Germanismen. Er steht damit freilich nicht allein. Wie selten wurde doch an den kleineren deutschen Höfen das Französische in reiner Form gesprochen und geschrieben!

Italienisch erschien nur vorübergehend ein Jahr lang im Stundenplan (1772/73). Carl August hat anscheinend selber den Wunsch, es zu lernen, ausgesprochen. Es wurde beiden Prinzen von Heermann gegeben. Doch setzte dieser Unterricht erst auf einer späteren Stufe der Ausbildung ein.

Englisch trat gleichfalls erst hinzu, als Carl August fünfzehn Jahre war (Herbst 1772). Auch hierfür wurde der kenntnisreiche Rat Albrecht mit vier Wochenstunden herangezogen. Doch spielte es anscheinend keine große Rolle, da es alsbald in den Plänen wieder verschwindet.

In dieser geringen Berücksichtigung meldet sich die Vormacht des Französischen als Welt- und Hofsprache zu Wort, obwohl das englische Schrifttum im Zuge der Aufklärungsbewegung schon damals herüberwirkte und die Vorherrschaft des französischen Geistes einzuschränken, da und dort sogar abzulösen begann.

Belles lettres und Poesie lehrte der Rat Albrecht. Er ging im Einverständnis mit Görtz nach einigen Jahren (1769) von der Lektüre dichterischer Werke selbst zu einer kurzgefaßten Geschichte der schönen Wissenschaften über, um die Prinzen „mit dem, was bei den Franzosen, Engelländern, Deutschen und Italienern vorzüglich geschrieben ist, bekannt zu machen". „Es wird dieses", schreibt Görtz in seinem Bericht vom 17. Mai 1769, „zu der Bildung ihres Geschmacks sehr vorteilhaft sein."

Außerdem aber war Albrecht Statistik anvertraut, wobei er sich an ein Werk Achenwalls hielt, der als einer der Begründer dieses jungen erst emporblühenden Fachs in Göttingen lehrte und einen vielgebrauchten „Abriß der neuesten Staatswissenschaft, der vornehmsten europäischen Reiche und Republiken" (1749) verfaßt hatte.

Görtz und Seidler hielten daran fest, daß die Religiosität die Hauptgrundlage der Erziehung und damit der „dereinstigen wahren Glückseligkeit" bleiben müsse, und als die aus dem Charakter Carl Augusts erwachsenden Schwierigkeiten Görtz zu schaffen machten, richtete er seine Hoffnungen nun erst recht auf die Wirkung der Religionsunterweisung, von der er sich ent-

scheidende Wirkung auf den Zögling versprach. Denn die Befestigung der Gottesfurcht war für Görtz die Ultima Ratio jeder Erziehung[23]).

Eingehend und nicht ohne inneren Anteil pflegte er denn auch gerade über diese Seite der Entwicklung ihres Sohnes an die Mutter zu berichten. Seidler mußte morgens und abends beim Aufstehen und Zubettgehen anwesend sin, um den Prinzen zum Gebet anzuhalten und die Andacht zu leiten. Er bediente sich Franckes Kindertheologie, ließ die darin enthaltenen, aus der Heiligen Schrift ausgesuchten Sprüche auswendig lernen, um das Gedächtnis seiner Zöglinge mit einem Schatz von Heilswahrheiten auszustatten. Etwas später nahm Seidler mit dem Erbprinzen „Castilliones Gespräche aus der biblischen Geschichte"[24]) durch, wobei man ihm auch das Latein unter der Hand beizubringen gedachte.

Natürlich wurde streng auf regelmäßigen Kirchgang gehalten. Wenn Görtz zeitweise Carl August zumutete, auch in die Nachmittagspredigt zu gehen, so war dies für ein Kind in dem zartesten Alter denn doch reichlich viel. Immerhin, Carl August wußte manches aus dem Inhalt der Sonntagspredigten, die er anhören mußte, wiederzugeben, während Constantin darin versagte.

Einen wichtigen Raum nahm die Rechenschaft ein, die der Knabe jeden Abend beim Gebet unter Anleitung Seidlers abzulegen hatte. Sie sollte sich, das war die Absicht, zu einer immer reiferen Selbsteinkehr des Kindes entwickeln.

Carl August unterzog sich dieser Anforderung ganz brav. Mit Stolz meldete Görtz Anna Amalia eines Tages (22. September 1766), daß ihr Sohn sogar aus freien Stücken „ein schriftliches Verzeichnis seiner Aufführung" anlege, wozu er freilich ein paar

[23]) Über die Art, wie Görtz das Kind von früh an daran zu gewöhnen suchte, armen Leuten Gutes zu tun, siehe Theodor Lockemann, „Zur Erziehungsgeschichte Carl August's", Jahrbuch der Goethegesellschaft, Bd. 2, 1915, Weimar und Leipzig.

[24]) Sebastian Castellio oder wie er sich auch nannte, Castalio, eigentlich Chatillon, protestantischer Savoyarde und Verfechter der Glaubensfreiheit, wegen seiner Abweichung von Calvins Lehre aus Genf verdrängt, ließ dort 1543 die Dialogi sacri, ein viel benutztes Schulbuch erscheinen, worin die biblische Geschichte für den Jugendunterricht erzählt wurde.

Wochen später die Lust ganz verlor, um sich lieber dem Spiel zuzuwenden, was man dem Kinde nicht verargen kann. Görtz brachte nun den Erbprinzen dazu, seine Aufzeichnungen während des Frisierens zu machen, da er seine Zeit dabei doch nicht anders anwenden könne. Es bleibt fraglich, ob diese Gewohnheit lange beibehalten wurde, und über das, was in der Seele des Kindes vorging, ist schließlich auch nicht viel ausgesagt, wenn die Berichte seines Erziehers sich fast durchweg günstig über Carl Augusts Verständnis für religiöse Dinge aussprechen und Görtz von dem elfeinhalbjährigen Erbprinzen (29. Mai 1768) behauptet, er wisse dank der Unterweisung Seidlers in Theologie jetzt so viel wie die meisten Erwachsenen!

Mit der Konfirmation, die auf Anna Amalias persönlichen, sehr lebhaft ausgesprochenen Wunsch beschleunigt wurde, war ein erster Abschluß der religiösen Ausbildung Carl Augusts erreicht. Man hatte, um dem Ziel rasch näher zu kommen, der Glaubenslehre mehr Zeit widmen und eigens Stunden dafür einlegen müssen. Nur widerstrebend fügten sich Görtz und Seidler der Anordnung der Herzogin, die Vorbereitung zur Konfirmation auf diese Weise zu beschleunigen. Der Thronfolger war erst dreizehneinhalb Jahre alt, als er das Bekenntnis zur Kirche seines Landes ablegte (27. März 1771).

Das Studium der Geschichte, das nach Görtzens Ansicht „den Trieb zur Tugend mehr und mehr erwecken" sollte, behauptete sich von Anfang bis zum Ablauf des Erziehungsplanes neben dem religiösen Unterricht an erster Stelle, und man darf auf Grund der Görtzschen Berichte hinzufügen, auch im Herzen Carl Augusts, der sich die Neigung zu historischen Dingen bis ins hohe Alter bewahrt hat. Der Unterricht setzte mit dem Spätjahr 1762 ein und wurde von Seidler nach „Lappens[25]) Chronologischen Tabellen" gegeben; für das römische Altertum bediente er sich des Breviariums von Eutropius, um dann nach dem viel benutzten Justinus die ältere Allgemeine Geschichte

[25]) Es handelt sich hier möglicherweise um den „Abrégé chronologique de l'histoire sacre et profane" des Jesuiten Labbeus (= Labbe) vom Jahre 1655, oder eine Bearbeitung desselben. Ob das Exemplar der Jenaer Universitätsbibliothek dem Unterricht Carl Augusts gedient hat, ist leider nicht mehr feststellbar. Auch die Landesbibliothek Weimar besitzt einige Werke von Philipp Labbe.

zu treiben, wovon er sich auch weitere Übung im Lateinischen versprach.

Die Verfolgung eines solchen Nebenzweckes, die Wahl dieser Schriftsteller und des historischen Ausgangspunktes läßt sich unter mehr als einem Gesichtspunkt anfechten. Trotzdem scheint Carl August die innere Lebendigkeit der Geschichte durch diese ersten spröden Anfangsversuche hindurch gefühlt zu haben. Denn mehrfach hebt Görtz in seinen Berichten hervor, daß dem Erbprinzen Geschichte und alles, was dahin einschlage, die angenehmste Beschäftigung sei. Oft ziehe er die Lektüre historischer Bücher Gesellschaften vor (so 6. Oktober 1769).

Früh drängte Görtz darauf (Bericht 17. Mai 1764), ihn mit der Geschichte des eigenen Landes bekannt zu machen, wofür Rat Heermann herangezogen wurde, der sich zugleich bemühte, dem Prinzen Constantin „durch das beliebte Werkgen des Professors Köhler ‚Die Welt in einer Nuß'" [26]) die Anfangsgründe der Historie „spielend" beizubringen.

Heraldik wurde nebenbei, aber nicht ohne Eifer getrieben.

Heermann, dem auch der im Stundenplan stark berücksichtigte Geographieunterricht anvertraut war, behandelte zunächst die Geschichte des Ernestinischen, dann die des Albertinischen Hauses und nahm darauf die deutsche Kaisergeschichte sowie „die Staatenhistorie" nach dem Kompendium von Gebauer [27]), einem Schüler von Thomasius und Gundling vor, der in Göttingen unter anderem deutsches Recht und Geschichte lehrte und zu den vielseitigsten, aber auch streitbarsten Gelehrtenpersönlichkeiten der aufsteigenden Universität gehörte. Nachdem diese Gegenstände durchgearbeitet und zum Teil wiederholt worden waren, riet Görtz (29. September 1768) der Herzogin, sie möge nun für einen fortgeschritteneren Unterricht in Historie,

[26]) Es handelt sich hier um eine Schrift des Göttinger Historikers Johann David Köhler (1684—1755), erschienen Nürnberg 1722.

[27]) Über Gebauer siehe jetzt die Jubiläumsschrift von Götz von Selle, Die Georg-August-Universität zu Göttingen (1737—1937), Göttingen 1937. — 1733 war Gebauers noch zweimal aufgelegter „Grundriß zu einer umständlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten" erschienen. — Gerade die Verbindung von Geschichte und Jurisprudenz, die für Gebauer bezeichnend ist, hatte ihm die Beachtung des weitblickenden Ministers von Münchhausen verschafft, als es diesem oblag, zugkräftige Lehrer für die neugegründete Universität zu berufen!

in sächsischem Staatsrecht sowie in Natur- und Völkerrecht eine geeignete Persönlichkeit bestellen. Doch trat hierauf keine Änderung ein: Heermann setzte auch in den beiden folgenden Jahren seine Unterweisung in Reichs- und Staats- und sächsischer Hausgeschichte fort. Offenbar fühlte Carl August sich bei dieser Ordnung der Dinge zufrieden! Denn so schreibt Görtz der Mutter (22. April 1770) über den nunmehr bald Dreizehnjährigen: „Die Lust zu der Historie hat bei dem Herrn Erbprinzen zugenommen und der Entwurf, den Sie Euer Hochfürstlichen Durchlaucht selbst von der Sächsischen Historie überreicht haben, ist ein Beweis, wie gut und fleißig Sie der H. Rat Heermann darinnen unterrichtet hat."

Mit der Berufung Wielands und der nahen Thronbesteigung Carl Augusts setzte die von Görtz geforderte höhere Stufe des geschichtlichen und juristischen Unterrichts ein, die der unmittelbaren Vorbereitung zum Herrscheramt dienen sollte.

Bei den Vorbesprechungen im Geheimen Ratsconsilium hatte Görtz darauf hinweisen müssen, daß auch ein Wechsel der Lehrer erwünscht sei. Er zielte damit insbesondere auf Heermann ab und auf Albrecht, der zuletzt Carl August Unterricht in Universalhistorie erteilt hatte. „Ersterer", so äußerte sich jetzt Görtz, „hat die Hindernisse seines Gehörs und auch den Mangel eines körnichten Vortrags, letzterer aber mit aller seinen Wissenschaften, wie Sie es selbst wüßten, einen gar weitleufigen unangenehmen Vortrag. Nur ein Exempel anzuführen, so wäre er seit 2 Jahren in der Universalgeschichte nicht über das 10. Jahrhundert gekommen. Ich erwartete also von Ihnen, daß Sie Ihre Durchlaucht dahin bewegen möchten, daß Höchstdieselbe wegen derer noch abgehenden Wissenschaften Männer zu wählen sich entschließen möchten, die diesen Mangel zu ersetzen imstande wären."[28])

Die „Reichshistorie" wurde nun von dem Professor Johann Christian Mayer aus Jena, einem geborenen Schwaben, versehen, der mit Carl August unter anderem auch Schlözers „Universalhistorie" durchnahm, auch dies eine Berührung mit einem der stärksten Vertreter aufklärerischen Geistes. Überhaupt ver-

[28]) Siehe Othmar von Stotzingen S. 398f. der im folgenden erwähnten Abhandlung.

änderten die Pläne wesentlich ihr Gesicht, als Wieland[29]) in die Erziehung Carl Augusts und seines Bruders in maßgebender Stellung mit eingeschaltet wurde. Was nunmehr den Hauptinhalt des neuen Erziehungsprogramms ausmachte, stand im Einklang mit den Vorschlägen, die Graf Görtz in seinem Bericht vom 11. Juni 1772, während noch die Verhandlungen mit Wieland schwebten, gemacht hatte. Er hatte eine weitere Ausbildung Carl Augusts in den philosophischen Wissenschaften, und zwar in Logik und Geschichte der Philosophie, in sächsischer und deutscher Geschichte nebst der hierzu erforderlichen Statistik, Natur- und Völkerrecht gefordert.

„Es sind dies sehr wichtige Gegenstände und keiner davon kann von einem künftigen Regenten entbehrt werden!" Der Fächer seien viele, der Jahre aber, die zur Verfügung stünden, seien nur wenige. Man möge daher keine Zeit verlieren, „zumalen der Unterricht an einem Hofe gegeben wird, wo unausbleibliche Zerstreuungen so oft vorfallen und auch die Gesundheit oft Hindernisse in den Weg legt."

Eineinhalb Monate später traf Anna Amalia nach vorausgegangenen Beratungen des Grafen Görtz mit dem Geheimen Consilium ihre Entschließung, indem sie an den Kurfürsten von Mainz die höfliche Frage richtete, ob er gewillt sei, Wieland freizugeben. Nachdem das Einverständnis des Kurfürsten-Erzbischofs in verbindlichster Form erteilt war, erging am 28. August die Weisung Anna Amalias an Görtz, daß Wieland sowie die außer ihm für den historischen und juristischen Unterricht in Frage kommenden Lehrer angestellt würden. Der Graf, der am Hof, im Geheimratskollegium und bei Wieland selbst sehr lebhaft für dessen Berufung gearbeitet hatte, nahm die Nachricht mit Freuden auf. In seinem Bericht vom 4. Oktober 1772 gab er ihr Ausdruck. „Durch Höchstdero ... Entschließungen, daß

[29]) Über „Wielands Berufung nach Weimar" vgl. den Aufsatz von Bernhard Seuffert, Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte, Band I und II, Weimar 1888/89; ferner Karl Obser „Zu Wielands Übersiedlung nach Weimar", Euphorion Band VIII, Leipzig und Wien 1901 sowie Othmar Freiherr von Stotzingen, „Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar", Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1910, Frankfurt a. M. — Auf Wielands Tätigkeit als Erzieher Carl Augusts gedenke ich an anderem Ort einzugehen.

beide Printzen Hf. Dln.", so schrieb er der Herzogin, „in denen Ihnen noch mangelnden Wißenschaften, von dem Hn. Geheimden Assistenz Rath Schmidt, dem nunmehro in Höchstdero Diensten getretenen Hofrath Wieland, und dem Professor D. Mayer in Jena Unterricht gegeben werden solle, bin ich in Ansehung der Cultur des Verstandes nicht allein nun völlig beruhiget, sondern ich habe auch die gegründeste Hofnung, daß durch die in der Person des Hof Raths Wieland Ruhmvolle getrofene Wahl, die Bearbeitung des Hertzens, mir auf das äußerste erleichtert werden wird, und ich sehe nun fest mit möglichster Gewisheit, zu Höchst dero gerechtesten Beruhigung, und zu dem Glück der weimarischen Lande, dem glücklichsten Ende eines Geschäftes entgegen, welches sonst oft so Kummer volle und traurige Aussichten hat. Der Hr. Geheimde Assistenz Rath Schmidt hat mir zu erkennen gegeben, wie er auf nechst künftige Ostern den Anfang seiner Unterweisung in dem Römischen Recht in Verbindung mit dem teutschen Recht machen wolle. Was die dem HofRath Wieland anvertraute Unterweisung anlanget, so hat er dieserhalb den anbeygebogenen Plan[30]) entworfen, und ich zweifle nicht, es werde derselbe Höchstdero Genehmigung erhalten. Ich muß demselben darinnen beipflichten, daß sich was bestimmtes, nicht, in denen beiden Printzen noch gantz unbekanten Wissenschaften, was die Unterweisungs Art anbetrifft, festsetzen läst; seiner Geschicklichkeit, und seinen wahrhaften Eifer Euer Hochfurstlichen Durchlaucht, denen Printzen, und dem Vaterlande sich nützlich zu machen ist es aber zuzutrauen, daß er sich alle nur mögliche Mühe geben wird, den von ihm erkant best möglichsten nützlichen Weg einzuschlagen. Was den Professor D. Mayer anlanget, so wird er diesen Winter nach seinem eignen Entwurf über die ReichsHistorie, und nach Schlötzers Vorstellung seiner Universal Historie über selbige lesen, und könte er den folgenden Sommer dann das teutsche StaatsRecht, und den Westphälischen Frieden vornehmen."

Zugleich empfahl er die von Wieland entworfenen Grundsätze und Richtlinien, nach denen der Dichter die Erziehung einzurichten gedachte, der Herzogin zur Annahme.

Dieselbe Gesinnung spiegelt sich auch in dem ersten Rechen-

[30]) Durch Seuffert in obenerwähntem Aufsatz veröffentlicht.

schaftsbericht vom 6. Mai 1773 wider, in dem Görtz der neu hinzugetretenen Lehrkräfte gedachte.

„Die beide neue Lehrer, der Hofrath Wieland, und Professor D. Mayer, haben durch ihren Vortrag, sich den beifall ihrer Durchlauchtigen Zuhörer erworben, so wie sie beide, sich der Gnade Euer Hochfürstlichen Durchlaucht durch ihren Fleis, treue, und Eifer würdig machen. Von ersteren ließe sich nichts weniger erwarten, und unter dessen beistand ist mir das so sorgsame Erziehungs Geschäfte um die Helfte erleichtert worden, und ich sehe nun mit der freudigsten Zuversicht, des sonst so oft fehlgeschlagenen Geschäfts entgegen. Täglich entwikelt sich das Hertz dero theuersten Herrn ErbPrintzens mehr, und zur innigsten Freude entdeken wir darinnen den grösten Edelmuth, die reinste Tugend, und solche Neigungen die uns die Gewisheit geben, daß Er der würdige und dankbare Sohn Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, und dabey der Veter seiner Unterthanen sein wird."

Wieland, der mit Görtz auf freundschaftlichstem Fuße verkehrte, fiel jetzt (1772) die Unterweisung beider Prinzen in „Philosophie der Historie" zu und ebenso in der „Theorie der schönen Wissenschaften". Für Carl August wurde überdies (1772) zu seiner Belehrung in Philosophie eine eigene Stunde von Wieland über Fergusons Moral gehalten.

Im folgenden Jahre (1773) erteilte Wieland beiden Prinzen Moralunterricht und lehrte Carl August auch Natur- und Völkerrecht, nachdem schon Seidler früher den Grund fürs „Naturrecht" (Jus naturae) bei ihm gelegt hatte; auf besonderen Wunsch Anna Amaliens (Erlaß vom 18. Mai 1773) nahm auch Prinz Constantin an dem natur- und völkerrechtlichen Unterricht des Dichters teil. Durch Wieland wurde Carl August auch in Polizei- und Kameralwissenschaft eingeführt; Statistik und Staatswissenschaft wurde ihm und dem Bruder in einer gemeinsamen Stunde ebenfalls von Wieland verabfolgt. Es wird deutlich, daß in dieser Zeit der Schwerpunkt der weltanschaulichen und allgemeinpolitischen Ausbildung bei Wielands Unterricht lag. Die besondere Schulung in Staats- und Verwaltungsrecht hatten eigens herangezogene Lehrkräfte übernommen, sei es in gemeinsamen Unterweisungen der beiden Prinzen oder in Einzelstunden für Carl August und Constantin.

Nachdem Mayer seinen Kurs über Universalgeschichte zu Ende geführt hatte, lehrte er deutsches Staatsrecht. Dabei durfte er sich zur Erläuterung der Regensburger Comitialberichte bedienen, die ihm von der Weimarischen Regierung zur Verfügung gestellt wurden, um den Thronfolger auf dem Laufenden der Reichstagsangelegenheiten zu halten: man suchte auf diese Weise Carl August die erste Verbindung mit dem öffentlichen Leben des Reichs zu erschließen.

Mayer zeichne sich, so rühmt Görtz (Bericht vom 5. Mai 1774) ihm nach, nicht bloß durch Gründlichkeit und Fleiß aus, er habe „auch durch seinen vortrefflichen moralischen Charakter und ungeheuchelte Aufrichtigkeit sich die Liebe und Hochachtung beider Prinzen erworben".

Das Jus civile und das sächsische Staatsrecht wurde von dem Geheimen Assistenzrat Schmidt gelehrt. Nach Aussage von Görtz zeigten sich die Prinzen beim Unterricht Schmidts durchaus fleißig und aufmerksam.

Wielands Betrauung mit der Fortbildung Carl Augusts und seines Bruders machte einen merklichen Einschnitt in der Erziehungsgeschichte des künftigen Landesherrn. Doch stand auch seine Tätigkeit, aufs Ganze hin angesehen, unter demselben weltanschaulichen Gestirn der Aufklärung wie die vorausgegangenen Bemühungen des Grafen Görtz, obwohl das Aufklärertum Wielands natürlich eine andere Färbung und auch andere innere Antriebe hatte.

Wielands erzieherische Leistung zu würdigen ist eine Aufgabe für sich. Nur so viel sei hier gesagt, daß sich Anna Amalia in den überschwenglichen pädagogischen und menschlichen Hoffnungen, die sie auf den Dichter gesetzt hatte, bald enttäuscht fühlte. Eine schwere Krise der Beziehungen von Mutter und Sohn, deren Vorboten sich schon früher angekündigt hatten, als die Leitung der Erziehung noch allein in den Händen von Görtz gelegen war, bildete sich heraus, wobei nun eine Weile lang beide Männer in einer Front zusammen mit dem Thronfolger gegen die Herzogin standen.

Görtz schon hatte es nicht leicht gehabt, sich auf die Dauer das Vertrauen Anna Amaliens zu erhalten. In seinen Berichten klingen diese Verstimmungen kaum oder nur leise an. In seinem

Tagebuch dagegen kommen sie schon etwas deutlicher zum Vorschein. Zum Entstehen einer Spannung zwischen der Regentin und Görtz, die zum Teil auch in mütterlicher Eifersucht begründet war und in den kleinen Verhältnissen des Hofes und seinen persönlichen Gegensätzen leicht Nahrung finden konnte, hatte wohl auch die entschiedene Forderung einer Auslandsreise beigetragen. Anna Amalia war dagegen. Wahrscheinlich weil sie sich von dem Sohn, um dessen Liebe sie rang, nicht so lange trennen wollte, während der Hofmeister den Aufenthalt in einem fremden Lande für notwendig hielt, um die Erziehung seines Zöglings zu vollenden. Er glaubte, daß dadurch auch die Schwierigkeiten, die sich im Charakter Carl Augusts gezeigt hatten, überwunden werden könnten und die Eigenwilligkeit des Prinzen durch die Berührung mit einer ganz andern Welt und Gesellschaft, als sie das kleine Weimar bot, sich abschleifen würde, und er setzte schließlich seinen Vorschlag nach langen fruchtlos gebliebenen Versuchen auch durch.

Der Schatten der vorausgegangenen Trübungen liegt auf dem letzten Weimarer Erziehungsbericht, den Görtz am 25. Oktober 1774 erstattete. Er war wenige Monate vor der Verlobung Carl Augusts mit der Prinzessin Luise von Darmstadt und der großen Auslandsreise nach Straßburg und Paris geschrieben, auf der Görtz seine beiden Zöglinge begleitete.

„Bey dem nun zu Ende gehenden Geschäfte", schrieb der Graf, „wünschte ich meine Kraft verdoppeln zu können, um so wohl Euer Hochfürstlichen Durchlaucht Höchste Zufriedenheit zu verdienen, als auch mir selbsten noch die Beruhigung zu verschaffen, das möglichste Gute, das mir meine Kräfte hätten erlauben können bewürket zu haben. Beruhiget mit der Unmöglichkeit über seine Kräfte hinausgehen zu können, mit der Lauterkeit meiner Absichten, und mit der gewissen Hofnung, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht davon überzeugen zu können, beharr ich in tiefster Ehrfurcht

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht
Meiner gnädigsten Hertzogin, Obervormünderin und Landesregentin
unterthänig treu gehorsamster
J Eustach Graf von Görtz."

Die Herzogin mochte sich trotz allem, was sie an Görtz nicht leiden konnte, dem Eindruck nicht verschließen, daß er sich Mühe gegeben und mancherlei Ersprießliches geleistet habe, und gewiß entsprach es auch ihrer vornehmen Denkungsart, ihrem Streben nach Gerechtigkeit, dem Grafen den nahen Abschied von seinem Amte nicht durch Bitterkeit zu vergiften. So ließ sie dem Manne, dem ihre Söhne die Grundlagen ihrer geistigen und charakterlichen Ausbildung dankten, ihre Gesinnung durch ein Reskript mit eigenhändiger Unterschrift (15. November 1774) mit folgenden Worten eröffnen:

„Es ist Uns aus dem an Uns von dem Herrn Grafen, nach Ablauf des verwichenen halben Jahres, über den zeitherigen weiteren Fortgang, welchen das Erziehungs-Geschäfte Unsern beyden freundlich geliebten Prinzen Liebden Lbden gehabt, unterm 25ten des nächst vorigen Monats erstatteten Berichte der behörige unterthänigste Vortrag gethan worden. So beruhigend für Unser mütterliches Herz der Gedanke ist, daß Wir Uns schmeichlen können, daß die göttliche Güte Unsere Sorge für die zweckmäßige Behandlungen ermeldten wichtigen Geschäftes, und die zu solchem Ende angeordnete Bemühungen, zeithero nicht ungesegnet gelaßen: So vollständig ist die Gerechtigkeit, welche Wir dem Herrn Grafen, wegen der Aufmerksamkeit und des nie erkalteten Eifers, womit derselbe, seine ihm hierbey obgelegenen Pflichten eine Genüge zu leisten, bis hieher bemüht gewesen, wiederfahren laßen, und es kan sich derselbe Unserer gnädigsten Zufriedenheit hierüber eben so gewiß versichert halten, als zuversichtlich das Vertrauen ist, so Wir zu ihm hegen, daß Uns derselbe das seiner Endschaft immer näher kommende Erziehungs-Werck mit gleichem rühmlichen Eifer vollends, unter Göttlichem Beistande, glücklich vollbringen helfen werden."

Beilage I.

Unterthänigster Vorschlag einiger Puncten welche nach meinem ohnmasgeblichen Davorhalten in die mir zu ertheilende gnädigste Instruction gesetzet werden könten.

I.

Die Erkentniß Gottes und die wahre Liebe, und die kindl. Furcht zu diesem allerhöchsten Wesen, ist der Grund aller guten Erziehungen, und muß also auch bey der Erziehung des Durchlauchtigsten Erbprintzen

zum Hauptaugenmerk genommen werden. Es wird aber vorzüglich darauf zu sehen sein, daß die kentniß der Heiligen Religion nicht blos idealist, sondern wircksam auf das Hertz werde, wodurch dann solches zu allen guten Eigenschaften, und Christfürstlichen Tugenden fähig gemacht werden kan. Die treue und geschickte unterweisung des Herrn Ober Consistorial Rath Seidlers, und seine erbauliche Art des Gebetts, wird den glücklichen Erfolg davon am kraftigsten wircken können, und gibt schon ietzo in diesem Haupt Puncte der Erziehung die erfreulichste Hoffnung.

II.

Die Ehrfurcht und zärtliche Liebe vor dero Durchlauchtigste Frau Mutter, und die unendliche Danckbarkeit und Erkentlichkeit, welche des Herrn Erb Printzens Durchlaucht, Höchstderoselben schuldig sein, vor allem die zartliche und große Sorgfalt und Mühe welche Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht bey Verwaltung dero Land und Leute, und auch bey dero Erziehung gegen dieselben zeigen, wird in dem Hertzen des Durchlauchtigsten Erb Printzens so thätig müssen gemachet werden daß die Ihnen so vorzüglich heilige Pflicht der Danckbarkeit und kindlichen Liebe, nie möge aus dem Sinne kommen.

III.

Auch wird sich fleissigst zu bemühen sein die zärtliche Liebe und Freundschaft zwischen denen beiden Herrn Gebrüdern zu erwecken, und zu unterhalten.

IV.

Wird dem Durchlauchtigsten Erb Printzen eine achtung und wahre Liebe gegen sämtliche Rathe und Diener, und dann auch gegen die getreue Landstände einzupflantzen sein, und wird Ihnen öfters zu Gemüth geführet werden müssen daß Ihro Höchstes Augenmerck bey dermahl einstiger Regierung sein muß, das Wohl und Aufnehmen dero Unterthanen auf alle möglichste Art zu befördern, daß Ihr Höchster Vorzug, welchen Sie sonsten blos der Göttlichen Vorsehung und dem Glück der Geburt zu verdancken haben, darinnen bestehe, daß sie viele Menschen glücklich machen können; daß Sie Ihnen getreu geleistete Dienste allezeit zu belohnen sich bestreben müssten, indeme Ihnen dieses alleine in Zukunft treue Diener versichern kan, ohne welche der klügste Fürst zu regieren nicht vermögend ist. Daß ein Fürst sich eine feste Regel machen müsse niemand mit Worten und Geberden zu beleidigen. Daß man Ihn anhalte gegen Arme und Nothleidende mitleidig zu sein, indem es die Höchste Zierde eines Fürsten seye, wann er verdiene ein Vater der Armen genennet zu werden. Bey heranwachsenden Jahren wäre der Herr Erb Printz in die Hütten seiner unglückl. Unterthanen zuführen, um Ihm die Noth dererselben kennen zu lernen, und dadurch Ihn mitleidiger gegen dieselben, und sein Hertz danckbarer gegen Gott, vor so viele zeitliche Gnaden Güter, welche Ihm Derselbe vor so vielen andern Menschen verliehen hat, zu machen. Da auch durch das Vergnügen welches man empfindet unglücklichen ihr Unglück zu erleichtern und zu vermindern, man in der Freigebigkeit dieser so schönen Tugend, eine Fertigkeit erlanget, so würde alsdann auch dem Herrn Erb Printzen Jahrlich eine gewisse Summe Geldes zugestellet werden, welche Er selbsten den armen

nothleidenden auszutheilen hätte. Denen Verläumdungen kein Gehör zu geben, und daß Sie dermahleinsten nie in einer Sache Ihr Höchstes Urtheil fällen mögten, bis Sie selbsten alles vorhero wohl untersuchet haben, wird dem Herrn Erb Printzen als einem zukünftigen Regenten wohl beyzubringen sein. Die Liebe zur Wahrheit, einen Haß gegen Lügen, wie auch deutliche und reine Begriffe von der wahren Ehre und Grosmuth, werden bey allen Gelegenheiten Ihnen wohl einzuprägen sein. Vor denen Schmeichlern und Ohrenbläsern, der [sic!] schädlichste Gift die Pest der fürsten, wird der Durchlauchtigste ErbPrintz auf das allersorgfältigste zu bewahren sein, und solten selbige sich bey demselben einfinden, so würden sie, auf den von mir unverzüglichst zu erstattenden unterthänigsten, auch nur mündlichen Bericht es seye dero eignen Diener oder Andere von dero Person zu entfernen sein. Solten sich auch einige finden welche in Gegenwart des Herrn Erb Printzen ihren Spott mit der Heiligen Religion treiben wolten, oder derselben sonsten gefährliche Principia beyzubringen sich unterstünden, so wären solchen sogleich aller fernerer Umgang mit Sr Durchlaucht zu untersagen. Zu der Höflichkeit zumahlen gegen fremde, zu der Leutseeligkeit, zu der Sittsamkeit, und zu einer gewissen Ordnung in allen ihren Handlungen, sind des Her. Erb Printzen Durchl. auch anzuhalten. Solten bey entstehender ungezogenheit, die Vermahnungen und gelinden Verweise nichts fruchten, so würden dann, zumahlen bey Hartnäckigkeit auch härtere Strafs Mittel zu Hülfe zu nehmen sein. Da dann diese bey der Erziehung eines Printzen durch die unausbleibliche Hindernisse gewislich sehr schwer zu erfüllen seyende Punckte das Herze zieren, und alle etwa entstehende böse Eigenschaften als Hochmuth, Verstellung, Eigensinn u. s. w. oder auch zu heftige Leidenschaften unterdrücken werden, so muß auch

V.

Dabey der Herr Erb Printz in denen Wissenschaften, welche einem regierenden Fürsten nothwendig und auch wohlanständig sein, unterrichtet werden. Die Moral, die Historie zumahlen die neuere, und dann die von seinem eigenen Hause, und dessen Landesverfassung, die Sprachen, wozu mahlen auf die Mutter Sprache und dann auf die französische zu sehen, die Genealogie, die Geographie Mathematic, die Logic und Vernunft Lehre, das Natur und Völker Recht und dann auch das teutsche Staats Recht werden demselben vorzüglichst zu erlernen sein, und von mir darauf gesehen werden müssen, daß die Stunden wohl eingerichtet, und ordentlich gehalten würden.

VI.

Bey Treibung derer Exercitien, zumahlen und auch sonsten so viel es möglich bey allen Stunden, würde ich zugegen sein müssen.

VII.

Vor die Gesundheit des Durchlauchtigsten Erb Printzen würde ich die unermüdeste Sorgfalt zu tragen haben, auch die Zeit Dero Schlafen gehens, aufstehens und Recreations Stunden auch die Tafel Zeit bestimmen. Solten in Zukunft bey der Tafel fremde eingeladen werden dorften, so würde die Wahl von mir abhangen.

VIII.

Der Cammerdiener, Page, Mundkoch und sämtliche Livree bedienten werden durch den Handschlag an mich zu weisen sein, und bey deren üblen Aufführung ich selbige zu bestrafen haben, und auch in nöthigen Fall auf meinen zu erstattenden unterthänigsten Bericht eine Baldige und gewisse aenderung damit zu verhoffen haben.

VIIII.

Alles dieses könte ohne wenige Abänderung, in so weit die Erziehung eines nachgebohrnen Printzen, von eines Erb Printzen seiner unterschieden ist, auf des Printz Constantins Durchlaucht auch verstanden werden.

Alle Vierteljahre würde ich gehalten sein, einen pflichtschuldigsten Bericht von den Fortgang der Erziehung und denen hindernissen welche sich dabey einfinden solten schriftlich abzustatten.

Johann Eustach Graf von Görtz.

Beilage II.

[Gutachten Seidlers.]

Dem höchst gnädigen Zutrauen gemäß, womit Serenissima die Unterweisung und Erziehung des Durchl. Erbprinzens mir aufzutragen geruhet, finde zu meiner eigenen Leitung und Beruhigung nichts gemäßer, als die gewissenhafteste Verpflichtung, mich nach allen beiwohnenden Kräften und Einsichten zu bestreben, den gnädigst approbirten Plan der Erziehung unter des Höchsten Beystand und Seegen in die erwünschteste Ausübung zu bringen.

II.

In diesem Plane ist, so wie in der ganzen Erziehung eines Christen, also hier besonders eines Christlichen, und früh zur Regierung bestimmten Fürsten, das Hauptaugenmerk auf die festeste und heilsamste Grundlegung unseres christl. Glaubens und Lebens gerichtet, damit dadurch das zarte Herz aufs baldigste zur fruchtbarsten Ausübung der Hohen Pflichten gegen Gott, seinen Nächsten und sich selbst, das ist, zu einem lebendigen und thatigen Christentum, gebildet und gewöhnet werde.

III.

Diesem großen Endzwecke, der nur allein den sichern Grund aller guten Hofnung gewähret, täglich näher zu kommen, habe die Betstunde des Morgens also eingetheilet, daß nicht nur die allerersten Gründe und Pflichten unserer allerheiligsten Religion in faßlichen Gebetern erlernet, sondern auch zur Anzündung des seligmachenden Glaubens durch schickliche Zueignung sind angewendet worden. Ich kann nicht umhin hier meiner Verwunderung zum Preise des Höchsten zu gestehen, daß die Erkenntniß des Durchl. Erbprinzens hierin alle meine Erwartung bereits übertroffen; so daß seit unserer Rückkunft von Belvedere nicht nur in jeder Morgenstunde, sondern auch am Schlusse der Woche in der Abendstunde eine rührenden Prüfung seiner Gedanken, Worten und Werke habe anstellen können.

IIII.

Ebenso werde mit nächsten auch die Abendbetstunden aller Tage anzuwenden suchen, um in selbigen den ganzen Tageswandel als in einem Spiegel wieder vorzustellen und zum nöthigen Wachsthume in der Gottseligkeit, nebst der täglich vor Gott abzulegenden Rechenschaft kräftigst zu gebrauchen.

Und überhaupt wünsche nichts mehr, als zum Gebete viele Zeit zu gewinnen, und solche vornehmlich dem An- und Auskleiden, ja selbst dem Aufstehen und Zubettegehen zu entziehen. Denn die Erfahrung hat mich überzeuget, daß diese Zeiten die geschicktesten sind, das den Tag über durch alles zerstreuetes Gemüth wieder zu samlen, in sich zurück zu führen, durch eine genaue Prüfung vor Gott gleichsam zu entkleiden und durch ein andächtiges Gebet in Gott wieder zu beruhigen. Da im Gegentheil der böse Feind sich just dieser Zeiten am listigsten, bey vielen, zu bedienen gewust, allerley Saamen des Unkrauts durch seine Diener auszusäen.

V.

Da also der Durchl. Erbprinz in seiner Erkenntnis zur Gottseligkeit tägl. so erwünscht zu nimmt; so werde ich alle Glaubens und Lebens Lehren unserer geoffenbarten Religion nach einem Seiner wichtigen Bestimmungen gemäßen und zur höchsten Genehmigung desfals zuvor zu übergebenden Plane gar früh anzufangen, und tägl. zu betreiben im Stande seyn. Wobey ich nie vergessen werde, die giftigen und schimmernden Einwürfe der Unglaubigen gegen die Offenbahrung selbst, nach dem Verhältniß der zunehmenden Einsicht, in ihrer Blöße und Nichtigkeit begreiflich, und also auch verwerfl. zu machen.

VI.

Zur Erhaltung des Hauptendzweckes ist auch nichts nothwendiger, als daß bey aller Gelegenheit, sonderl. in den Versamlungen am und auser Hofe alle Neigungen u. Wirkungen, des noch zarten und un verhülleten Herzens, selbst in allen Kleinigkeiten, wo es am blößesten ist, aufs genaueste bemerket, mit dem H. Grafen Görtz gemeinschaftl. in reifl. Erwegung gezogen, und dem glückseligen Endzwecke gemäß gereiniget, gebessert und gelenket werden. Dieses wird also der Hauptgegenstand unserer täglichen Aufmerksamkeit und gemeinschaftl. Beratschlagungen seyn.

VII.

Mit gleicher Einsichtigkeit, Treue und Eifer werde auch die übrigen nöthigen Gelehrten Wißenschaften und Sprachen nach meiner in obigem Plane gemeldeten Methode zu treiben suchen. Die von Zeit zu Zeit hierin zu machenden Anderungen werde gehörig anzeigen und beifalswürdig einzurichten suchen.

VIII.

Selbst die Ergötzungsstunden in den Somertagen können zugleich zur angenehmsten und nützlichsten Beschäftigung angewendet werden, wenn nach Beschaffenheit der Jahreszeit die Natur selbst in solchen Sachen zur Lehrmeisterin aufgesuchet wird, welche ein Stubenunterricht nur unvollkommen und abstract vorstellen würde.

Dieses alles, und was sonst noch eine höheren Einsicht zur heilsamen Erreichung der Endzwecke in der Erziehung und Unterweisung unsers Durchl. Erbprinzens von mir zu bewirken wird nöthig und thunlich finden, werde mit der gewissenhaftesten Beeiferung eines rechtschaften Mannes und wahren Christens zu erfüllen suchen, wohl überlegend, und wohl wissend, wie groß und schwer die Verandtwortung und Rechenschaft sey, welche ich hierin allhier Ihro Hochfürstl. Durchlaucht, meiner gnädigsten Obervormundschaftl. Landesregentin, Ihrem Ministerio, ja dem ganzen Lande, und dereinst dem Allgemeinen Weltheilande und Richter der Lebendigen und Todten abzulegen habe.

Ich kann nicht umhin, zu meiner Beruhigung und freudiger Bearbeitung meines Berufes, noch diesen Wunsch hinzuzufügen. Die Erfahrung lehret, daß die Erziehungskunst so schwer als verschieden ist. Sie erfordert eine genaue und vieljährige Erkenntniß der Kräfte und Würkungen der menschl. Seele und des Körpers in den ersten zwey bis drey Jahren. Diese Erfahrungen zu machen haben wenige Gelegenheit und Gedult, ich wil nicht sagen Geschicklichkeit. Daher sagt der tiefsinnige Pope mit Recht: The propre Study of Mankind is Man, daß das wesentlichste Studium des menschlichen Geschlechts der Mensch selbst sey. Hieraus folgen die verschiedenen Meinungen und daher entstehenden Beurtheilungen der Erziehungsmethoden. Daher bitte ich mir zur höchsten Gnade aus, daß wo man irgendwo einen Zweifel habe oder Erläuterung wünsche, man mich ohne Umschweife darüber vernehmen möge. Denn sind Serenissima, und ein erlauchtetes Ministerium von meiner Methode überzeuget; so beunruhiget mich der Tadel der übrigen Welt nicht.

Johann Wilhelm Seidler.

Beilage III.

Instruction

wornach Unser

V. G. G. Annen Amalien, v. HzS. tot. tit. O. Vschaft. Hof- und Legations-Rath, Herr Eustachius, Graf von Goerz, bey der ihm anvertrauten Aufsicht über die Erziehung Unserer freundlich geliebten Söhne, des Erb-Prinzen, Carl Augusts, und des zweyten Prinzen, Friederich Ferdinand Constantins Lbdn. Lbdn. sich unterthänigst zu richten hat.

1.

Weilen die Furcht Gottes der Weißheit Anfang und der Grund aller zeit- und geistlichen Wohlfarth ist: So hat gedachter Herr Graf von Görz mit aller Aufmerksamkeit, welche ein so wichtiger Gegenstand verdienet, darauf zu sehen, daß Unsers Erbprinzen, und in der Folge auch des nachgebohrenen Prinzen Lbdn. Lbdn. sonderlich unter der treuen Anweisung des hierzu beygeordneten Oberconsistorial-Raths Seidler, in denen Gründen des Christenthums, aus dem, was das geoffenbarte göttliche Wort und das auf selbiges gegründete Augsburgische Glaubens-Bekenntniß hierunter an hand geben, unterrichtet, und in der heilsamen Erkenntniß der Wahrheit, so wie in deren Anwendung zur Gottseeligkeit dergestalt befestiget werden damit Sie nicht nur von Ihrem Glauben jederzeit Rede und Antwort zu geben im Stande seyn, sondern auch und vornehmlich denselben in allem Ihrem Thun und Laßen, und Gott

wohlgefälligen tugendhaften Wandel, durch kindliche Furcht und zugleich damit verknüpftes zuversichtliches Vertrauen gegen und auf das höchste Wesen, durch genaueste Befolgung deßen durch das Licht der Vernunft und die Offenbahrung denen Menschen bekannt gewordenen Willens, und durch Vermeydung alles demselben mißfälligen ungöttlichen Wesens, zu bethätigen in Zeiten angewöhnet werden mögen. Es ist Ihnen zu solchem Ende bey aller Gelegenheit in Erinnerung zu bringen, daß der allwißende und überall gegenwärtige allerhöchste Beherrscher Himmels und der Erden das Innere des Herzens ansehe und richte, auch hierbey gar nicht des äußerlichen Standes, und der Vorzüge, welche eine hohe Geburth giebt, achte, sondern, daß Ihm bloß derjenige angenehm sey, der Ihn fürchtet und Recht thut; daß demselben auch mit einer angenommenen äußerlichen heuchlerischen Frömmigkeit und einem bloß aus Gewohnheit, ohne daß das Herz davon etwas wiße, abgelegten Gebeth zu gefallen ohnmöglich sey; daß vielmehr, um diesen Endzweck zu erreichen eine wahre Aufrichtigkeit des Herzens und demüthige Anerkennung unsers menschlichen Elendes erfordert werde; daß solchemnach aller Stolz und Hochmuth, unordentliche Gemüths-Neigung, auch verderbter Eigenwille gebrochen, und in Zeiten überzeugend gelernet werden müße, wie Gott Ihnen den Vorzug der Hoheit des Standes zu keinem andern Ende verliehen, als daß Sie Sich deßen zu Ausbreitung der Ehre seines Nahmens, und Beförderung der allgemeinen Wohlfarth und Nuzens gebrauchen, solches aber nicht, als welches Ihnen zur schwehren Verantwortung gereichen würde, mißbrauchen sollen. Es hat demnächst auch er Herr Graf von Görz, genaue Aufsicht zu führen, damit keiner von denen zu Unserer beyden Prinzen lbdn. lbdn. Hofstatt bestellten oder künftig annoch zu bestellenden Bedienten, deren Uns so sehr angelegene Christ-Fürstliche Erziehung, durch unziemliche, freche, gottlose und ärgerliche Reden oder Handlungen, oder auch durch Vorbringen allerhand irriger indifferentistischer Lehren und Meynungen hindern möge. Sollte solches jedoch wieder Unser Vermuthen geschehen so ist es demjenigen, der etwas dergleichen zu Schulden gebracht, nachdrücklich zu verweisen bey nicht erfolgender Beßerung aber an Uns zur Treffung der nöthig findenden Remedur die berichtliche Anzeige zu thun.

2.

Hat der Herr Graf von Görz beyder ihm anvertrauten Prinzen lbdn. lbdn. fleißig auf dasjenige zu führen, was nächst dem, so Sie dem Höchsten Wesen schuldig sind, ihre Haupt-Pflicht ist, nehmlich auf die genaueste Befolgung deßen, so Ihnen das vierte unter den heiligen zehen Gebothen Gottes in Ansehung Unserer, als Ihrer durch Ihres in Gott ruhenden Herrn Vaters lbdn. Disposition mit der beschwerlichen Vormundschaft und Landes-Administration beladenen leiblichen Mutter, vorschreibt, auf eine kindliche Ehrfurcht so wie auf ein in der Überzeugung, daß alle Unsere Handlungen und Anordnungen auf Ihr wahres Bestes abgezielet seyn, und auf die Uns vor die sowohl in Verwaltung der verwayßten Lande, als auch bey Dirigirung Unserer Fürstl. Kinder Erziehung übernommene Sorgfalt und Mühe schuldige Erkenntlichkeit gegründetes unumschränktes Vertrauen gegen Uns, und auf einen willigen Gehorsam in Befolgung deßen, was Wir zu solchem Ende anzuordnen für gut finden dürften. Gleichwie auch demnächst sich sorgfältigst dahin zu bestreben

ist, damit beyder Prinzen lbdn. lbdn. zu einer wahren und ungeheuchelten Freundschaft und Liebe untereinander von Jugend auf ermuntert und angeleitet werden; also ist mit allem Fleiß und Aufmerksamkeit zu verhüten, daß dieselben, wie Wir zwar nicht hoffen wollen, durch gewißenloses Für- und Anbringen von sothanen Gesinnungen gegen Uns und unter einander abgebracht, oder in deme was Sie so nahe anverwandten und einander mit der zärtlichsten Liebe zugethan seyn sollenden Personen schuldig sind, irre gemacht werden mögen.

3.

Wie nun Er, Herr Graf von Görz, der ihm anvertraueten Prinzen lbdn. lbdn. nach dem, was in vorstehenden beyden Punkten enthalten ist, vor allen andern zu der Gottseeligkeit und zu Beobachtung der kindlichen Pflicht anzuleiten hat; so wird derselbe demnächst hierdurch ferner angewiesen so wohl vor sich selbst, als durch die Ihm anjezo bereits beygeordnete oder auch noch künftig zuzugebende Instructores und Lehrer auf die Einpflanz- und Befestigung aller übrigen christ Fürstlichen Tugenden, guter Sitten und anständiger gebührender Höflichkeit in deren Herzen das beständige sorgfältige Augenmerk zu richten, und darüber zu halten, daß Dieselben bey aller Gelegenheit zu einem aufrichtigen, sittsamen, und anständigen Wesen, zu der in allen Stücken erforderlichen Aufmerksamkeit und guten Ordnung angewiesen, ihnen die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit in Zeiten beygebracht, in ihnen ein wahres und thätiges Mitleyden gegen Bedrängte und Unglückseelige, so wie hingegen ein ernstlicher Abscheu vor allem Übelstand und Lastern, auch besonders vor denen an den Höfen nur allzugewöhnlichen Schmeicheleyen, und gar zu öfters mit Heruntersez- und Verkleinerung anderer verknüpften Lobes-Erhebungen erwecket, und beyder Prinzen lbdn. lbdn. dahin angewöhnet werden, gegen jedermann, nachdem es deßen Stand erfordert oder mit sich bringet, sich höflich und bescheiden zu erweisen, dadurch die Herzen wohldenkender und wohlgesitteter Leute zu gewinnen, und zugleich den Weg zu Ihrer wahren Hoheit, und resp. dereinstigen glücklichen Regierung sich zu bahnen. Und wie hiernächst

4.

es auf die rechte Anordn- und Regulirung des derer beyden Prinzen lbdn. lbdn. in denen nöthigen und Ihnen wohlanständigen Wißenschaften zu gebenden Unterrichts hauptsächlich ankömmt: also hat Er, Herr Graf von Goerz, mit Zuziehung der ihm bereits beygeordneten oder noch künftig zuzugebenden Instructorum, die Information nurerwehnt Ihro lbdn. lbdn. von Zeit zu Zeit nach Dero Leibes- und Gemüths-Kräften, auch denen in ein- oder dem andern Stücke gezeigten Profectibus, zu reguliren, hierbey hauptsächl. auf die Erlernung der nöthigen, besonders der sogenannten lebendigen Sprachen, orthographischen und ordentlichen Schreibens, nicht weniger der Vernunft- und Sittenlehre, Genealogie, Geographie, der natürlichen und bürgerlichen Rechte, der allgemeinen Weltgeschichte überhaupt, und vorzüglich der Historie und Landes-Verfaßung des Fürstl. Sächs. Haußes, wie auch einer hinreichenden Kenntnis anderer Reiche und Staaten, das Augenmerk sorgfältig zu richten, und hierunter in alle Wege darauf zu sehen, daß bey denen zu haltenden Informations-Stunden, welchen Er, zu Beförder- und Erhaltung

der erforderlichen Attention, soviel als immer möglich, beyzuwohnen hat, das ganz un- oder doch weniger nöthige weggelaßen und übergangen, dahingegen aber dasjenige, so einen würklichen Nuzen und wahren Einfluß auf das hat, was beyder Prinzen lbdn. lbdn. Ihrer dereinstigen Bestimmung halber vorzüglich zu wißen nöthig haben, desto gründlicher abgehandelt, hierbey auch alles angewendet werde was dienen kan, in Ihnen eine beständige Wißbegierde, und die nöthige Aufmerksamkeit zu erhalten, zu welchem Ende auch in denen Recreations- und Nebenstunden discursive das, was in denen Informations-Stunden vorgekommen, wieder- und das, was in diesen nicht behörig gefaßet worden oder nachhero wieder entfallen, nachgeholet, mithin auch von diesen eigentlich zur Ergözlichkeit bestimmten Stunden ein nüzlicher Gebrauch gemachet werden kan.

Übrigens hat der H. Graf von Görz alle halbe Jahre an Uns zu Unserm O. V. Geheimen Consilio darüber, was in denen vorhergegangenen 6. Monathen in Ansehung des Unterrichts beyder Prinzen lbdn. lbdn. in denen Wißenschaften geschehen, unterthänigste berichtliche Anzeige zu thun, und solcher den mit denen Instructoribus wegen deßen, was nachhero vor die Hand zu nehmen seyn möchte, concertirten Plan zur Einsicht und Genehmigung beyzufügen.

5.

Nächstdem soll Er, H. Graf v. Goerz, insonderheit auch vor die Gesundheit derer ihm resp. anvertraueten und noch anzuvertrauenden Prinzen lbdn. lbdn. so Tag als Nachts unermüdete Sorgfalt tragen, in deßen Gemäßheit die Stunden dero Aufstehens und Schlafengehens, wie auch die Zeit zur Mittags- und Abend Tafel nach seiner besten Einsicht bestimmen, hiernächst, wenn künftig bey zunehmenden Jahren und Leibes-Kräften die vor Personen dergl. Standes unentbehrliche Exercitia vor die Hand genommen werden sollten, darauf, daß dabey so wenig, als bey dem Ausfahren und andern in denen Recreations-Stunden zu veranstaltenden Bewegungen etwas, so deren Gesundheit nachtheilig seyn könte, vorgehen möge, die genaueste Aufsicht führen. Und, gleichwie zu diesem Behuf auch der vor beyder Prinzen lbdn. lbdn. eigends bestellte Mund-Koch in soweit an Ihn, H: Grafen von Goerz, gewiesen werden wird, daß derselbe den Küchzeddel jederzeit Tags vorher an ihn überreichen und seiner Anordnung in Ansehung der Speisen und deren Zubereitung nachleben solle; also hat Er, fallß dennoch bey aller anzuwendenden Sorgfalt durch göttl. Zulaßung einen von beyder Prinzen lbdn. lbdn. eine Unpäßlichkeit überfallen sollte davon an Uns ohngesäumt die gehorsamste Anzeige zu thun, auch den ordentlichen Leib-Medicum herbey rufen zu laßen, und deßen Consiliorum und Assistenz zu Bewürkung einer baldigen Wiederherstellung sich zu bedienen.

6.

Da zu Formierung einer artigen und anständigen Conduite besonders auch der Umgang mit fremden hierzu qualificirten Personen gar vieles beyträget, demnächst aber nöthig seyn will, daß beyder Prinzen lbdn. lbdn. und vorzüglich des Erbprinzen lbdn. in zeiten diejenigen Personen an Räthen und andern Dienern, welche Sie dereinst bey erfolgender Regierungs-Übernahme in Ihren Diensten vorfinden werden so wie die getreuen Landschaften derer Fürstl. Lande constituirende Stände

kennen lernen: So finden Wir gnädigst vor gut, daß in der Folge jezuweilen einige Personen von dergl. Fremden, Räthen, Dienern, oder Ständen, zu einem näheren Zutritt zu Ihro lb. lb. gelaßen, und nach Gelegenheit an Dero Tafel admittiret werden sollen. Wir behalten Uns die weitere und speciellere Anordnung dieserhalb zu seiner Zeit zu treffen bevor, sezen jedennoch einstweilen voraus, daß alsdenn die Wahl der zuzulaßenden und zur Tafel einzuladenden Personen Ihm, H. Grafen von Goerz, wie sich ohnehin verstehet, überlaßen bleiben solle.

7.

Sollen, wie vorgedacht, in gewißer maaße der vor beyder Prinzen lbdn. lbdn. bestellte eigene Mundkoch demnächst aber die zu deren Hofstatt angenommene oder künftig annoch anzunehmende Cammerdiener, Livrée Bedienten, Garde-Robe Frau und dergleichen Personen, an Ihn, Herrn Grafen von Goerz, mittelst an denselben abzugebenden Handschlags an- und dergestalt verwiesen werden, daß sie deßen Anordnungen in allem willig und ohnweigerlich schuldige Folge leisten, und, soviel den Dienst bey nurgedacht Ihro lbdn. lbdn. anbetrifft, lediglich von ihm dependiren sollen.

Würde einer oder der andere von diesen Personen sich der Gebühr nach nicht aufführen, sondern zu gegründeten Beschwerden Anlaß geben, soll Ihm freystehen, demselben dieserhalb einen nachdrücklichen Verweiß zu geben, dargegen aber hat Er, wenn diese Bestrafung von der verhofften Würkung nicht seyn sollte davon zu Vorkehrung anderer Maaß-Reguln die gehorsamste Anzeige an Uns zu thun.

8.

Da Wir auch vor nothwendig angesehen, daß zu Bestreitung derer jezuweilen vorkommenden kleinen Ausgaben, an Allmosen und andern geringen Gnaden-Geschenken, in Ansehung deren Ihm, H. Grafen von Goerz, die Disposition in allewege verbleibet, aus des Herrn Erb-Prinzens lbdn. Scatoulle Quartal weise ein Quantum vorerst von 100 Kayser Gulden abgegeben werden solle: So hat derselbe solches von Zeit zu Zeit gegen Quittung gehörig zu erheben, und darüber eine alle Jahre an Uns einzuliefernde kurze und summarische Rechnung zu führen.

9.

Weilen auch in gegenwärtige Instruction alle mögliche und vorkommende Fälle nicht gebracht werden können; so versehen Wir Uns zu Ihm, H. Grafen von Goerz, gnädigst, es werde derselbe, wenn sich dergleichen ereignen würden, davon sogleich an Uns die unterthänigste Anzeige thun, worauf Wir Ihn denn, so wie, wenn Er sonst auch weitere und speciellere Anweisung nöthig haben sollte, damit ohngesäumt zu versehen nicht verfehlen werden.

Und wie Wir, was derselbe unter Göttl. Gnaden-Beystande, dieser Unserer Instruction gemäß thun und handeln wird, durchgehends gnädigst genehm halten werden: Also haben Wir, zu deren mehrern Bekräftigung, solche eigenhändig unterschrieben, und Unser O. V. Insiegel vorzudrucken befohlen. So geschehen und geben Weimar zur Wilhelmsburg. den 27. April 1762.

Amelie H. z. S.

Beilage IV.

Stundenplan für das Winterhalbjahr 1762/3.

Verzeichnihs,

Derer Unterweishungs Stunden, wie sie dermahlen bey des Herrn Erb-Prinzen Carl August Durchl. eingerichtet sind.

Vormittags

Von VIII bis IX	IX bis X	X bis XI	XI bis XII	XII bis ½ I	halb I bis halb II
Ankleiden und Frühstücken	Gebeth	Herr Ober-Consistorial-Rath Seidler teutsch und lateinisch Lesen und spielende Unterweisung in anderen nüzlichen Wissenschaften	Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags der Geheime Canzlist Roth im Schreiben ☿ und ♄ der Cabinet Mahler Loeber im Zeichnen	Zur Recreation	Bey Tafel

Nachmittags

½ II bis ¼ III	¼ III bis III	III bis IV	IV bis ½ V	½ V bis ½ VI	½ VI bis VI	VI bis ½ VIII	½ VIII bis ½ IX	½ IX bis ¼ X
Zur Recreation	Der Hof-Tanzmeister Aulhorn 4 mahl die Woche, da die beyden andern Tage zum Ausfahren bestimmt wenn es das Wetter zulaesset	Nehmen der Herr Graf Görz die Französisch. Sprache mit dem Herrn Erb Prinzen vor	Thee-trincken und Recreation	Mit dem H. Ober-Consistorial Rath, die Geographie	Frisch Ankleiden	Gehen der Herr Erb-Pr: zu Dero Frau Mutter Hochfürstl. Durchl.	Abend Essen	Recreation. hernachmals Abend-Gebet, und gegen X gehen Sie zu bette

Tabelle

Derer Unterweisungs und Anwendung anderer Stunden von denen Durchlauchtigsten Prinzen im: Junio 1763.

Vormittags Stunden

Stunden	Montags	Dienstags	Mittewochs	Donnerstags	Freytags	Sonnabends
Von 7 bis $^1/_2$ 8	Aufstehen	wie Montags außer	wie Montags	wie Montags		wie Montags
$^1/_2$ 8 bis gegen 9	Ankleiden und Frühstücken					
9—10	H. Ober Cons. Rath Seidler, das Gebet und Unterricht im Christenthum	von 10 bis $^1/_2$ 11 Pr: Constantin Übung im Lesen			Alle Stunden wie Dienstags	
10—11	Durchl: Erb-Prinz. H. O. C. R. Seidler den Phaedrum zur Übung im Latein. Pr: Constantin, beym H. Rath Heermann Übung im Lesen	von $^1/_2$ 11 bis 11 Schreiben Dl. Erb-Prinz				
11—12	Dl. Erb-Prinz. Cabinet Mahler Löber im Zeichnen Pr: Const: H. Rath Heermann spielender Unterricht in der Biblischen Geschichte, Historie und Mythologie	von 11 bis 12 Geheime Canzlist Roth im Schreiben	von 11 bis 12 Dl. Erb-Prinz beym H. O. C. R. Seidler die Mayerische Mathematische Tabellen	von 11—12 Dl. Erb-Prinz Zeichnen		von 11—12 Dl. Erb-Prinz Rechnen
12—$^1/_2$ 1	Recreation					

Nachmittags Stunden

Stunden	☽	♂	☿	♃	♀	♄
1/2 1 bis 1/2 2	An Tafel	von 2—3 Beyde Prinzen mit dem H. O. C. R. Seidler die Mathematische Tabellen	von 2—3 Dl. Erb Prinz Schreiben Pr. Constantin Lesen und Schreiben	Beyde Prinzen alle Stunden wie Montags	wie Montags	wie Dienstags
1/2 2 bis 2	Recreation					
2—3	Beyde Prinzen, Hof-Tanzmeister Aulhorn im Tanzen					
3—4	Dl. Erb-Prinz, mit dem Sprachmeister Dumannoir Französisch Pr: Const: mit dem H. Rath Heermann Lesen Thee trincken					
4—1/2 5	Dl. Erb-Prinz. Thee trincken Pr. Const: Französisch					
1/2 5 bis 3/4 6	Beyde Prinzen mit H. O. C. R. Seidler Geographie und Historie					
3/4 6—6	Frisch Ankleiden					
6—1/2 8	gehen beyde Prinzen zu der Durchl: Frau Mutter					
1/2 8	Abend Tafel					
9—3/4 10	Prüfung und Abend Gebet					

Wöchentliche Stunden Tabelle beyder Prinzen Hochf: Hochf: Durchl: Durchl: 1763.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittewoche	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
8 Uhr 9 Uhr	Aufstehen, bis Ankleiden					
9—10	Gebeth, und Theologie mit dem H: Ober Consistorial Rath Seidler					
10—11	Der durchl. Erbprinz mit dem H: O. C. R: Seidler lesung in der teutschen oder lateinischen Bibel, dann ferner in dem Virgilio Phaedro und andern. Prinz Constantin mit dem H: R. Heermann, Erlernung des Lesens, und dann spielender Unterricht der biblischen Geschichte					
11—12	Beyde Prinzen dem Geh: Canzelist Roth im Schreiben	D. H: Erbpr: bey dem: C. M. Loeber zeichnen	Wie Montag	Wie Montag	Wie Dienstag	Wie Montag
12—½ 1	Recreation					
½ 1—½ 2	Tafel	Pr: Constantin fernere Ubung mit dem R: Heermann in Lesen u. biblischen Geschicht				
½ 2—¼ 3	Recreation			Wie Montag	Wie Montag	Wie Mittewoche
¼ 3—3	Beyde Prinzen, dem Hof Tanzmeister Aulhorn im Tanzen					
3—4	D. H: Erbpr: dem Sprachm. Dumanoir in Franz: der: Prinz Constantin theils fernere Ubung im Tanzen, theils im lesen	Wie Montag	der H: O. C. R. Seidler die Mathematic Prinz Constantin blos in Lesen und noch Recreation			
4—¾ 6	D. H: Erbprinz mit dem H. O. C. R. Seidler abwechselnd Historie und Geographie					
4—¾ 5	Prinz Constantin in Franz: mit dem Sprachm: Dumanoir, dann					
¾ 5—¾ 6	zu ihren H: Bruder in die Stunde von der Historie und Geographie					
¾ 6—6	Umkleidung					
6—½ 8	Bey Ihro Durchl: Dero Frau Mutter					
½ 8—¼ 9	Tafel					
¼ 9—9	Recreation					
9 —¾ 10	Prüfung, Abendgebeth und Auskleidung					

„Wöchentliche Stunden Tabelle beyder Durchlⁿ Prinzen von Sachsen Weimar und Eisenach“

Uhr	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—½ 9	Aufstehen und Ankleiden					
½ 9—10	Gebeth, Lesung der Bibel und Theologie bey dem H: OberConsistorial Rath Seidler					
10—11	Der Herr Erbprinz algemeine Geschichte nach dem Justino bey dem H. O. C. R. Seidler Prinz Constantin mit dem H: Rath Heermann die Geschichte nach Koehlers Welt in einer Nuhs	wie Montag	Der Herr Erbpr: Mathematic bey dem H. O. C. R. Seidler	wie Montag	wie Montag	wie Mittewochen
11—12	Der Herr Erbprinz, zeichnen, bey dem Cab: Mahl : Loeber. Prinz Constantin, Latinitaet bey dem H: O. C. R. Seidler	¾ 11—¼ 12. Prinz Constantin Schreyb-bey dem Geh. C. Roth	wie Dienstag	Der H: Erbpr: wie Montag	¾ 11—¼ 12 Prinz Constantin wie Dienstag	11—12 Lesen der H. Erbpr: vor sich in einen teutschen oder franz. Buche, und erzählen also denn was sie gelesen
12—½ 1	Recreation					
½ 1—1 2	Tafel	¼ 12—12. Der H: Erbp: Schreib. bey dem Geh: Canz: Roth Bey dem Hof Tanzmeister Aulhorn	wie Dienstag	Prinz Const: wie Montag	¼ 12—12. Prinz Constantin wie Montag	
½ 2—½ 3	Recreation					
½ 3—3	Beyde Prinzen bey dem H: O. C. R. Seidler Stereometrie oder Bildung der mathematischen Figuren		wie Montag	wie Dienstag	¼ 12—12. der Herr Erbpr: wie Dienstag ½ 3—3 wie Dienstag	Prinz Const: wie Montag ½ 3—3 wie Montag
3—4	Der H: Erbprinz in Franz: bey dem Sprachmeister Dumanoir Prinz Constantin fernere Ubung im Lesen und rechnen bey dem H: Rath Heermann					
4—½ 5	Der H; Erbprinz bey dem H. O. C. R. Seidler Latinitaet in Ovidio					
4—½ 5	Prinz Constantin in Franzos:					
½ 5—5	Beyde Prinze bey dem H: Rath Heerman Sachs: Historie	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag	wie Montag
5—6	Beyde Prinze bey dem H: Rath Heermann Geographie					
6—½ 8	Bey Dero Durchl: Frau Mutter					
½ 8—¼ 9	Abend Eßen					
¼ 9—9	Recreation					
9	Prufung und Abendgebeth					
10	Zu Bette					

Eintheilung

Derer Unterweisungs- und übrigen Tages-Stunden in der Woche, für die Durchlauchtigsten Prinzen von Sachsen Weimar und Eisenach. den 18. Sept. 1764.

Stunden von	Montags	Stunden	Dienstags	Stunden	Mittwochs	Donnerstags	Freytags	Sonnabends
1/2 8—1/2 9	Aufstehen und Ankleiden	1/2 8—1/2 9	wie Montags			wie Montags		wie Mittwochs
1/2 9—10	Beyde Prinzen mit dem Herrn Ober-Consistorial-Rath Seidler, das Gebeth und Theologie	1/2 9—10						
10—11	Der Herr Erb-Prinz mit dem H: O. C. R. Seidler. die allgemeine ältere Geschichte nach dem Justino	10—11		10—11	Der Herr Erb-Prinz mit dem H. R. Seidler den Ovidium			
10—11	Prinz Constantin, Nachhelfung u. Repetition in der Historie, Geographie etc. beym H. Rath Heermann	10—11		10—11	Prinz Constantin beym Sprachmeister Dumannoir			
11—12	Beyde Prinzen bey dem Herrn Rath Heermann, die Historie von Sachsen u. nach deren Beendigung die Geschichte von Teutschland	11—12	Beyde Prinzen beym Cabinet Mahler Löber im Zeichnen					
12—1/2 1	Recreation	12—1/2 1						
1/2 1—1/2 2	Tafel	1/2 1—1/2 2						
1/2 2—1/4 3	Recreation	1/2 2—1/4 3			Nachmittags wie Montags			Nachmittags wie Dienstags
1/4 3—3	Beyde Prinzen tanzen bey dem Hoftanzmeister Aulhorn	1/4 3—3	Beyde Prinzen Mathematic beym H.O.C.R.Seidler					
3—4	Beyde Prinzen schreiben bey dem Geheimden Canzlist Roth	3—4	Der Herr Erb-Prinz lesen vor sich in einem guten Französischen oder Teutschen Buch					
4—5	Beyde Prinzen im Französischen bey dem Sprach-Meister Dumannoir	4—5	Der Herr Erb-Prinz alleine beym Sprachmeister Dumannoir					
5—6	Beyde Prinzen: Geographie bey dem H. Rath Heermann	3—5	Prinz Constantin in der Latinität beym H. O. C. Rath Seidler					
6—1/2 8	Bey der Frau Mutter Durchl:	5—6	Beyde Prinzen beym H. O. C. Rath Seidl: Vorlesung eines moral. Buchs					
1/2 8—1/4 9	Abend-Eßen		wie Montags					
1/4 9—9	Recreation							
9	Prüfung, Abend-Gebeth und Schlafengehen							

Eintheilung Derer Unterweisungs, auch übrigen Stunden des Tages für die Durchlauchtigsten Prinzen von S: Weimar u. Eisenach. von 26. Apr: 1765.

Stunden von	Montags	Dienstags	Mittwochs	Donnerstags	Freytags	Sonnabends
1/2 8—1/2 9	Aufstehen und Ankleiden					
1/2 9—10	Beyde Prinzen mit dem Herrn Ober Consistorial Rath Seidler Gebeth und Theologie	,,	wie	am	Montage	,,
10—11	Der Herr Erbprinz, die algemeine altere Geschichte nach dem Justino, beym H: O. C. R. Seidler Prinz Constantin, Nachhelfung u. Repetition in der Historie, Geographie und übrigen beym H. R. Heermann	wie	Übung im Lateinischen im Ovidio. Prinz Constantin, bey dem H: Rath Heermann, wie am Montage	am	Montage	wie Mittwochs
11—12	Beyde Prinzen beym Cabinets Mahler Loeber im Zeichnen	Beyde Prinzen die Geschichte von Teutschl: mit dem H: R. Heermann	wie	wie Montags	am	Dienstage
12—1/2 1	Recreation					
1/2 1—1/2 2	Tafel	,,	wie	am	Montage	,,
1/2 2—2	Recreation					
2—3	Beyde Prinzen, Schreiben, beym Geheimden Canzelist Roth	wie	Der H; R. Heermann, mit beyden P: die Sachsisch: Historie	Beyde Prinzen Tanzen bey dem Hoftanzm. Aulhorn	Montags	wie Donnerstags
3—4	Alle Tage in der Woche, beyde Prinzen im Französischen beym Sprachmeister Dumannoir	,,	wie	am	Montage	,,
4—5	Beyde Prinzen, die Kinder Phisic, bey dem H: O. C. R. Seidler	wie	Beyde D: Prinzen Mathemat; bey dem H: O. C. R. Seidler	Der Prinz Carl allein Lesung eines Buches. Pr: Constantin Latein. beym H: O. C. R. Seidler	Montags	wie Mittwochs
5—6	Beyde Prinzen Geographie, beym H; Rath Heermann	Beyde Prinzen Lesung eines guten moralischen Buches bey dem H: O. C. R. Seidler	wie	am	Montage	wie Dienstags
6—1/3 8	Bey Dero Durchl: Frau Mutter					
1/2 8—1/4 9	Tafel	,,	wie	am	Montage	,,
1/4 9—9	Recreation					
9—10	Prüfung, Abendgebeth, und Schlafengehen					

Unterweisungs Stunden beyder Durchlauchtigsten Prinzen von S. Weimar und Eisenach. 1765.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—8	Ankleiden	alle Tage wie am Montage				
8—9	Frühstücken. Gebeth und Lesung der Bibel, mit dem Herrn O. C. R. Seidler					
9—10	Theologie mit dem Herrn O. C. R. Seidler					
10—11	Der Herr Erbprinz im Lateinischen mit dem H: O. C. R. Seidler Prinz Constantin Repetition bey dem H: Rath Heermann	Beyde Durchl: Prinze Phisic mit dem H: O. C. R. Seidler	Der H: Erbpr: wie am Montage Prinz Constantin im Französisch: bey dem Sprachm: Dumannoir	Beyde Prinze, wie am Montage	wie	wie
11—12	Beyde Durchl: Prinzen Geographie bey dem H; R. Heermann	Zeichnen bey dem H: Cab; Mahler Loeber	Mathematic bey dem H: O. C. R. Seidler	wie	am Dienstage	am
2—3	Schreiben bey dem H: G. C. Roth	wie Montag	Tanzen bey dem Hoftanzmeister Aulhorn	,,	Repetition der Sächs: Historie, mit demG: R. Heermann	Mittwoche
3—4	Reichs Historie, bey dem H: Rath Heermann	Lesung eines moral: Buchs bey dem H: O. C. R. Seidler	wie	am	wie	wie
4—5	Belles Lettres mit dem H: Rath Albrecht	Prinz Constantin im Lateinisch: beym H: O. C. R. Seidler Der H: Erbpr: lasen vor sich ein gutes Buch und Zeitungen	am	,,	am	am
5—6	Französisch bey dem Sprachm: Dumannoir	Der H: Erbpr: Franz; beym Sprachmeister Dumannoir Prinz Constant: im Lateinisch; bey dem H: O. C. R. Seidler	Montage	Montage	Montage	Dienstage

Unterweisungs Stunden beyder Durchlauchtigsten Prinzen von S: Weimar u: Eisenach 1766.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—8 ½	Aufstehen, Ankleiden und Frühstücken	Alle Tage wie am Montage				
8 ½—10	Gebeth und Theologie mit dem H: Ober Consistorial Rath Seidler					
10—11	Durchl: Herr Erbprinz Latinitaet mit dem H: O. C. R. Seidler Prin Constantin, Repitition mit dem H: Rath Heermann	Phisic mit dem H: O. C. R. Seidler	wie	am Montage	wie am Dienstage	wie am Mittwoch
11—12	Zeichnen bey dem H; Cabinets Mahler Loeber	Geographie mit dem H: R. Heermann	Rechnen und Mathematic mit dem H: O. C. R. Seidler	Der		
12—½ 1	Recreation	Alle Tage wie am Montage				
½ 1—½ 2	Tafel					
½ 2—2	Recreation					
2 ¼—3	Schreiben	Reichs Historie mit dem H: Rath Heermann	Sächsische Historie mit dem H: Rath Heermann	ganze	wie Dienstag	wie Mittwoch
3—4	Staaten Historie mit dem H: Rath Heermann	Durchl; H: Erbprinz lieset Zeitungen, und in guten Büchern Prinz Constantin Latein mit dem H: O. C. R. Seidler	wie am Montage	Donnerstag	wie	wie am Dienstage
4—5	Belles Lettres mit dem H: Rath Albrecht	Beyde Prinzen lesen moralische Bücher, mit dem H: O. C. R. Seidler		wie	am	
5—6	Französisch mit dem Sprachmeister Dumanoir	wie Montags	Tanzen	Montag	Montag	wie Mittwoch

Wöchentliche Unterweisungs Stunden, beyder Durchl: Prinzen von S. Weimar und Eisenach. 1767.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
½9—10	Gebeth, Theologie mit dem Herrn Ober Consist: Rath Seidler	alle	Tage	wie	am	Montage
10—11	Der Herr Erbprinz Latinitaet mit dem H: O. C. R. Seidler, Prinz Constantin mit dem H: R. Heermann	Beyde Prinzen Phisic mit dem H: O. C. R. Seidler	Mathematic mit dem H: O. C. R. Seidler			
11—12	Zeichnen mit dem Herrn Cab; Mahler Loeber	Fechten der H: Erbprinz mit den H: Hauptm: Weischner: ¼ St.: dann beyde Pr: Geograph: mit dem H: R. Heermann	Reichs Historie mit dem H: Rath Heermann		wie am Dienstage	wie am Mittwoch
12—½1	Recreation	wie am	Montage	wie am Montage		
½1—½2	Tafel					
½2	Recreation					
2—3	Schreiben bey dem Geheimden Canzelist Roth	Französisch bey dem Sprachmeister Mons: Dumanoir	Clavier bey dem Concert Meister H: Wolff			
3—4	Staaten Historie	Der H: Erbpr; lieset Zeitungen oder in einem Buch vor sich. Prinz Constantin Latinitaet mit dem H: O. C. R. Seidler	wie am Montage		wie am Montage	wie am Dienstage
4—5	Statistic mit den Herrn Rath Albrecht	Beyde Prinzen lesen mit dem H: O. C. R. Seidler Plutarch				
5—6	Französisch mit dem Sprachm; Mons: Dumanoir	Tanzen bey dem H: Hoftanzmeister Aulhorn	Lesen mit dem H: Rath Albrecht Poesie	Fahren Durchl: Prinzen in die Stadt	wie Mittwoch	

Wöchentliche Unterweisungs Stunden, beyder Prinzen zu S: Weimar und Eisenach Hoch Fürstl: Durchl: Durchl: vom October 1768.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
8 1/2—9	Gebeth mit dem H: O. C. R. Seidler	alle	Tage	wie	am	Montage
9—10	Theologie beyde Prinzen bey dem H: O. C. R. Seidler	wie am Montage	Der Herr Erb Prinz Theologie bey dem H: O. C. Seidler Prinz Constantin Latinitaet mit dem H: R. Heermann			
10—11	Latinitaet beyde Prinzen bey dem H: O. C. R. Seidler	Phisic beyde Prinzen bey dem H: O. C. R. Seidler	Mathematic beyde Prinzen bey dem H: O. R. Seidler		wie	wie
11—12	Fechten der Herr ErbPrinz bey dem H: Hauptm: Weischner, und spielen nachher auf dem Clavier, bey dem H: C. M. Wolf. Pr: Constantin spielen zuerst auf dem Clavier, und lesen hernach vor sich	Zeichnen bey dem H: Cabinets Mahler Loeber	Reichs Historie mit dem Herrn Rath Heermann	wie	am	am
2—3	Schreibe Stunde	Französ; Sprache mit Monsieur Dumanoir	Sächs. Historie mit dem Herrn Rath Heermann	am	Dienstage	Mittwoch
3—4	Staats Historie mit dem Herrn Rath Heermann	Lesen die Zeitungen und nehmen dabey die Geographie mit dem H: Rath Heermann	wie	Montage	wie	
4—5	Statistic mit dem H: Rath Albrecht	Lesen die Prinzen im Plutarch mit dem H: O. C. R. Seidler	am Montage		am Montage	wie am Dienstage
5—6	Franz: mit Mr Dumannoir	Tanzen bey dem HofTanzmstr Aulhorn	Liest der H: Rath Albrecht dramatische, oder andere schöne Stücke mit dem Prinzen	wie Mittwoch	wie Mittwoch	

Unterweißungs Stunden beyder Durchl: Prinzen von S: Weimar und Eisenach 1769.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—½9	Aufstehen und Ankleiden	wie am Montage				
½9—9	Gebeth					
9—10	Beyde Prinzen mit dem Herrn O. C. R. Seidler Latinitaet		Beide Prinzen Mathemat: mit dem H: O. C. R. Seidler	wie am Montage	am Montage	wie am Mittwoh
10—11	Beyde Prinzen Zeichnen mit dem H: C. M. Loeber	10—½11. Fechten der H: ErbPrinz. ½11—11 Sächs: Historie mit dem H: Rath Heermann. Pr; Constant: Theolog: mit dem H: R. Seidler	Beyde Prinzen Reichs Historie mit dem H: Rath Heermann		wie am Dienstage	
11—12	Der H: Erbpr: Theologie mit dem H: O. C. R. Seidler Pr: Const: Latinitaet mit dem H: R. Heermann	Der H: Erbpr; wie am Montag Prinz Const: Statistic mit dem H: R. Albrecht	wie am Dienstag		Prinz Constantin wie am Montage	Prinz Constantin Geograph; mit em H: R. Heermann
2—3	Schreiben	Franz: Stunde beyde Prinzen mit dem Sprachmstr: Mr Dumannoir	Music bey dem Herrn Conc: M. Wolff	wie am Montag	wie Dienstag	wie am Mittwoch
3—4	Beyde Prinzen Staaten Geschichte bey dem H: R. Heermann	wie am Montage	Lesen beyder Prinzen mit dem H: O. C. R. Seidler		wie Montag	
4—5	Belles Lettres mit dem H: Rath Albrecht	Der H: Erbpr: Statistic mit dem H: R. Albrecht Pr: Const: Franz: mit Mr Dumannoir	Der H: Erbpr: wie Dienstag Pr: Const; repetiren mit dem H: R. Heermann	wie am Mittwoch	Beyde Prinzen Phisic mit dem H: O. C. R. Seidler	wie Freytag
5—6	Beyde Prinzen Französisch	Beyde Prinzen Tanzen	Beyde Prinzen Belles Lettres mit dem H: R. Albrecht	Fahren die Prinzen in die Stadt	Beyde Prinzen Geographie mit dem H; R. Heermann	wie Dienstag

Wöchentliche Unterweißungs Stunden beyder Prinzen zu S Weimar u Eisenach Hochfürstl: Durchl: Durchl:

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
8 1/2—10	Gebeth und Theologie bey dem Herrn Ober Cons: Rath Seidler	alle	Tage	wie	am	Montage
10—11	Latinitaet bey ebendemselben	Phisic bey dem Herrn O. C. R. Seidler	Mathematic mit dem H: O. C. R. Seidler		wie	wie
11—12	Zeichnen bey dem Herrn Cabinets Mahler Loeber	Der Herr Erbprinz fechten und lesen alsdann vor sich Pr: Constantin repetiren mit dem Herrn Rath Heermann	Reichs Historie mit dem H: Rath Heermann		Dienstag	Mittwochen
2—3	Schreiben bey dem H: Geh: Canzlist Roth	Clavier Stunde mit dem H: Concert Meister Wolf	Französische Sprache mit Mons: Dumanoir	am	wie Mittwochen	wie Dienstag
3—4	Staaten Historie mit dem Herrn Rath Heermann	wie am Montag			Sächsische Historie mit dem H: Rath Heermann	
4—5	Statistic mit dem Herrn Rath Albrecht			Montage	Plutarchs Lebens Beschreibungen, bey dem H: O. C R. Seidler	wie am Freytage
5—6	Französische Sprache mit dem Sprachmeister Mons: Dumanoir	Französische Lecture mit dem Herrn Rath Albrecht	wie Dienstag	Fahren die Prinzen in die Stadt	Tanzen bey dem H: Hof Tanzmeister Aulhorn	

Unterweißungs Stunden beyder Durchl: Prinzen zu S Weimar und Eisenach 1769.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—½9	Aufstehen und Ankleiden	wie am Montage	am Montage			
½9—9	Gebeth					
9—10	Beyde Prinzen mit dem H: O. C. R. Seidler Latinitaet		Beyde Prinzen Mathemat: mit dem H: O. C. R. Seidler	wie Montag	wie Montag	wie Mittwoch
10—11	Fechten beyde Prinzen ¼ Stunde: alsdann lesen der H: Erb Prinz für sich. Und Pr: Constantin Theol: mit dem H: O. C. R. Seidler	Zeichnen beyde Prinzen bey dem H: Cab: Mahler Loeber	Beyde Prinzen Reichs Historie mit dem H: Rath Heermann	wie Montag	wie Dienstag	
11—12	Der H: Erb Prinz Theolog: mit dem H: O. C. R. Seidler Prinz Const: Latinitaet mit dem H; Rath Heermann	Der H: Erb Pr: wie Montag Pr: Const: Statistic mit dem H: Rath Albrecht	wie am Dienstag		Prinz Constantin wie am Montage	Prinz Constant: Geograph: mit dem H: R. Heermann
2—3	Clavier bey dem H: Concert: Meister Wolf	Phisic bey dem H: O. C. R. Seidler	Lesen in einem moralischen Buch bey dem H: O. C. R. Seidler	wie Montag	wie Dienstag	wie Mittwoch
3—4	Beyde Prinzen Staaten Geschichte bey dem H: Rath Heermann	wie Montag	Beyde Prinzen Franz: bey dem Sprachm: Mr. Dumanoir		wie Montag	wie Mittwoch
4—5	Belles Lettres mit dem H: Rath Albrecht	Der H: Erb Pr: Statistic mit dem H: R. Albrecht Pr; Const: Franz: mit Mr. Dumanoir	Der H: Erb Pr: wie Dienstag Prinz Constant: repetiren mit dem H: R. Heermann	wie Mittwoch	Schreiben bey dem H: Geh: Canzl: Roth	wie Freytag
5—6	Beyde Prinzen Französisch bey den Sprachm: Mr: Dumanoir	Beyde Prinzen Tanzen	Beyde Prinzen Belles Lettres mit dem H: Rath Albrecht	Beyde Prinzen Sächs. Historie mit dem H: R. Heermann	Beyde Prinzen Geograph: mit dem H: R. Heermann	wie Dienstag

Unterweißungs Stunden beyder Durchl. Prinzen zu Sachsen Weimar und Eisenach Ao: 1770.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—½ 9	Aufstehen und Ankleiden	wie am Montage	am Montage			
½ 9—9	Gebeth					
9—10	Beyde Prinzen mit dem H: O. C. R. Seidler Latinitaet		Beyde Prinzen Mathematic mit dem H: O. C. R. Seidler	wie Montag	wie Montag	wie Mittwoch
10—11	Fechten beyde Prinzen ¼ St: alsdann lesen der H: Erbprinz für sich Prinz Const: Theol: mit dem H: R. Seidler	Zeichnen beyde Prinzen bey dem H: Cab: Mahler Loeber	Der H: Erbpr. mit dem H: R. Heermann Historie teutscher Staaten. Pr: Const: Theol: mit dem H: C. R. Seidler		wie Dienstag	
11—12	Der H: Erbprinz Theol: mit dem H: O. C. R. Seidler. Prinz Const: Latinitaet mit dem H; R. Heermann	Der H: Erbpr. wie Montag Pr: Const; Statistic mit dem H: R. Albrecht	wie am Dienstag		Prinz Constantin wie am Montag	Prinz Constantin Geographie mit dem H: R: Heermann
2—3	Clavier bey dem H: Concert Meister Wolf	Phisic bey dem H: O. C. R. Seidler	Lesen in einem moralischen Buch bey dem H: O. C. R. Seidler	wie Montag	wie Dienstag	wie Mittwoch
3—4	Beyde Prinzen Staaten Geschichte bey dem H: Rath Hermann	wie Montag	Beyde Prinzen Französisch bey dem Sprachm: Mons. Dumannoir		wie Montag	
4—5	Belles Lettres mit dem H: R. Albrecht	Der H: Erbprinz Universal Historie mit dem H: R. Albrecht. Pr: Const: Französ:	Der H: Erbpr: wie Dienstag Prinz Const: Französ: mit dem Sprachm: M. Dumannoir	Der H: Erbpr: wie Dienstag Pr: Const: Reichs Historie mit dem H: R. Heermann	Schreiben bey dem H: Geh: Canzelist Roth	wie Freytag
5—6	Beyde Prinzen Französisch bey dem Sprachm: M. Dumannoir	Beyde Prinzen Tanzen	Beyde Prinzen Belles Lettres mit dem H. R. Albrecht	Beyde Prinzen Sächs: Historie mit dem H: R. Heermann	Beyde Prinzen Geographie mit dem H. R. Heermann	wie Dienstag

Unterweißungs Stunden beyder Durchl: Prinzen zu S: Weimar u. Eisenach 1771.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
7—½9	Aufstehen und Ankleiden	7½—8½ Reuten der H: Erb Pr: und kleiden sich dann an. Pr: Constantin wie am Montag	wie am Montag			wie am Mittwoch
½9—9	Gebeth	wie am Montag				
9—10	Jus Naturae mit dem H: O. C. R. Seidler		Beyde Prinzen Mathematic bey dem H: O. C. R. Seidler.			
10—11	Fechten beyde Prinzen ¼ Stunde: dann nehmen der H: Erb Pr: die Theolog: mit dem H: O. C. R. Seidler. Pr; Constant: Hist: mit dem H: R. Albrecht	Beyde Prinzen Zeichnen bey dem H: Cabinets Mahler Löber	Der H: Erb Prinz Theologie Prinz Constantin Historie bey dem H: R. Albrecht	wie am Montag	wie am Dienstag	Der H: Erb Pr: wie am Mittwochen. Pr: Constantin Latinitaet bey dem Hn R. Heermann
11—12	Prinz Constanitn Theologie mit den H: O. C. R. Seidler. Der H: Erb Pr: Historie teutscher Staaten mit dem H: R. Heermann	Pr: Constantin wie am Montage Der H: Erb Pr: lesen für sich	wie am Montage			wie am Montage
2—3	Clavier bey dem H: Conc: Meister Wolf	Phisic bey dem H: O. C. R. Seidler	Suetonius mit dem H: O. C. R. Seidler			wie am Mittwoch
3—4	Staaten Geschichte bey dem H; R. Heermann	wie am Montage	Beyde Prinzen Französisch			
4—5	Belles Lettres bey dem H: R. Albrecht	Der H: Erb Pr; Universal Historie bey dem H; R. Albr: Prinz Constantin Französisch	wie am Dienstag	Der H: Erb Prinz wie Dienstag Prinz Constantin Reichs Historie mit dem H: R. Heermann	Schreiben bey dem Hn Geh: Canzl: Roth	wie am Freytag
5—6	Französ: bey dem Sprachmeister Mr: Dumanoir	Tanzen bey dem H: Hof-Tanzmeister Aulhorn	Belles Lettres mit dem H: R. Albrecht	Sächsische Historie mit dem H: R. Heermann	Geographie bey dem H; R. Heermann	wie am Dienstag

Unterweißungs Stunden beyder Durchl: Prinzen von S: Weimar und Eisenach 1772.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
9—10	Gebeth und der H: Erb Prinz Latinitaet mit dem H: O. C. R Seidler Prinz Constantin Latinitaet mit dem H: R. Heermann	7 1/2—8 1/2 Der H: Erb Prinz mit dem H: R. Heermann Italienisch 8 1/2—10 Gehen der H: Erbprinz auf die Reitbahn 9—10 Pr: Constantin mit dem H: O. C. R. Seidler Latinitaet	wie	wie außer daß beyde Prinzen um 10. Uhr 1/4 Stunde fechten	wie	wie
10—11	Beyde Prinzen Reichs Historie mit dem H: Profeßor Doctor Mayer	Kleiden sich der H: Erbprinz um Prinz Constantin Zeichnen bey dem Cabinets Mahler Heinsius	am	am	am	am
11—12	Der H: Erbprinz über Fergüsons Moral: Philosophie, mit dem H: Hof Rath Wieland Prinz Constantin Theologie. bey dem H: O. C. R. Seidler	Zeichnen der H: Erbprinz Prinz Constantin Theologie	Montage	Montage	Dienstage	Montage
12—1	Der H: Erbprinz auf dem Violoncello Prinz Constantin auf der Violine	Der H: Erbprinz Geographie, mit dem H: R. Heermann Prinz Constantin Violine				
2—3	Clavier Stunde	wie Montags				
3—4	Beyde Prinzen Philosophie der Historie mit dem H: H. R. Wieland	wie	wie Montags	Beyde Prinzen mit dem H: H. R. Wieland, Theorie der schönen Wißenschaften	wie am Donnerstage	
4—5	Der H: Erbprinz über Schlötzers Universal Historie, mit dem H: Prof: D. Mayer Prinz Constantin Theologie	am	Beyde Prinzen Französisch mit dem Sprach-Meister Dumannoir	wie am Montage		wie Mittwochs
5—6	Der H: Erbprinz Lecture Prinz Constantin repetirt die Historie, mit dem H: R. Heermann	Montage	Der H: Erbprinz, Englisch mit dem R. Albrecht. Prinz Constantin, wie Montag	wie Mittwochs wie Montag	wie Mittwochs wie Montag	wie Mittwochs wie Montag

Unterweißungs Stunden derer beyden Prinzen Dl: Dl: von Ostern bis Michaelis 1773.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
3/4 9	Gebeth	8—10 Reuten der H: Erbprinz	Beyde Prinzen, Sächsisch: Staats Recht, mit dem H: Geh: Asistenz Rath Schmidt	wie	wie	wie
9—10	Der H: Erbprinz mit dem H: O. C. R. Seidler Latinitaet Pr: Constantin Italienisch mit dem H: Leg: R. Heermann	Prinz Constantin Theologie mit dem H: O. C. R. Seidler				
10—11	Beyde Prinzen Jus Publicum mit dem H: Prof: Mayer	wie am Montag				
11—12	Der H: Erbprinz, Natur und Völker Recht, mit dem H: Hof R. Wieland Prinz Constantin Latinitaet mit dem H: O. C. R. Seidler		wie Montag	am	am	am
12—1	Beyde Prinzen Moral, mit dem H: Hof Rath Wieland					
2—3	Beyde Prinzen Clavier Stunde bey dem H: Capellmeister Wolf					
3—4	Violoncello der H: Erbprinz Violine der Prinz Constantin		repetiren beyde Prinzen das Jus Publicum, mit dem H: Prof: Mayer	Montag	Dienstag	Mittwoch
4—5	Beyde Prinzen Phisic mit dem H: Leg: Rath Albrecht		Zeichnen beyde Prinzen mit dem Cab: Mahler Heinsius			
5—6	Der H: Erbprinz Italienisch mit dem H: Leg: R. Heermann Pr: Constantin übersetzen für sich	Beyde Prinzen Französ: Sprache, mit dem Sprachmeister Dumannoir	wie Dienstag			

Wöchentliche Unterweißungs Stunden beyder Durchl: Prinzen von S. Weimar u Eisenach 1773.

Stunden	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freytag	Sonnabend
3/4 9	Gebeth	8—10 Reuten der H: Erbprinz	3/4 9 Gebeth			
9—10	Der H: Erbprinz Latinitaet mit dem H: O. C. R. Seidler Prinz Constantin Italienisch mit dem H: Leg: R. Heermann	Prinz Constantin wie am Montag	9—11 Der H: Erbpr: den III. Theil des Sächs; Staats Rechts mit dem H: G. A. R. Schmidt 9—10 Pr: Constant: Geograph: mit dem H: L. R. Heermann		wie	
10—11	Beyde Prinzen, Teutsches Staats Recht	Prinz Constantin Reuten Der H: Erbprinz repetiren das teutsche Staats Recht allein, mit dem H: P: Mayer	repitiren der Pr: Constantin das teutsche Staats Recht allein, mit dem Hn Prof: Mayer	wie	am	wie
11—12	Der H: Erbprinz, Policey und Cammeral Wißenschaft, mit dem H: H. R. Wieland Pr: Constantin Latinitaet mit dem H: O. C. R. Seidler	Pr: Constantin, Jus Naturae mit dem H: H. R. Wieland Der H: Erbprinz Italienisch mit dem H: L. R. Heermann	wie Montag	am	Dienstag	am
12—1	Statistic und Staats Wißenschaft beyder Prinzen, mit dem H: H. R. Wieland		wie			
2—3	Beyde Prinzen Clavier Stunde bey dem H: Kapellmeister Wolf	wie	Montag	Montag	wie	Mittwoch
3—4	Violoncello der H: Erbprinz Violine der Prinz Constantin	am	Beyde Prinzen, teutsches Staats Recht mit dem Hn Prof: Mayer		am	
4—5	Beyde Prinzen Phisic bey dem H: Leg: Rath Albrecht	Montage	Beyde Prinzen Zeichnen mit dem H: Cab: Mahler Heinsius		Montag	
5—6	Französische Stunde		Lesen für sich			

MISZELLE

DIE GÖTTINGER HISTORIKER[1])

VON DR. KURT HUNGER

Die erste Generation der Göttinger Professoren brachte bereits neue Gedanken mit, die den Keim zur späteren Blüte in sich trugen. Münchhausen hatte von vornherein auch nur solche Kräfte nach Göttingen zu ziehen versucht, die einen Aufstieg der neuen Universität zu verbürgen schienen; und tatsächlich fand sich 1734 und in den folgenden Jahren ein Collegium zusammen, das wohl das beste einer damaligen Hochschule genannt werden kann. Die theologische Fakultät war gegenüber der juristischen schwächer besetzt, aber bereits unter den ersten Professoren finden sich namhafte Gelehrte: Jacob Wilhelm Feuerlein, Joachim Sporin, Magnus Crusius, Christoph Aug. Heumann, Paul Jac. Förtsch, Joh. Peter Mille, Joh. Lorenz von Mosheim und Christoph Franz Walch. Vor allen andern ragten die beiden letzten besonders hervor[2]). Weit wirksamer wurde die philosophische Fakultät. Neben Joh. Dav. Koeler, J. Friedrich Penthe, Andreas Wähne, Sam. Chr. Hollmann und L. Martin Wahle war J. Matthias Gesner der bedeutendste Kopf. Schon nach wenigen Jahren gesellten sich jüngere Kräfte dazu: J. D. Michaelis, Andreas Weber, Gotthelf Kästner, O. D. H. Beck-

---

[1]) J. St. Pütter, Versuch einer acad. Gel. Gesch. 4 Bd. 1765 ff. K. Hunger, Die Bedeutung der Univ. Göttingen für die Geschichtsforschung im Ausgang des 18. Jahrhunderts. Berlin 1933.

[2]) Mosh. wurde 1747 Canzler d. Univ. Er hatte sich durch zahlreiche Schriften, besonders durch seine Ketzergeschichte (1748) einen Namen gemacht. Walch, der Sohn des Jenenser Professors J. G. Walch, bekannt als Herausg. von Luthers Werken (1740—50), war gleichzeitig als Philolog und Theologe verpflichtet; er betonte in erster Linie die Historie. Er wandte sich dann der Kirchengesch. zu und gab 1757 die Monumenta medii aevi heraus.

mann, A. Büsching, Ph. Murray, Tobias Koeler, Benedikt Michaelis[3]).

Die führende Fakultät aber wurde, wie schon erwähnt, die juristische, ganz im Gegensatz zu der Gewohnheit an den übrigen Universitäten. Die erste Generation stellte bereits Persönlichkeiten, die die bisherige Auffassung im Staatsrecht und auch in der Historie zu überwinden strebten. Als Erbe brachten sie alle das Naturrecht mit, wie es in Deutschland Wolff vollendet ausgeführt hatte. In Gottfried Mascov wurde für die juristische Fakultät der erste bedeutende Vertreter gewonnen. Er war von 1735 bis 1739 in Göttingen. Die Historie wurde zum größten Teile von der juristischen Fakultät mit verwaltet. Die Hauptvertreter dafür waren: J. S. Brunnquell, der Ordinarius der juristischen Fakultät, sein Nachfolger Tobias J. Reinharth, J. F. Wahl (1743). Gleichzeitig lehrten G. S. Treuer, Chr. L. Scheidt J. C. Klaproth, H. C. v. Senkenberg, G. Sellius, F. D. Häberlin, J. H. Schmauß, G. C. Gebauer, G. Heinrich Ayrer, G. L. Böhmer, C. G. Riccius und G. Achenwall. Sowohl Schmauß wie auch Gebauer legten großen Wert auf das Staatsrecht und die Historie der europäischen Reiche. Schmauß stellte ein neues System des Naturrechts auf und zeigte sich darin als Gegner der Wolffschen Philosophie. Achenwall war 1748 berufen worden, um Vorlesungen über Historie, Statistik, Natur- und Volksrecht zu lesen. Er wurde bald das Haupt der Rechtshistorie in Göttingen. Es ist von der ersten Generation an schon zu einer Art von Pflicht geworden, für die Vorlesungen Lehrbücher zu schreiben. Diese Gewohnheit hielt sich auch das ganze 18. Jahrhundert hindurch. So fortschrittlich das für den Anfang war, um so nachteiliger wirkte es sich später aus; denn diese Tradition erwies sich als ein Hemmnis, größere, rein wissenschaftliche Abhandlungen ohne lehrhafte Einstellung zu schreiben. Man kann ganz allgemein sagen: Die erste Generation arbeitete noch völlig im Geiste des ausgehenden 17. Jahrhunderts weiter. Man stand

[3]) Vgl. dazu Rössler, Die Gründung der Universität Göttingen (1855). — K. Heussi, J. L. v. Mosheim. Tübingen 1906. — N. Bonwetsch, v. Mosheim als Kirchenhistoriker. Festschrift z. Feier des 150jährigen Bestehens d. kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Berlin 1901. — Wilamowitz-Moellendorf, Gesch. d. Philologie. Einleitung in die Altertumswissenschaften [3] 1920.

noch im Banne der Naturwissenschaften und kämpfte um die Säkularisation der kirchlichen Auffassungen. Rein äußerlich zeigt sich aber im Zurücktreten der Theologie in Göttingen schon der Sieg der diesseitsgerichteten Anschauungen. Auch in der stärkeren Hinwendung zur Kirchengeschichte und Philologie schritt die Säkularisation in der ersten Generation fort. Man kann etwa die sechziger Jahre als die Wendung ansehen, die erstens durch die Einflüsse von außen, aber auch durch die Arbeit der ersten Generation in Göttingen herbeigeführt wurde. Die Philologen gingen voran. Gatterer und Heyne wurden die Führer. Gatterer hatte bisher nur die Hilfswissenschaften der Geschichte als sein Forschungsgebiet betrachtet, aber durch Montesquieu und Voltaire angeregt, wendete er sich der Universalhistorie und ihrer Methode zu. Heyne war in Leipzig für die klass. Philologie gewonnen worden und brachte mit seiner Begeisterung für die Antike der bereits bestehenden Richtung, die Gesner auch aus Leipzig hierher verpflanzt hatte, neue Anregungen[4]).

Die zweite Generation zeichnete sich nun dadurch aus, daß sie zu einer weiteren Historisierung und gleichzeitigen philologischen Fundamentierung kam. Doch ist dabei auffällig, wie langsam die neuen Gedanken Gemeingut wurden. Während der größte Teil noch in den alten Gedankengängen verharrte, folgten andere den Anregungen von England und Frankreich, freilich jeder für sich, ohne in gemeinsamer Arbeit einen neuen Weg zu bahnen. In den neuhumanistischen Bestrebungen Heynes folgten Lüder, Kulenkamp, G. C. Hamberger, C. A. Klotz, J. T. Koeler, A. B. Michaelis, M. Hißmann, J. N. Eyrius; eine große Anzahl stand aber außerhalb der Bewegung für die Befreiung der Geisteswissenschaften: W. Büttner, R. Wedekind, J. Tompson, E. A. Weber, G. H. Feder, G. C. Lichtenberg, M. C. Grenzel, G. A. Bürger[5]). Es ist zu bemerken, daß die Gelehrten, die die verschiedenen neuen Gedanken aufnahmen, und selbständig verarbeiteten, in Göttingen studiert hatten und eine gewisse

[4]) Grundl. d. Gesch. d. klass. Altertums. (Müller, Hdb. d. klass. Altertumsw. Bd. 1. München 1892. S. 107 ff. Wilamowitz, a. a. O. S. 45 ff.

[5]) Bürgers Bedeutung liegt weniger auf wissenschaftlichem als auf poetischem Gebiet.

Tradition fortsetzten. Schlözer nennt sich selbst einen Schüler von Michaelis und Heyne. Er erlebte in sich selbst jenen gekennzeichneten Übergang von der Theologie über die Kirchengeschichte zur Geschichte und Jurisprudenz, und er konnte auch äußerlich das Lehramt für Statistik und Politik nach dem Tode Achenwalls 1772 übernehmen. Meiners folgte ganz den Wegen Schlözers, aber er wandte sich besonders der Auffassung zu, die man im 19. Jahrhundert in dem Begriff „Kulturgeschichte" zusammenfaßte. Bedeutsam wurde er, ebenso wie Michaelis, durch die Beschäftigung mit ethnographischen Fragen, die auf philologische und historische Untersuchungen nachdrücklich gewirkt haben. Der dritte war Spittler. Er erhielt 1779 eine Professur für Philologie, aber 1784 legte er sie wieder nieder, um zu den Staatswissenschaften überzugehen. Mit klassischen Studien hatte er begonnen und endete mit Politik.

Der erste Theologe in Göttingen, der den neuen Gedanken Eingang verschaffte, war der Nachfolger Walchs, Gottfried Planck. Er hatte zwar nicht in Göttingen studiert, aber er war von der kritischen Schule von Michaelis und Heyne beeinflußt. Er übertrug die pragmatische Geschichtsschreibung auf die Kirchengeschichte und führte sie gleichzeitig zum Höhepunkt.

Unter den Juristen von Fach stand eigentlich der Nachfolger von Schmauß, J. St. Pütter, allein. Er hatte schon mit Achenwall gemeinsam das Naturrecht bearbeitet und fühlte als erster das Bedürfnis nach einem allgemeinen bürgerlichen Recht. Seine Fachgenossen standen weit hinter ihm zurück: Seybert, Meister, Becmann; Selchow arbeitete dagegen ganz im Sinne Pütters über deutsche Rechtsgeschichte und Territorialrecht. Ebenso folgten in diesem Geiste Runde, Hartmann, Best, Spangenberg, Böhmer und Martens.

Die dritte Generation zeichnete sich dadurch aus, daß sie die Schüler der zweiten waren und eine konsequente Weiterführung der aufgestellten Gedanken brachten. Ausgang der achtziger Jahre war es nur noch das philologische und staatswissenschaftliche Element, das für die Geschichtsforschung eintrat. Chr. W. Mitscherlich, F. C. Wunderlich, J. D. Reuß betrieben die klassischen Studien im Sinne Heynes und arbeiteten an der kritischen Methode der Quellenforschung, wie sie von Heeren, aber noch

vollendeter von Niebuhr angewandt wurde. Eine Zwischenstellung nahmen J. G. Eichhorn und A. Heeren ein. Eichhorn beschäftigte sich mit morgenländischen Sprachen und wandte nun die kritisch-exegetische Methode Heynes auf das Alte und Neue Testament an. Daneben folgte er aber den Anregungen seiner Lehrer Gatterer, Spittler und Schlözer und betätigte sich auf dem Gebiet der Universalhistorie. Heeren betrieb seit den neunziger Jahren eifrig klassische Studien und war daneben Geschichtsforscher und -schreiber[6]). In seinem Sinne arbeitete auch A. F. Lueder. Dagegen ragten die übrigen Philologen nicht hervor: Grellmann, Buhle, Sprengel, Tychsen, Sartorius, Bouterwek und Schulze.

Eine eigene Stellung hatte am Ausgang des Jahrhunderts die Rechtsgeschichte gewonnen. Ihre bedeutendsten Vertreter waren Hugo und Karl Fr. Eichhorn. Hugo knüpfte in seiner Lehre unmittelbar an Pütter und Spittler an[7]). Er bildete den Abschluß der Göttinger staatswissenschaftlichen Arbeiten und die Brücke zur Historischen Schule. Er überwand die naturrechtliche Auffassung, die bisher in Göttingen herrschend war und legte den Grund zur Rechtshistorischen Schule dadurch, daß er das Vernunftprodukt Naturrecht durch das Gewohnheitsrecht ersetzte, das auf irrationaler Basis ruht.

Mit voller Berechtigung kann man auch Karl F. Eichhorn zu den Göttingern rechnen. Er war ein Schüler Pütters und war als Sohn J. G. Eichhorns ganz mit Göttingen verwachsen. 1803 wurde er Privatdozent in Göttingen und 1817 Professor. Mit ihm ist das Werk der Göttinger Juristen vollendet, und er ist der Erste einer neuen Entwicklung. Die Staatsrechtslehrer, die neben Hugo und K. F. Eichhorn in Göttingen lehrten, treten ihnen gegenüber völlig zurück. Man könnte vielleicht nur Brandis, Runde, Börner, Bauer und Martens nennen.

Zu der letzten Generation sind noch zwei Männer zu zählen, die zwar nicht als Professoren in Göttingen lehrten, aber doch mit der Georgia Augusta verbunden waren; J. v. Müller und Fr. Chr. Schlosser.

---

[6]) 1799 wurde er Nachfolger von Gatterer. Ihm verdankt Pertz seine quellenkritische Methode.

[7]) 1. Civ. Mag. 3, 485 ff. uud Civ. Mag. 5, 54 ff.

J. v. Müller hatte 1769—71 in Göttingen studiert und war von Walch und Schlözer zur Geschichte geführt worden[8]). Seine Werke atmen völlig den Göttinger Geist, und er bekennt auch, seine Einflüsse nächst Herder seit den neunziger Jahren vor allem in Göttingen erhalten zu haben. Auch in seiner späteren Zeit, als er in Diensten des Königreichs Westfalen stand, hat er seine Verbundenheit mit Göttingen offen zum Ausdruck gebracht. Fr. Chr. Schlosser war 1794—97 in Göttingen gewesen und war von Planck, Heyne, Schlözer, Spittler, Eichhorn und Kästner beeinflußt worden. Er ist der letzte Aufklärungshistoriker Göttingens.

MITTEILUNG

Mit der Vollendung von Band 27 des Archivs ist Herr Dr. Schönebaum in Leipzig aus seiner redaktionellen Tätigkeit ausgeschieden. Mehr als 20 Jahre hat er das Archiv betreut, das äußere Werden jedes Heftes mit größter Sorgfalt geleitet, den Verkehr mit der Druckerei und unzählige Korrespondenzen, vor allem mit den Verfassern der Literaturberichte, geführt. So hat er mir einen großen Teil der zeitraubenden Arbeiten abgenommen und sich mit nie versagender Hingabe dem Wohle des Archivs gewidmet. Diese Zusammenarbeit machte das Archiv recht eigentlich zum Organ der Zwecke, die das einstmalige Institut für Kultur- und Universalgeschichte an der Universität Leipzig verfolgte. Herrn Dr. Schönebaum, dem Assistenten des Instituts, dankte das Archiv auch den ruhigen Gang seines Erscheinens und das nie getrübte Verhältnis mit den zahlreichen Mitarbeitern. Herr Dr. Schönebaum wird Mitarbeiter des Archivs bleiben, aber er hatte ein Anrecht darauf, angesichts seiner steigenden amtlichen Verpflichtungen von der Arbeit des Redaktors befreit zu werden. Der Dank des Herausgebers ist ihm gewiß.

Goetz.

---

[8]) G. W. IV, S. V.

EINE JURISTISCHE ERWÄGUNG ZUM KATOCHE-PROBLEM

VON LEOPOLD WENGER

Die *κατοχή*, das Festgehaltensein in einem Tempelbezirk, wie es uns vor allem in den Serapeumstexten von Memphis entgegentritt, ist ein Problem, das noch immer nicht zur Ruhe gekommen ist und jedenfalls noch immer einer allgemein angenommenen Lösung harrt[1]). Groß ist demnach die ältere und jüngere Literatur[2]), die sich um das Problem bemüht und nur zu einer Einzelfrage aus dem Ganzen möchte ich hier eine juristischeErwägung vorbringen, die ich schon vor Jahren in einem Referate zu UPZ. kurz angedeutet habe[3]), jetzt aber etwas näher ausführen möchte. Wenn ich das, einer freundlichen Aufforderung des Herrn Herausgebers dieses Archivs folgend, in einem Eduard Schwartz ge-

---

[1]) Ich nenne nur zwei anerkannte Gelehrtenstimmen aus jüngster Zeit. Cumont, L'Égypte des Astrologues (1937), 149[1] meint nach kurzer Erwähnung der Anschauungen von Wilcken und F. von Woeß: „Ni l'une ni l'autre explication ne paraît pleinement satisfaisante." Und Calderini schreibt in seinem eben erschienenen Manuale di Papirologia Antica Greca e Latina (1938) 40 vom „recluso (*κάτοχος*)" als von einer „parola intorno alla quale i dotti discussero lungamente per sapere se aveva valore sacrale o valore giudiziario".

[2]) Am eingehendsten orientiert über die ganze Literatur das monumentale Werk von U. Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit (UPZ) I (1927). Nur weniges sei kurz herausgehoben. Sethe, Sarapis und die sog. *κάτοχοι*, Abh. Gött. Ges., Wiss. hist. Kl. N.F. XIX Nr. 5 (1913); Gött. Gel. Anz. 1914, 385ff.; 1923, 385ff.; Ein bisher unbeachtetes Dokument zur Frage nach dem Wesen der *κατοχή*, Pap. Inst. Heidelberg, Schrift 2 (1921). Wilcken, Arch. Papyrusforsch. 6, 184ff.; Wilcken, UPZ I 52—77. 295f. 296ff. 315. 317. 331. 362. 644f. 651 und passim. Zitate „Wilcken" und nur Seitenangabe durch Ziffern beziehen sich auf Seiten UPZ I; dagegen Zitate „UPZ" auf die Nummern der Papyri. Indes wird sich aus dieser verkürzten Zitierweise kaum je ein Zweifel ergeben. Fr. von Woeß, Das Asylwesen Ägyptens in der Ptolemäerzeit (1923) § 14, S. 146ff. (Die *Κάτοχος*-Frage); *'Ασυλία*, Sav.-Z. 46, 56ff. Auf diese Literatur konnte Wilcken Bezug nehmen. Seither die Marburger Dissertation von Gustav Heuser, Die *KATOXH* im Serapieion bei Memphis (1935).

[3]) Deut. Lit. Zeit. 1924, 297ff. 305.

widmeten Festhefte tun darf, so bitte ich meinen hochverehrten Freund, diesen unzulänglichen Festgruß nicht anders zu deuten, denn als bescheidenes Symbol verehrungsvollsten Dankes für unvergeßliche Jahre, die ich mit ihm in Universität und Akademie wirken konnte und für die viele Belehrung, die der Jurist von ihm, dem Ehrendoktor der Jurisprudenz, in freundschaftlichen Gesprächen erfahren durfte.

Weitverbreitete ältere Auffassungen haben trotz auch wesentlicher Verschiedenheiten im einzelnen doch in der Grundanschauung zusammengestimmt, daß die Katoche ein religiöses Verhältnis des *ἐγκάτοχος* zum Gotte bedeute[4]). Und diese reli-

---

[4]) Auf die einzelnen Variationen in den auf religiöse Bindung zurückgehenden Auffassungen kann und braucht hier nicht eingegangen zu werden. Die Ansicht von Preuschen, Mönchtum und Sarapiskult [2] (1903), daß die *κάτοχοι* vom Gotte „Besessene" seien — dazu aber Wilcken 53f. und dort angeführte gegnerische Literatur — findet in den UPZ jedenfalls keine Bestätigung. Dagegen hat Wilh. Gundel in seinem großen Editionswerke Neue astrologische Texte des Hermes Trismegistos, Abh. Bay. Akad. N.F. 12 (1936) wieder auf eine ähnliche Lösung hingewiesen, wenn er S. 354 schreibt: „Die umstrittenen Katochi, die im Tempel Eingeschlossenen, kommen natürlich auch in unserem Liber Hermetis Trismegisti vor. Sie werden hier bezeichnet als: in sacris locis detenti, auch als egeni centiculosi, vielleicht gehört auch ein Menschenkind hierher, von dem es heißt: in templo vitam habebit. Diese im Tempel Festgehaltenen werden hier auf gleiche Stufe gestellt mit jenen, die an Epilepsie oder den heiligen Krankheiten leiden und das wird nun noch durch den Zusatz präzisiert, qui vel per stupefactionem vel extasin passiones habent vel auguriis annexantur. Damit ist das Problem der Katochoi dahin geklärt, daß es sich um Epileptiker handelt, die in den Tempel eingeschlossen werden und in ihren Zuckungen zu prophetischen Zwecken verwendet werden." Vgl. die vielen Belegstellen bei Cumont — der übrigens im Text von retenues par leur voeu spricht (darüber unten) — in den Anm. zu 147ff., 162[5] auch mit vielen anderen Termini. Die *ἐγκάτοχοι* der UPZ gehören jedenfalls nicht zu der von Gundel geschilderten Kategorie. Über *κάτοχος* in der magischen Sprache vgl. auch Papyri Osloenses I (1925) ed. Eitrem Nr. 1 Z. 1 und dazu S. 33. Aus den dort angeführten Quellen ist für die allgemeine Bedeutung von *κατέχειν* „festhalten" besonders das Zitat aus Nikeph. Schol. Col. 604 charakteristisch: *οἱ τὴν θύραθεν μετιόντες μαντικὴν ἱεροφάνται μάγῳ χρώμενοι τέχνῃ δὶ ἐπωδῶν τινων κατάγουσιν δαίμονάς τινας καὶ κατέχουσιν ἄκοντας τυραννικῶς.* Übrigens beachte man Wilckens vorsichtige Beobachtung 52. 645, daß *κάτοχοι* und *ἐγκάτοχοι* nicht ohne weiteres zu identifizieren sind. Letzterer Terminus ist für unsere Texte allein gebräuchlich. Es gibt eben Tempelhäftlinge aus ganz verschiedenen Gründen. Vgl. endlich zum Ganzen Ganschinietz, Pauly-Wissowa Realenz. 10, 2526ff. s. v. Katochos, und besonders 2533f.

giöse Deutung hat durch U. Wilckens Lehre von der Gottesshaft des im Tempelbezirk Festgehaltenen ihre neueste, nach jeder Richtung ausgebaute und, wie mir scheint, gegen alle bisherigen Angriffe siegreich verteidigte Darstellung gefunden[5]). K. Sethe hat demgegenüber eine andere Erklärung der Katoche versucht, indem er sie als Schuldhaft oder auch Militärhaft, also weniger religiös und mehr weltlich juristisch deutete. Noch anders der Jurist von Woeß, der die Katoche mit der Asylflucht in Zusammenhang bringt[6]), andererseits aber an dem religiösen Charakter der Katoche festhalten will[7]). Daß diese Kombination indes unhaltbar ist, zeigt die fleißige Dissertation von Heuser, der im wesentlichen wieder zu Sethes Ansicht zurückkehrt, aber sie durch Annahme der Asyltheorie verstärkt: alles, was auf den religiösen Charakter der Katoche hinweise, könne schon aus der religiösen Färbung des Asylwesens erklärt werden[8]). Ich habe keinen Anlaß, auf den ganzen Komplex der Fragen einzugehen, da ich im Grunde ja doch nur Wilckens Argumente wiederholen müßte, möchte aber nur an dem einen Punkte einsetzen, wo Wilckens Hypothese vielleicht durch juristische Betrachtung eine Klärung finden kann, nämlich an der Frage nach dem Entstehungsakte[9]) der religiösen Bindung des *ἐγκάτοχος*.

---

[5]) W. Kroll, Klio 19, 219ff. 221 spricht sich auch im wesentlichen für Wilcken aus und beobachtet die verschiedenen Möglichkeiten der religiösen Haft. Siehe das Folgende.

[6]) Hierin zustimmend Sethe, der damit das Rätsel der Katoche, ihres Zustandekommens und ihrer Beendigung gelöst sehen will. Gött. Gel. Anz. 1923, 113[2]. Seine dort angekündigte Besprechung des Buches von Woeß scheint nicht erschienen zu sein.

[7]) Über die verschiedene Stellungnahme der Literatur zu seiner These berichtet von Woeß in seiner Abhandlung Sav. Z. 46, 56 Anm. 3—5. Zu Heuser konnte der so früh verstorbene Gelehrte nicht mehr Stellung nehmen.

[8]) Zusammenfassend Heuser 95. Wilcken hat zu dieser Arbeit zwar noch nicht selbst Stellung genommen, doch scheint mir seine Ansicht nicht irgendwie erschüttert zu sein.

[9]) Ich verstehe insbesondere Heuser S. 37 nicht, wenn er die von Wilcken 652 mit Recht in den Mittelpunkt gerückte Frage nach dem Entstehungsakt der Katoche grundsätzlich ablehnt, „da die Papyri nichts von einem solchen berichten"; man müsse also „fragen, warum wurde der Einzelne *ἐγκάτοχος* und nicht, wie wurde er *ἐγκάτοχος*". Aber beide Fragen stehen doch nebeneinander und mit dem Warum ist doch nicht das Wie erledigt.

So sicher nämlich Wilcken in der religiösen Deutung der Katoche auf Grund der auch meines Erachtens sicher sprechenden Papyri ist, ebenso sehr betont er wiederholt[10]) den hypothetischen Charakter seiner Deutung des Entstehungsaktes der Katoche. Die Papyri[11]) berichten wohl, daß der und jener sich im Zustand der Katoche befunden habe[12]) und lassen ersehen, was dieser Zustand für den *ἐγκάτοχος* für Folgen hatte. Die sogenannten Therapeuten[13]) heben sich aus der großen Masse des zum Tempel wallfahrenden Volkes dadurch ab, daß sie, obwohl Laien, im Serapeum Kultdienste verrichten, aber meist nicht an den Tempelbezirk gebunden sind, diesen vielmehr frei verlassen dürfen. Die Dauer ihrer Verpflichtungen dürfte ebenso verschieden gewesen sein, wie die Art der übernommenen Kultdienste. Vielfach mögen sie sich zu Kultvereinen zusammengeschlossen haben[14]). Zu diesen Therapeuten gehören nun als eine besondere Gruppe unsere *ἐγκάτοχοι*. Es waren diejenigen *θεραπευταί*, „die vom Sarapis im Serapeum festgehalten wurden".[15]) UPZ 8 erzählt Ptolemaios, einer *τῶν ὄντων ἐν κατοχῇι ἐν τῶι ἐν Μέμφει μεγάλωι Σαραπιείωι*, in einer Strafanzeige wegen grober Gewalttätigkeit, daß auch ein gewisser Diphilos arg verprügelt worden sei. Diesen Diphilos nennt der Anzeiger aber (Z. 18f.) *Δίφιλον δέ τινα των παρακατεχομένων ὑπὸ τοῦ Σαράπιος θεραπευτῶν*. Er ist also ein Kollege aus der Gruppe der von Sarapis festgehaltenen Therapeuten, ein „Nebengefangener"[16]). Am deutlichsten spricht der von Wilcken resti-

[10]) 65f. 75. 652. Hier sagt der Autor ausdrücklich: „Ob die Hypothese richtig ist, oder durch eine bessere zu ersetzen ist, ist weiter zu prüfen." Ein solcher Versuch ist oben gemacht. Daß er mit Wilckens Hypothese vereinbarlich ist, wird sich zeigen.

[11]) Ich brauche sie nicht immer einzeln zu zitieren, zumal jedem, der sich mit der Frage irgendwie befaßt, ja die UPZ I zur Hand sein müssen.

[12]) Zu *ἐγκατέχομαι, κατέχομαι = ἐν κατοχῇι εἶμι* der Texte Wilcken 65.

[13]) Wilcken 52. 55.

[14]) Wilcken 52. Mit ihnen haben wir es hier nicht zu tun.

[15]) Dazu und zum folgenden überzeugend Wilcken 55.

[16]) Wilcken 55 nach Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen (2. Aufl. 1920) 74; das Wort ist hier natürlich nur gebraucht im Sinne von Gotteshäftling (freilich mit juristischen Wirkungen s. u.). Über den Nikanor in UPZ 120, der zwar als Therapeut im Serapeum wohnt, aber um Brot zu kaufen nach Memphis gegangen ist, vgl. Wilcken 52 und zweifelnd 564 unten 1. Er ist also jedenfalls nicht ein Mann in Katoche.

tuierte Text UPZ 4, 8ff., wo Ptolemaios berichtet, daß er trotz des Todes seines Vaters, „um des Serapis willen" nicht vom Serapeum fort konnte, [*ἐμοῦ δὲ χάρ*]*ιν* [*το*]*ῦ Σαράπιος χωρισθῆναι* [*οὐ δυναμένο*]*υ*. Wir erfahren zugleich, daß er zu einer anderen Sache in Zeile 7 bemerkt: *διὰ τὸ ἐν κατοχῇ με εἶναι*[17]). Muß man nun schon, um sich den Zustand eines Mannes vorstellen zu können, der von Sarapis festgehalten wird, eine „metajuristische" religiöse Einstellung annehmen, so ist dies in besonderem Maße erforderlich, um das Wenige und Mysteriöse zu erklären, was die Quellen über die Art andeuten, wie dieser Zustand entstehen konnte. Es ist eigentlich nur das Wort *ἀπολαμβάνειν*, das gedeutet werden muß. Das Wort weist, einmal nur juristisch besehen, unter anderem auf eine Besitznahme, eine Besitzergreifungshandlung hin, im Passiv *ἀπολαμβάνεσθαι* also auf ein Ergriffenwerden. Dabei kann die Nebenbedeutung des Absonderns und dann Ergreifens, des Absonderns aus einer Reihe behufs Ergreifens, vorkommen. So die Lexika. Ich möchte gerade diese Nebenbedeutung für unseren Erklärungsversuch nicht für überflüssig beiseite lassen; auch das „Einschließen" kann mit in die Wortdeutung gelegt werden. All das paßt als Voraussetzung für das Festgehaltenwerden[18]). Nun findet sich das Wort mit Beziehung auf die Menschen in der Katoche nur zweimal in Briefen, die eine Frau Isias und ein Bruder Dionysios an einen Mann Hephaistion richten, der aus der Katoche entlassen ist, aber dennoch nicht gleich heimkommt. UPZ. 59 schreibt die Isias als Antwort auf einen Brief des Hephaistion Z. 7—13: *Κομισαμένη τὴν παρὰ σοῦ ἐπιστολὴν παρ' Ὥρου, ἐν ᾗι διεσάφεις γεγονέναι ἐν κατοχῆι ἐν τῶι Σαραπιείωι τῶι ἐν Μέμφει, ἐπὶ μὲν τῶι ἐρρῶσθαί σε εὐθέως τοῖς θεοῖς εὐχαρίστουν, ἐπὶ δὲ τῶι μὴ παραγίνεσθαί σε* [*π*]*ά*[*ντ*]*ων τῶν ἐκεῖ ἀπειλημμένων παραγεγονότων ἀηδίζομαι κτλ.* und nochmals, da sie aus dem Brief des Mannes doch entnehme, *ὑπὲρ τοῦ ἀπολελύσθαι σε ἐκ τῆς κατοχῆς παν-*

[17]) Zu zwei weiteren Belegstellen, Inschriften aus Priene Nr. 195 Z. 29 *τοῖς κατεχομένοις ὑπὸ τοῦ θεοῦ* (Sarapis) und aus Smyrna CIGr. II 3163 *ἐγκατοχήσας τῷ κυρίῳ Σαράπιδι* (dazu noch unten) s. Wilcken 56f. und zu den in irrige Beziehung gebrachten demotischen Urkunden vom Anubieion 60ff.

[18]) Auf diese Nebenbedeutung hat mich auch vor Jahren Otto Krüger brieflich hingewiesen.

τελῶς ἀηδίζομαι (Z. 25f.). Und der Bruder Dionysios schreibt UPZ 60 im gleichen Sinn mit fast gleichen Worten in seinem Antwortbriefe an Hephaistion Z. 5—11: *Κομισάμενος τὴν παρὰ σοῦ ἐπιστολήν, ἐν ᾗι διεσάφεις διασεσῶισθαι ἐγ μεγάλων κινδύνων καὶ εἶναι ἐν κατοχῆι, ἐπὶ μὲν τῶι ἐρρῶσθαί σε τοῖς θεοῖς ἐπευχαρίστουν, ἠβουλόμην δὲ καὶ σὲ παραγεγονέναι εἰς τὴν πόλιν, καθάπερ καὶ Κόνων καὶ οἱ ἄλλοι οἱ ἀπειλη[μμέν]οι πάντες κτλ.* Sicher ist an diesen Stellen, daß der Adressat nach Errettung aus großen Gefahren in Katoche gewesen war, daß er daraus entlassen worden war, und daß er Genossen gehabt hatte, die gleich ihm „*ἀπειλημμένοι*" gewesen waren, nach der Befreiung sich aber zu ihren Familien heim begeben hatten, was Frau und Bruder inständig auch von ihm wünschen. Daß das *ἀπολαμβάνεσθαι* den Entstehungsakt der Katoche bezeichnet, dürfte mit einer in dieser Frage überhaupt erreichbaren Sicherheit aus diesem dürftigen Quellenbericht erschließbar sein. Dieser Entstehungsvorgang aber, „diese göttliche Handlung, dieses *ἀπολαμβάνειν*, dessen Wirkung dann der Zustand des *ἐγκατέχεσθαι ὑπὸ τοῦ θεοῦ* ist, dies zu verstehen, ist das eigentliche Problem, um das wir vor allem ringen müssen"[19]). Bleiben wir zunächst bei Wilckens eigenem, wie bemerkt, von ihm selbst wiederholt als Hypothese gekennzeichneten Deutungsversuch[20]). Anknüpfend an die aus der antiken Literatur wohlbekannte Traumdeutung hat Wilcken schon vor Jahren[21]) die Vermutung aufgestellt, der Gott Sarapis habe dem Katoche-Kandidaten im Inkubationstraume den Befehl gegeben, im Tempelbezirk eingeschlossen zu bleiben. Freilich sei der Befehl nicht überraschend und unerwartet gekommen, der Wallfahrer habe sich vielmehr schon mit dem Wunsche zum Tempelschlafe niedergelegt, die Erscheinung zu haben und darin den Traumbefehl zu erhalten. Nur Menschen voll religiöser Sehnsucht, die sich in den Wunsch, vom Gotte festgehalten zu werden, gleichsam „verbohrt" hätten, hätten das Traumgesicht gehabt, in dem ihnen der Gott die Aufnahme unter die Enkatochoi verkündete. In weiterer Ausspin-

[19]) Zitat aus Wilcken 652.

[20]) 65—67. 75. 652.

[21]) Chrestomathie der Papyrusurkunde (1912) 131; näher ausgeführt an den in der vorigen Anmerkung genannten Stellen der UPZ.

nung seiner Hypothese denkt Wilcken[22]), um einem naheliegenden Einwande zu begegnen, daran, daß die Priester entsprechende Parallelträume gehabt hätten, die denn auch zur Bestätigung der Behauptung des Wallfahrers von seinem Traum notwendig gewesen seien. Auch für solche Parallelträume vermag Wilcken auf Mitteilungen der Antike zu einem anderen kultischen Institute hinzuweisen, nämlich auf Vorkommen dieser Vorstellung in örtlichen Isis- und Osiriskulten[23]). Denn das wird ohne weiteres als sicher anzunehmen sein, daß die Traumbehauptung des Wallfahrers an sich noch nicht ausreichen konnte, ihn als *ἐγκάτοχος* anzuerkennen. Dies schon darum nicht, weil ja die *ἐγκάτοχοι* einen keineswegs in jeder Hinsicht erwünschten Zuwachs zur Einwohnerschaft des Tempelbezirks bedeuteten, zumal ihnen für gewisse ihnen zugewiesene Kultdienste auch Emolumente zustanden[24]). Mißbräuchliche Erschleichung dieser Zugehörigkeit durch Individuen, die allen Grund hatten, sich in Tempelschutz zu begeben, war darum nicht ausgeschlossen[25]). Aber man braucht gar nicht an solche unerfreuliche Existenzen zu denken. Auch fromme Männer, die gar nichts Böses auf dem Kerbholz hatten, mochten nichtsdestoweniger unwillkommen sein. Und sollte man nicht schon aus religiösen Gründen die eigene Deutung des Traumes durch den Träumenden, besonders wenn er gerade einen bestimmten Traumerfolg sich ersehnte, für durchaus unzureichend halten? Wäre dem nicht so, wozu

---

[22]) S. 75.

[23]) Wilcken 75. Die Identifizierung der aufzunehmenden Mysten mit den *ἐγκάτοχοι* hat Wilcken 72ff. übrigens mit triftigen Argumenten eingehend abgelehnt. Daß aber darum die Möglichkeit gewisser gleicher oder ähnlicher Einrichtungen in beiden Kulten nicht ausgeschlossen ist, muß jedenfalls zugegeben werden. Wilcken weiß selbst am besten, daß ein Analogieschluß hier besonders hypothetisch ist. Zu den Träumen und Traumdeutungen 354f.

[24]) Wilcken 67ff.

[25]) Ich brauche nicht zu bemerken, daß damit nicht allgemein der Asyltheorie das Wort geredet wird, wenn zugegeben wird, daß unter den *ἐγκάτοχοι* auch dieser oder jener *ἱκέτης* sich befunden haben mochte. Über den grundsätzlichen Unterschied zwischen Asyl und Katoche Wilcken 295f. 645. 651f. Jedenfalls waren nach dem Eindruck, den wir von den *ἐγκάτοχοι* gewinnen, die wenigstens uns begegnenden Repräsentanten nicht Asylflüchtlinge. Klar ist das auch für die *ἐγκάτοχοι* von Abydos. Wilcken 644f.

gäbe es dann das Institut des Traumdeuters, des *ὀνειροκρίτης*, in unseren Texten des *ἐννυπνιοκρίτης*[26]). Der Träumende könnte nicht Deuter seines eigenen Traumes, gleichsam Richter in eigener Sache sein, ob dem Gotte seine Aufnahme genehm sei oder nicht. Denn wenn man auch dem schon zum *ἐγκάτοχος* Gewordenen besondere Gaben zuschrieb, eigene Träume („und vielleicht auch die von anderen") richtig zu deuten, so konnte diese Gabe doch keineswegs schon dem zugeschrieben werden, der erst *ἐγκάτοχος* werden wollte und für seinen Wunsch eben eine Traumerscheinung des Sarapis als Erfüllung brauchte[27]). Mit der Annahme einer Prüfung des Traumes des Katoche-Bewerbers braucht die Annahme von Paralleltäumen der Priester nicht fallen gelassen zu werden, ja diese Hypothese würde damit meines Erachtens eher bestärkt werden können, insoferne als ein eventuell auftretender Paralleltraum für den Traumdeuter das den entscheidenden Beweisgrund abgebende Beweismittel werden konnte, freilich nicht das allein entscheidende Beweismittel sein mußte. Regeln für Traumdeutung gibt es ja in der Traumdeutekunst aller Zeiten die Fülle. So wäre eine positive Entscheidung über die Aufnahme als *ἐγκάτοχος* auch möglich, wenn etwa sich kein Paralleltraum einstellte, aber doch die Aufnahme aus anderen Gründen sich als dem Gotte genehm erweisen ließe. Diese Prüfung durch den Traumdeuter entspräche aber ganz seiner Stellung, hatte er doch, um Cumonts Worte zu zitieren, „dans les temples une fonction officielle et faisait partie du personnel du culte" [28]). Vielleicht habe nur ich den Eindruck, daß mit dieser Ergänzungshypothese die Frage der Aufnahme des Pilgers durch den Zugriff des Gottes auf ihn etwas mehr ins auch Weltlich-Juristische gerückt werden könnte. Denn diesen

[26]) Über die theoretischen Unterscheidungen der Träume in onirokritischer Systematik Wilcken 354f. Uns betrifft diese Frage nicht.

[27]) Übrigens: wären selbst alle schon zu *ἐγκάτοχοι* Gewordenen eo ipso auch Traumdeuter geworden, so wären sie ja in arge Konkurrenz zu den *ὀνειροκρῖται* gekommen, die eigens eben diesen Beruf auszuüben hatten.

[28]) L'Egypte des Astrologues 127, wo in den Noten auch die papyrologischen Zitate stehen. Daß UPZ 84, 79f., wie Wilcken 391 zeigt, für die traumdeuterische Tätigkeit des dort als Verkäufer eines Othonion begegnenden *ἐννυπνιοκρίτης* nicht als besonderes Zeugnis herangezogen werden kann, würde natürlich nicht gegen die oben vermutete offizielle Tätigkeit sprechen.

so merkwürdigen Vorgang, der doch so bedeutende rechtliche Folgen für die Freiheit des *ἐγκάτοχος* hat, in einer auch der juristischen Sphäre angehörenden Weise zu deuten, scheint mir erwünscht. Gewiß hat wiederum Cumont recht, wenn er speziell für Ägypten auf das enge Ineinandergreifen von Recht und Religion auf das Nachdrücklichste weist[29]). Und so hätten vielleicht die *ἐγκάτοχοι* ebensowenig das Recht gehabt, den Tempelbezirk zu verlassen, wie etwa die durch den Eid verpflichteten Soldaten ihren Posten aufgeben durften. Hier beim Eid liegt nun der dem Juristen geläufigste und typische Fall einer religiösen Bindung mit Rechtswirkungen vor. Von einem Eid hören wir aber bei der Katoche nichts[30]). Denkbar wäre ein solcher Eid als Aussage, als assertorischer Eid über den Inhalt des Traumes oder als Versprechen, als promissorischer Eid, den Tempelbezirk nicht zu verlassen. Ein Eid über den Inhalt des Traumes könnte als Beweismittel, etwa über eine ganz außergewöhnliche Traumerscheinung, im Prüfungsverfahren der Traumdeuter vorgekommen sein. Selbst wenn ein derartiger Eid aber begegnen würde, so käme er für unsere Frage höchstens nebenbei in Betracht. Überliefert ist uns nichts und ebensowenig von einem dem Inkubationstraum vorangehenden oder nachfolgenden eidlichen Versprechen. Der Eid aber ist doch eine so typische und markante religiös-rechtliche Erklärung, daß er vermutlich in der Literatur eine Spur hinterlassen hätte, wenn er irgendwie für Begründung der Katoche notwendig gewesen wäre[31]). Erinnern wir uns nochmals an Cumonts[32]) schon erwähnte, gerade für Ägypten so recht zutreffende Beobachtung, daß „l'interpénétration en Égypte de la religion et de l'État parait rendre possible que l'autorité civile ait reconnu une valeur juridique a la consécration religieuse", so müssen wir nach einem anderen in der Sphäre

[29]) Vgl. 149[1]; vgl. den folgenden Text.

[30]) Daran denkt natürlich auch Cumont bei seinem Vergleiche nicht. Vgl. zu Eiden und Eidesstrafen Erwin Seidl, Der Eid im ptolemäischen Recht (1929) 103ff.; jetzt auch Cumont 137.

[31]) Bell, Journ. Egypt. Archaeology 11 (1925), 89 bemerkt zu meinem Referate Deut. Lit. Zeit. 1924, 303ff., ich hätte vermutet, „that the would-be *κάτοχος* offered an oath, which the priests could accept or reject" — aber von einem Eide habe ich nicht gesprochen, sondern nur von einem Gelübde.

[32]) A. a. O. 149[1].

des Religiösen liegenden Institut Ausschau halten, dessen Wirkungen in die Rechtssphäre hineinreichen. Solcher Institute, die in beiden Sphären beheimatet sind, gibt es in den uns bekannten Rechtsordnungen nicht allzu viele. Für uns kommt nächst dem Eide nur noch das Gelübde in Betracht[33]).

Es mag hier zunächst gestattet sein, aus anderen Rechtsordnungen, und zwar solchen mit allgemein verwertbarer scharfer Begriffsbildung, einiges zur gedanklichen Klärung auszuführen, ohne, wie ausdrücklich bemerkt sei, etwa nicht vorhandene Zusammenhänge herstellen zu wollen. Das Gelübde, ein ohne religiöse Einstellung nicht vorstellbares Institut, ist das freiwillige Versprechen einer erlaubten und möglichen Leistung, zu der aber der Gelobende nicht aus anderem Grunde verpflichtet ist, an

---

[33]) Zu meiner seinerzeitigen kurzen Notiz Deut. Lit. Zeit. 1924, 305 hat Wilcken ohne nähere Ausführung seinem Zweifel Ausdruck gegeben, Arch. Papyrusf. 7, 299[1]. Wenn ich dort für das Vorkommen von Gelübden eines *ἐγκάτοχος* auch die Inschrift aus Smyrna (212 n. C.) CIGr. II 3163 (UPZ S. 56) herangezogen habe, so kann das, wie Wilcken mit Recht sagt, nicht auf ein Gelübde, *ἐγκάτοχος* zu werden — was ich dort übrigens auch nicht sagen wollte —, bezogen werden, sondern auf ein Gelübde, den Tempel auszubauen. Der in Betracht kommende Teil der Inschrift heißt: *Παπίνιος ὁ φιλόσοφος ἐγκατοχήσας τῷ κυρίῳ Σαράπιδι παρὰ ταῖς Νεμέσεσιν εὐξάμενος αὐξῆσαι τὸ Νεμεσεῖον τὸν παραθέντα οἶκον ταῖς Νεμέσεσιν ἀνιέρωσεν κτλ.* Das heißt wohl also: damals als Papinios *ἐγκάτοχος* (schon und noch) war — nicht, wie ich a. a. O. dachte: als er es wurde — hatte er das Gelübde gemacht, das dann erfüllt wurde, als er schon frei war. Vgl. von Woeß 243f., Heuser 100f., dem ich nicht ganz zustimme. Die Inschrift scheint mir jetzt zwar nicht für die Begründung, wohl aber für die Lösung der Katoche nicht ohne Bedeutung, darüber unten am Schluß. Meine Gelübde-Hypothese hat bei Paul M. Meyer vorsichtig formulierten Anklang gefunden, Ztschr. vgl. Rechtswiss. 41, 288. Übrigens hat schon Kenyon Lond. I S. 30 (UPZ 59) zur Befreiung des Hephaistion aus seiner *κατοχή* (darüber später) bemerkt, daß „(probably as a condition of his entering the Serapeum) he had bound himself not to leave it, at any rate for a certain time; and from this vow he had apparently been released". Vgl. auch Lond. I 33 (UPZ 7, S. 648), wo Kenyon auch von Ptolemaios meint, daß er „apparently was forbidden by his vow", den Tempelbezirk zu verlassen. Diese Bemerkungen treffen ohne nähere Ausführung meines Erachtens den Kern der Sache. Auch Bouché-Leclercq, Mélanges Perrot (1903), 17ff. hält die reclus durch freiwilliges Gelübde (S. 24) gebunden, eine bestimmte Zeit dem Gotte zu dienen, während welcher Zeit sie Inkubation trieben. (Dieses letzte Zitat, das ich nicht selbst einsehen konnte, nach Wilcken 53.) Und jetzt lese ich auch bei Cumont 148f.: „Les textes astrologiques mentionnent fréquemment ces *κάτοχοι*, qui retenues par leur voeu, ne peuvent plus franchir la limite de l'enceinte sacrée."

die Gottheit. Diese Denkform können wir im römischen Rechte[34]) und auch im modernen kanonischen Rechte[35]) finden. Das Gelübde kann der Gelobende der Gottheit in rein privater Gebetshandlung abgeben, dann entzieht es sich weltlicher Rechtserörterung und Rechtsbehandlung. Es kann aber auch einem Vertreter der Gottheit gegenüber abgegeben werden. Es kann vom Eintritt oder Nichteintritt eines zukünftigen Ereignisses bedingt sein; es ist aber durchaus nicht begrifflich, an eine Bedingung geknüpft; es kann in der Hoffnung auf Gesundung, auf Errettung aus drohender Gefahr abgelegt werden, aber ebensogut als Dank für bereits erfolgte Gesundung, für bereits überstandene Gefahren. Wenn in dem bereits genannten Briefe UPZ 60 Dionysios in seinem Antwortschreiben an Hephaistion auf dessen Mitteilung Bezug nimmt, *διεσάφεις διασεσῶισθαι ἐγ μεγάλων κινδύνων καὶ εἶναι ἐν κατοχῇ*[36]), so hat schon Wilcken die Möglichkeit erwogen[37]), daß Hephaistion und seine Kriegskameraden „vorher ein dahingehendes Gelübde geleistet hatten". Ist diese Deutung Wilckens wohl dahin allein zu verstehen, daß Hephaistion und die anderen noch in der Gefahr die Gelübde gemacht hätten, so hielte ich auch eine Hypothese nicht für ausgeschlossen, daß es sich um ein Gelübde handelte, das nach der Errettung aus der Gefahr im Tempel und damit in unmittelbarer Veranlassung der Katoche abgelegt worden war.

Wenn ein Gelübde nun aus der rein religiösen Sphäre ausschließlich innerer Gebundenheit infolge eines ohne Verlautbarung der Gottheit abgegebenen Versprechens heraustreten und juristisch verwirklichbar werden soll, so muß irgendeine auch Dritten erkennbare Willensäußerung vorliegen. Als gegebener Äußerungsempfänger erscheint hierfür der Priester des Gottes. Solche Erklärung des Willens des Gelobenden kann immer erfolgen, ist aber vor allem dann geboten, wenn der Gelobende in

---

[34]) Pernice, Sacralrecht I, Sitz.-Ber. preuß. Akad. 51 (1885), 1146ff. Karlowa, Röm. Rechtsgesch. II 579ff.

[35]) Vgl. Ed. Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechts II[4] 68ff.

[36]) Wilcken, Arch. Papyrusf. 6, 199[1] verweist zutreffend auf die parataktische Anordnung mit *καί*.

[37]) S. 297: „möglich, aber nicht nötig". Vgl. auch von Bissing, Phil. Woch. 1922, 14 zu Sethe, Ein bisher unbeachtetes Dokument; von Bissing geht dann aber sehr vorsichtig auf die Asyltheorie ein.

ein rechtliches oder tatsächliches Verhältnis einzutreten wünscht und es nicht allein von ihm abhängt, ob dieser Schritt erfolgreich vollzogen werden kann oder nicht. So kann, wer *ἐγκάτοχος* werden will, nicht auf eigene Faust — einmal ganz weltlich juristisch gesprochen — im Tempelbezirk als *ἐγκάτοχος* dableiben. Der Gott Sarapis muß ihn aus der Schar der Pilger aussondern und bei sich festhalten. Das verkündet er ihm nach Wilckens ansprechender Hypothese im Traume, aber ob der Traum Annahme oder Ablehnung des Gelübdes bedeutet, wer soll das anders richtig sagen können, als eben der berufene priesterliche Traumdeuter? Er ist nicht ein Vertragsgegner, der eine Offerte annimmt. Er kann nur, um wiederum in juristischer Terminologie zu sprechen, ein deklaratorisches Urteil über den Inhalt des Traums abgeben, Sarapis hat ja schon konstitutiv im Traume[38]) sein Urteil gesprochen, bloß war es unsicher, ob der Gelobende es wohl auch richtig verstanden habe. Es fragt sich eben, ob der Gott den neuen Diener will, ob das Gelübde der Gottheit wohlgefällig ist[39]). Verneint dies der Traumdeuter, d. h. erklärt er, daß der Gott in der Traumerscheinung ja nicht seine Zustimmung, vielmehr seine Ablehnung geäußert habe, so zeigt es sich, daß es bloß ein vermeintliches, aber kein richtiges Gelübde war, da der Diener oder das beabsichtigte Werk dem Gotte mißfielen. Die Juristen würden da von einem negotium nullum sprechen. Bejaht der Traumdeuter, so ist erklärt, daß Mann und Werk Beifall beim Gott gefunden haben, daß der Pilger, wie er dies ja erhofft hatte, von Sarapis festgehalten wird, unter die *ἀπειλημμένοι* eingereiht worden ist. „So paradox es klingen mag, wir haben hier eine obligatio ohne eine Gläubigerperson“[40]), d. h. ohne einen menschlichen, einen irdischen Gläubiger vor uns. Könnte man das votum rein juristisch denken, so wäre die Gottheit der Gläubiger, der die Offerte annimmt. Dann wäre das *ἀπολαμβάνειν* auch rein juristisch deutbar. Aber das ist es eben nicht. So weit, bis zum Akt des Sarapis selbst, der den Gläubigen

[38]) Und wenn man die weitere Hypothese annehmen will, im Paralleltraume.

[39]) Vgl. auch Wenger, Ztschr. Sav.-St. 25, 434 zu Huvelin, Les tablettes magiques (1901).

[40]) Karlowa 580.

packt und festhält, reicht gleichsam die Jurisprudenz nicht. Aber die Wirkungen der Katoche, die Präsenzpflicht im Tempelbezirk und die kultlichen Dienste, zu denen die *ἐγκάτοχοι* verpflichtet werden, die aber ihnen auch gewisse Emolumente bringen[41]), freilich ohne sie vom Bettel als Ergänzung ihrer Einkünfte zu befreien[42]), diese Wirkungen treten in den Bereich weltlichen Rechts. Die schon für das frühe römische Recht zu bejahende Frage nach Erzwingbarkeit der gelobten Leistungen durch ein auch weltliches strenges Rechtsverfahren[43]) gibt nach den Papyri, soweit ich sehe, keinen Anlaß zu paralleler Untersuchung. Daß aber der *ἐγκάτοχος* sich gebunden fühlte, ist sicher und tritt uns wiederholt in den Texten entgegen[44]). Freilich wird es schwer sein, bei der Empfindung des Gebundenseins durch den *ἐγκάτοχος* zu entscheiden, ob diese Empfindung nur auf religiöser oder auch auf rechtlicher Basis im jeweiligen Falle beruhte. Mit anderen Worten: fühlte der *ἐγκάτοχος* nur die religiöse Verpflichtung, deren Verletzung sein Gewissen als Sünde empfinden würde, oder spürt er auch den juristischen Zwang, der sein Fortgehen hinderte? Wir haben in unseren Texten keinen Bericht über einen Fluchtversuch eines *ἐγκάτοχος*, wohl aber klingt wiederholt der Gedanke an, daß der *ἐγκάτοχος* aus dem Tempelbezirk heraus möchte, wenn er könnte. Der Zustand, in dem er sich befindet, ist eben ein *κατέχεσθαι*, ein *ἐν κατοχῇ εἶναι*[45]). Die mitunter auch recht unangenehme Auswirkung dieses Zustandes[46]) spricht sich aus in Wendungen, wie UPZ 2, 22f., wo

---

[41]) Wilcken 67ff.

[42]) Vgl. W. Otto, Priester und Tempel I 125; Wilcken, Arch. Papyrusf. 6, 197f. und eingehend UPZ 167ff.

[43]) Karlowa 383f.

[44]) UPZ 2, 22f.; 4, 8ff.; 9, 10f.

[45]) Wilcken 65.

[46]) Aus der Tatsache, daß die Katoche manchesmal sehr unangenehm sich für den Gelobenden selber auswirken kann, darf kein Schluß gegen die religiöse Natur der Gotteshaft gezogen werden. Wenn UPZ 14, 10f. Ptolemaios in seiner Eingabe an den König und die Königin sagt: *συνβάντος δὲ γεγονέναι με ἐν κατοχῆι . . . ἔτη ιε̄*, so braucht das Wort *συμβαίνειν* nicht als Ausdruck eines Unglücks gedeutet zu werden. Wilcken, Arch. Papyrusf. 6, 195[1]; UPZ S. 295. Anderer Ansicht von Woeß 152ff., Heuser 46f. 102. Hier sei noch gelegentlich eines meines Erachtens sonderbaren Einwandes gegen die religiöse Natur der Katoche gedacht. Wenn insbesondere der Verfasser der jüngsten Arbeit über dieses Institut, Heuser 70ff., zum Teil

der im fünften Jahre schon *ἐν κατοχῇ* befindliche Hermais klagt: *συμβαίνει μὴ δύνασθαι καταβῆναι εἰς Μέμφιν πρὸς ἀναγκαίας χρείας* (ich „kann doch mit Rücksicht auf notwendige Dienste nicht nach Memphis hinuntergehen")[47]). Hier wird die Verpflichtung zu kultischen Diensten als Grund der Freiheitsbehinderung angeführt. Sollte da nicht Hermais, wenn er sich etwa dieser Verpflichtung hätte entziehen und den geschäftlich wichtigen Gang nach Memphis trotz der Katoche unternehmen wollen, festgehalten worden sein — und zwar dies nicht bloß im religiösen Sinn vom Gotte, sondern auch von Tempelverwaltungsorganen? Und wenn es sich um ein bloß religiös innerliches Sichgebundenfühlen gehandelt hätte, wäre dieser Hinweis in der Klage an den Strategen in die auf rechtlich wirksame Verpflichtung (*πρὸς ἀναγκαίας χρείας*) deutenden Worte gekleidet worden? Der Petent nimmt die Hilfe des Strategen in einer ganz weltlich-rechtlichen Sache in Anspruch und bringt eine notorische Tatsache als Entschuldigungsgrund für sein Verhalten vor, wie denn auch weltliche Verhandlungen selbst innerhalb des Tempelbezirks geführt werden konnten[48]). Auch in den zusammengehörigen Texten UPZ 15 und 16, Konzepten zu einer Eingabe an den König wegen Belästigungen des Ptolemaios durch das Tempelpersonal und wegen Vorenthaltung des Soldes, den der Bruder des Ptolemaios erdient hatte, weist der Petent auf die Unmöglichkeit hin, zum König nach Memphis zu gehen, weshalb er die Eingaben

---

auf Äußerungen von Woeß (a. a. O. 152ff., 158f.) sich berufend, allerlei Ungünstiges über den Charakter der *ἐγκάτοχοι* zusammenträgt und damit ein Hauptargument gegen die religiöse Natur des Instituts gewonnen haben will, so wird dabei übersehen, daß ein Mann, der ein frommes Gelübde gemacht hat, der sich auch voll Gläubigkeit in die Gotteshaft des Sarapis begeben hat, damit und auch nicht mit der Verrichtung der ihm übertragenen niederen kultlichen Dienste zum heiligmäßigen Manne wird. Und selbst wenn die *ἐγκάτοχοι* wahrsagen konnten, mochten sie darum nicht heiligmäßiger gewesen sein als moderne Wahrsager. Ich weiß, daß ich damit auch von gelegentlichen Bemerkungen Wilckens (z. B. 67) und besonders von Woeß, der beide Charakterseiten zu kombinieren trachtet (149ff.) abweiche. Die gewissenhafte Erfüllung des Votums kann und soll den Menschen bessern. Gegenteilige Erfahrungen beweisen nichts gegen dieses gute Prinzip.

[47]) Wilckens Übersetzung 118, 119; zur Wiedergabe von *πρὸς ἀναγκαίας χρείας* 119 Z. 21.

[48]) Wilcken, Arch. Papyrusf. 6, 192[1] verweist dazu auf Oxy. VIII 1089.

durchs Audienzfenster einreichen mußte[49]), das auch im Tempelbezirk zugänglich war[50]). UPZ 52 und 53, wiederum zwei Entwürfe von Eingaben des Ptolemaios in Sachen der Didymai sind besonders bezeichnend. Ptolemaios, das 11. Jahr schon *ἐν κατοχῇι*, sagt in seiner Eingabe an den Hypodioiketen Sarapion: „Erinnere dich, ich übergab dir die vom König durchs Fenster untersiegelte Eingabe betreffs der Zwillinge, und du sprachst zu mir angesichts des Sarapis: ‚Da du in Gotteshaft bist, wer wird sich nun hiermit befassen?' Da stellte ich dir Apollonios meinen jüngeren Bruder vor" usw.[51]). Der Beamte anerkannte hiernach den Zustand der Katoche als Entschuldigungsgrund des Ptolemaios und Grund für Einsetzung des die Didymai und ihm selbst vertretenden Apollonios[52]), der sich auch außerhalb des Tempelbezirks der Rechtsvertretung frei widmen konnte. So wenig nun der *ἐγκάτοχος* selbst das Tempelgebiet verlassen darf, so sehr bedeutet jeder Versuch von dritter Seite, ihn aus dem Bezirk zu entfernen, ein Delikt. Eines wiederholten solchen verbrecherischen Versuchs zeiht Ptolemaios eine Reihe von Gewerbetreibenden, die abwechselnd als *καλλυνταί* (Tempelreiniger) fungierten[53]), in seiner Eingabe UPZ. 7 an den Strategen Dionysios[54]): sie hätten versucht, mit Gewalt ins Astartieion, wo Ptolemaios in der *ἐγκατοχή* weilte, einzudringen, ihn herauszuholen und stumm zu machen, wie sie das auch früher schon in den Zeiten des Aufstandes zu tun versucht hätten, Z. 15ff.: *παρα-*

---

[49]) 15, 7f.: *ἐνέτυχόν σοι διὰ τῆς θυρίδος διὰ τὸ μὴ δύνασθαι προσκαταβῆναι.* Zu diesem Audienzfenster im Tempelbezirk s. Wilcken 63ff. 174. 271f. W. Otto, Arch. Papyrusf. 6, 303ff.; vgl. Hermes 55, 222ff.; 56, 104ff. Reich, Mizraim 1, 39f. [4]. 43.

[50]) 16, 18ff. wird eine an Poseidonios, den Erzleibwächter und Strategen *διὰ τῆς θυρίδος* erfolgte Eingabe erwähnt.

[51]) Wilckens Übersetzung 271. Aus dem Text 52, 5—7 (= 53, 6f.): *καὶ εἰπάς μοι ἐνόπι τοῦ Σαράπι. ‚Ἐπειδὴ ἐν κατοχῇι εἶ, τίς οὖν περὶ ταῦτα ἔσται'*;

[52]) Wenger, Stellvertretung im Rechte der Papyri 140. Auf diese Frage hier näher einzugehen ist kein Anlaß. Über den Apollonios s. Wilcken 652[1].

[53]) Über die *καλλυνταί* s. Otto, Priester und Tempel I 283[9]; Wilcken 48. Die Frage, ob sie dauernd im Tempelbezirk wohnten oder ob dies nicht nötig war (Wilcken 137), berührt uns hier nicht.

[54]) Der Text ist nach den Revisionen von Kampstra und Jouguet neu von Wilcken abgedruckt und erörtert, 648f. Übersetzung im übrigen nach Wilcken 138f.

γενόμενοι ἐπὶ τὸ Ἀσταρτιεῖον, ἐν ὧι κατέχομαι ἱερῶι, εἰσεβιάζοντο βουλόμενοι ἐξσπάσαι με καὶ ἀλογῆσαι, καθάπερ καὶ ἐν τοῖς πρότερον χρόνοις ἐπεχείρησαν οὔσης ἀποστάσεως. Die früher versuchte Deutung des Textes als Stütze für die Asyltheorie, wonach die Übeltäter versucht hätten, den Asylflüchtling gewaltsam aus seinem gesicherten Tempelbezirk herauszuholen, um ihn der staatlichen Gerichtsbarkeit zu überstellen, stützte sich besonders auf eine ältere Lesung *ἀγαγῆσαι*, während in der Revision *ἀλογῆσαι* festgestellt worden ist[55]). Wilcken denkt an die Bedeutung „jemanden stumm machen", also „umbringen". Das ist wohl zutreffend[56]) und könnte in Verbindung mit dem *ἐκσπάσαι* so weiter gedeutet werden, daß die Übeltäter die Mordabsicht, um nicht zugleich den Tempel zu entweihen, außerhalb des Tempelbezirks verwirklichen wollten. Die Eingabe richtet sich an den Strategen Dionysios[57]). Ihr Petit geht dahin, der Strateg möge dem Menedemos, seinem Stellvertreter im Anubieion schreiben, daß er die Übeltäter zwinge, dem Petenten sein Recht zu geben, wenn sie das aber verweigerten, sie zur gerechten Entscheidung an den Strategen schicken[58]). Der gewünschte Geschäftsgang wurde in der Strategiekanzlei auch eingehalten; da aber Ptolemaios die der Partei obliegende Beförderung des vom Strategen erledigten Akts nicht an Menedemos durchführen konnte, blieb der Akt weiterhin unerledigt. Aus Anlaß eines neuerlichen Überfalls kommt Ptolemaios UPZ 8 darauf zu sprechen[59]). Diesmal bittet er um einen direkten Befehl des Strategen, die Übeltäter zur gebührenden Bestrafung vorführen zu lassen[60]). Dem *ἐγκάτοχος* steht der weltliche Rechtsschutz zu, und dies auch dann gerade,

[55]) Das hat Heuser 55 übersehen.

[56]) Vgl. auch in der Eingabe UPZ 8, 14f.: *ἐμέ τε παρὰ τὸ Ἕλληνα εἶναι καθάπερ οἱ ἐξ ἐπιβουλῆς ἐπιβαλλόμενοι τοῦ ζῆν ἀνελεῖν*, und schon allgemein Z. 5f.: *τῶι ζῆν πλεονάκις κεκινδυνευκὼς ὑπὸ τῶν ..... καλλυντῶν ....* Diese Eingabe ist durch einen ähnlichen Überfall zwei Jahre nach UPZ 7 veranlaßt.

[57]) 7, 1: *Διονυσίωι τῶν φίλων καὶ στρατηγῶι.*

[58]) Nach Wilcken 139. Text 7, 29ff (S. 648): *Ἀξιῶ οὖν σε συντάξαι γράψαι Μενεδήμωι τῶι παρὰ σοῦ ἐν Ἀνουβιείωι ἐπαναγκάσαι αὐτοὺς τὰ δίκαιά μοι ποιῆσαι, ἐὰν δὲ μὴ ὑπομένωσιν, ἐξαποστεῖλαι αὐτοὺς ἐπὶ σέ, ὅπως διαλάβῃς περὶ αὐτῶν μισοπονήρως.*

[59]) Wilcken zu 8, 24ff. S. 141f. und S. 648.

[60]) 8, 28—30. Auf die prozeßrechtlichen Fragen ist hier kein Anlaß einzugehen.

wenn wie hier die Übeltat besonders dadurch qualifiziert erscheint, daß es keine gewöhnliche vis ist, sondern in ihr auch eine Verletzung der Gotteshaft enthalten ist. Ptolemaios unterläßt es nicht, stets seinen besonderen Haftzustand zu betonen. Ich glaube, daß diese Zeugnisse, die sich gewiß noch werden vermehren lassen, die auch weltlich-juristische Bedeutung der Katoche als eines zunächst religiösen Instituts hinreichend erkennen lassen. Und ich möchte nur dazu wiederholt an Cumonts zutreffende Formulierung von der Anerkennung der „valeur juridique à la consécration religieuse“ [61]) erinnern. Deutlich kommt meines Erachtens diese religiös-juristische Bindung auch im wiederholten *μὴ δύνασθαι, οὐ δύναμαι* zum Ausdruck, womit der *ἐγκάτοχος* die Unmöglichkeit den Bezirk zu verlassen erklärt [62]). Diese Unmöglichkeit ist ein aus der religiösen Bindung entspringendes religiöses, aber zugleich juristisches non posse. So wie etwa der Erfüllung einer unsittlichen Obligation auch ein juristisches impossibilium nulla obligatio entgegenstünde. Ein sehr deutliches Beweisstück für die auch juristische Bedeutung der Katoche bietet endlich UPZ 6a nach Hellebrands [62a]) einleuchtender Vermutung. Der Zeuge Hermais konnte seiner prozeßrechtlich erforderlichen mündlichen Stellungnahme zu seiner schriftlichen *μαρτυρία* nicht entsprechen, weil er als *ἐγκάτοχος* selbst nicht ans Königsgericht zitiert werden konnte.

Wenn ich nach diesen zwar etwas breit geratenen, aber meines Erachtens nicht zu umgehenden Bemerkungen nun kurz resümierend sagen soll, wie ich mir die Entstehung der Katoche, das *ἐγκάτοχος*-Werden vorstelle, so möchte ich nur nochmals vorausschicken, daß mangels eines zuverlässigen Quellenstandes

---

[61]) A. a. O. 149[1].

[62]) So UPZ 2, 22; 9, 10. Otto, Priester und Tempel I 120[6], 123[3], wo aber das Nichtkönnen in Gegensatz zum Nichtdürfen gestellt wird. Wilcken 66[3]. Wenn es da im zugehörigen Text heißt: „Es liegt nicht ein Verbot des Gottes vor, den Tempel nicht zu verlassen, sondern der *κάτοχος* kann ihn nicht verlassen, wie er immer nur *μὴ δύνασθαι* sagt, eben weil er sich vom Gott festgehalten fühlt“, so scheint mir darin eine allzu starke Betonung des nur religiösen Moments zu liegen.

[62a]) Das Prozeßzeugnis im Rechte der gräko-ägyptischen Papyri (Münchener Beiträge H. 18, 1934) 141 ff. 144. Ich verdanke dieses von mir übersehene Beweisstück einem freundlichen mündlichen Hinweis des Verfassers.

auch meine Ansicht natürlich nur hypothetisch geäußert werden kann. Ob dieser Hypothese mehr Wahrscheinlichkeit innewohnt, muß ich der Beurteilung anderer überlassen. Immerhin dürfte das Ausgeführte die Berechtigung ergeben haben, die Gelübde-Hypothese überhaupt vorzutragen und dabei sie der Traum-Hypothese nicht entgegen, sondern eher nur an die Seite zu stellen. Ich darf also zusammenfassen:

Wer aus irgendeinem erhofften Anlasse, etwa der Befreiung aus einer Gefahr oder aus sonst einem Unglück, der Genesung aus einer Krankheit[63]), oder auch aus Dankbarkeit für bereits erfolgte Befreiung oder für sonst ein Gottesgeschenk, ein dem Sarapis gefälliges, besonders gutes Werk tun wollte, der beschloß für eine bestimmte Zeit oder dauernd auf seine Freiheit dem Gotte zuliebe (*χάριν τοῦ Σαράπιος*, UPZ 4, 9) zu verzichten und in dessen Haft sich zu begeben, um ihm zu dienen, vorausgesetzt — wie das ja jedem Gelübde eigen ist —, daß das geplante fromme Werk dem Gotte auch wohlgefällig sein werde. Dies war die Stimmung, in der, wer *ἐγκάτοχος* zu werden wünschte, ins Serapeum wie ein anderer frommer Pilger, aber mit der geschilderten Absicht eintrat. Sein Wunsch war es nun und mußte es sein, vom Gotte zu erfahren, ob diesem eine solche Absicht genehm sei. Dies zu ergründen, ließen sich a priori natürlich verschiedene Mittel denken. An erster Stelle mußte aber der Versuch stehen, eine unmittelbare Antwort von Sarapis selbst auf die vom Wallfahrer gestellte Frage zu erlangen und hierzu bot der Inkubinationstraum im Tempel eben das gegebene Mittel[64]). Seine Üblichkeit möchte auch ich aus den von Wilcken angeführten Erwägungen annehmen, obwohl sein Vorkommen nicht auch für das juristische Moment der Entstehung der Katoche notwendig erscheint. Es könnte ja auch ein Pilger, wie Wilcken selbst schon angedeutet hat, im wachenden Zustand in Ekstase gekommen sein. In den Papyri findet sich freilich hiefür keine Andeutung[65]). Ist der Traum günstig, d. h. glaubt der Träumer die Erscheinung

---

[63]) Vgl. Otto a. a. O. 121[1]. 123f. II 318 unter Hinweis auf W. Kroll, Catalogus codicum astrologorum Graecorum V 2, 146.

[64]) Wilcken 51. 68f.; allgemein zu Träumen und Traumaufzeichnungen 348ff.

[65]) Wilcken 69.

des Sarapis gehabt zu haben und sie im günstigen Sinne deuten zu dürfen, so bedarf er der Bestätigung seiner eigenen Interpretation durch den Traumdeuter. Der erhoffte Inhalt des Traums aber ist die beifällige Stellungnahme des Gottes zum Gelübde, sich in die Katoche zu begeben und dort zu bleiben. Die Absicht, ἐγκάτοχος zu werden, der Gang in den Tempelbezirk, das Sichhinlegen im Tempel zum Inkubationstraum, der Tempelschlaf und der Traum selbst, in welchem der Mann dem Gotte das Gelübde vorträgt [66]) und der Gott beifällig ihm den Traumbefehl erteilt, da zu bleiben und ἐγκάτοχος zu sein — all das mag noch der rein religiösen Sphäre zugerechnet bleiben. Aber all das genügt eben nach dem oben Ausgeführten noch nicht zur Verwirklichung der Katoche. Es muß eine Instanz außerhalb des Kandidaten da sein, die sichtbarlich die Zustimmung des Gottes mitteilt, und das können nur Priester des Serapeums sein. Ob der Traumdeuter diese Erklärung selbst abzugeben berufen ist, ob und welche Vorschriften ihn bei der Beurteilung der Traumerzählung binden, ob etwa ein Paralleltraum unerläßlich ist, ob der Traumdeuter ferner etwa nur ein Gutachten abzugeben hat, das einem Priesterkollegium zur Entscheidung über den Trauminhalt vorgelegt wird, bleibt dabei, wie so manche Einzelheit, ungeklärt und ist für die juristische Beurteilung auch nicht wesentlich. Auch ob die Mitteilung des Votums schon vor dem Inkubationstraum oder erst nach der Traumerscheinung den Priestern gegenüber erfolgt ist, ist juristisch für die Entstehungsfrage der Katoche belanglos. Das Votum erfolgt nur dem Gotte gegenüber, die Mitteilung, ein solches Gelübde gemacht zu haben, ist eben deklaratorische Erklärung über das bereits den Gelobenden religiös bindende Gelübde. Aber die Mitteilung ist notwendig, damit rechtliche Folgen in Erscheinung treten sollen, wenn eben, wie bei der Katoche, solche Folgen gewollt sind [67]). Der ἐγκάτοχος wird ja Mitbewohner des Tempelbezirks, hat gewisse, wenn auch

[66]) Die Denkform kann auch die sein, daß der Gott das ihm schon früher gemachte Gelübde bereits kennt und der Gelobende nur im Schlaf die zustimmende Antwort zu bekommen hofft und erhält. In dieser noch rein religiösen Sphäre ist eine juristisch exakte Gliederung nicht möglich.

[67]) Es sind Gelübde möglich, deren Folgen die rein religiöse Sphäre nicht verlassen, etwa bestimmte Gebete täglich in Stille zu verrichten.

niedere Funktionen im Sarapiskult[68]), kann, wie wir auch ersehen können, mitunter eine unwillkommene Rolle spielen — lauter Dinge, die über sein privates Verhältnis zum Gotte hinausreichen und die Rechtssphäre insbesondere der Priesterschaft, sowie die Nachbarschaft mit anderen Bewohnern des Tempelbezirks tangieren. Und ebenso notwendig wie die Mitteilung des Votums ist die Erklärung der Priesterschaft darüber, daß der Gott die Gotteshaft auf Grund des Votums ausgesprochen habe. Denn daß das *ἀπολαμβάνειν* vom Gotte Sarapis nur geschieht, wenn der Mensch zuvor „aus freiem Entschluß zum Gott kommt" daß die „seelische Disposition, dieser Wunsch des Gläubigen, in den Dienst des Gottes und seines Tempels einzutreten, dem Festgenommenwerden immer vorausgehen mußte", das freue ich mich mit Wilckens eigenen Worten[69]) anführen zu können.

Es bleibt nur noch ein Wort zur Beendigung der Katoche zu sagen. Wenn unsere Hypothese von der Bedeutung des Gelübdes für die Entstehung des Instituts brauchbar sein sollte, und wenn die gegebenen Ausführungen über die unlösbaren religiösen und juristischen Zusammenhänge zutreffen, so ergibt sich daraus auch die Schlußfolgerung für die Beendigung der Katoche[70]). Wilcken hat schon festgestellt, daß die Zeitdauer der Katoche in verschiedenen Fällen eine sehr verschiedene Länge aufweise[71]). So begegnen kurze Zeitspannen neben Fällen jahrelanger Gotteshaft. Wir finden mindestens fünf, acht, ja bei Ptolemaios mindestens 20 Jahre angemerkt. Auf eine langdauernde Katoche tut sich der *ἐγκάτοχος* Ptolemaios was zugute und weist[72]) darauf als auf einen empfehlenden Umstand in einer Eingabe an das

---

[68]) Wilcken, Arch. Papyrusf. 6, 197f. UPZ. S. 67ff.

[69]) Wilcken 66 zum demotischen Text 6[a]. Das ist eben das dem Gotte angebotene Gelübde. Wilcken fährt fort: „Dadurch werden wir befreit von der Vorstellung, gegen die ich mich innerlich schon immer gesträubt hatte, daß die Wallfahrer eventuell auch gegen ihren Willen in sie überraschender Weise vom Gott festgehalten werden konnten."

[70]) Wilcken 58. 69f. 75. 299 und passim. Heuser 43f.

[71]) Nachweise S. 53. 69 und passim.

[72]) UPZ. 14, 10f. Wilcken 58 Z. 4. Anders gedeutet von Heuser 46f. 48f., der auch Sethe und von Woeß für sich zitieren kann. Mir scheint Wilckens oben im Text übernommene Ansicht unwiderlegt zu sein. Es ist keine Jammergebärde, wenn auf die schon ins 15. Jahr andauernde Katoche verwiesen wird.

Königspaar hin. Eine allgemein bestimmte Frist gibt es nach den Texten für die Katoche jedenfalls nicht. Der Beendigungsgrund muß sich also individuell bestimmen. Wilcken stellt die anscheinend nächstliegende Vermutung auf: der Gott, der im Traumbefehl die Bindung ausgesprochen habe, spreche in einem anderen Befehl die Lösung aus [73]). Die Papyri sind auch hier mit ihren Aussagen recht sparsam und zurückhaltend. Nur in dem schon genannten Brief der Isias an ihren Bruder und Mann Hephaistion tut sie der vernommenen Tatsache Erwähnung, daß er „aus der Gotteshaft entlassen sei" (UPZ 59, 25f.: *ὑπὲρ τοῦ ἀπολελύσθαι σε ἐκ τῆς κατοχῆς*) [74]). Aber „waren die Priester denn nun genötigt, jedermann als *κάτοχος* bei sich wohnen zu lassen und gegen Remuneration am Laienkult teilnehmen zu lassen, der da behauptete, einen solchen Traum gehabt zu haben? Und mußten sie jeden entlassen, der versicherte, den Erlösungstraum gehabt zu haben"? Wilcken gesteht, daß ihm diese Fragen „viel Kopfzerbrechen gemacht" haben [75]). Er denkt auch für die Lösung der Katoche an Paralleltäume der Priester, die die Traumbehauptung von der Lysis durch den Gott kontrollierten. Ich will auch hier gegen die Hypothese von den Doppelträumen keinen grundsätzlichen Einwand erheben, glaube aber auch hier mit der Gelübde-Theorie einen einfacheren Weg andeuten zu können. Gelübde können auf bestimmte Zeit, für Tage, Monate, Jahre, bis zum Eintritt irgendeines Ereignisses, oder auch auf Lebenszeit gemacht werden. Je nach Art des als Ende in Aussicht genommenen dies ad quem oder der condicio resolutiva kann von vornherein das Ende der Katoche an einen bestimmten oder noch unbestimmten Termin gebunden sein. Wenn Wilcken zweifelnd die Frage aufwirft [76]), ob etwa Sarapis schon bei der *ἀπόληψις* verkündet habe, wieviel Monate oder Jahre der Mann als *ἐγκάτοχος* dienen solle, so wäre hierfür unsere Annahme eine Stütze, zumal auch Wilcken daran denkt, daß beim „Schlußtraum eine geistige Disposition des Gläubigen, der Wunsch nach Beendigung dieser *ἐγκατοχή* mitgewirkt habe". Nur brauchten wir gar nicht

[73]) Wilcken 69f.
[74]) S. 300f.
[75]) S. 75.
[76]) S. 70.

die Annahme eines Schlußtraumes, glauben vielmehr in aller Regel die Festsetzung des Endes der Katoche schon im Anfangsgelübde sehen zu können. In gewissem Sinne hat dann aber doch Preuschen recht, daß „die Dauer teilweise jedenfalls von dem Belieben des einzelnen abhing“ [77]). Ich will aber auch nicht in Abrede stellen, daß bei Fällen, in welchen der *ἐγκάτοχος* vorzeitig aus der gelobten und vom Sarapis gebotenen Haft entlassen zu werden wünschte [78]), man auf diesen Entlassungstraum und dessen Deutung durch die Priester wird zurückkommen können [79]). „Das Normale ist offenbar, daß man nach Beendigung der *κατοχή* in sein gewohntes Leben wieder zurückkehrt.“ Dieser Satz Wilckens [80]) gilt auch für unsere Auffassung von Anfang und Ende der Katoche, es sei denn, daß es sich um ein lebenslänglich bindendes Gelübde handelte.

[77]) Mönchtum und Sarapiskult [2] (1903) 25 — von Wilcken 69 abgelehnt.

[78]) Und etwa auch dabei ein anderes Gelübde tat, wie möglicherweise in der genannten Inschrift von Smyrna Papinios vielleicht den Tempelanbau während seiner Katoche gelobte, um vorzeitig aus dieser entlassen zu werden; natürlich eine pure, aber doch denkbare Vermutung.

[79]) Der Gedanke, daß eine Amnestie für Beendigung der Katoche in Betracht kommen konnte, steht und fällt schon mit der auch von uns abgelehnten Asyltheorie. Übrigens ist die Amnestie, mit der operiert wird, nicht bezeugt. Näheres bei Wilcken 295f. und passim. Asylflüchtlinge hätten doch wieder das Asyl verlassen können, wann sie es wollten. War es ihnen eventuell trotz einer Amnestie draußen nicht geheuer, war es insbesondere zweifelhaft, ob die Amnestie wohl auch ihren Fall sicher decke, so mochten die Flüchtlinge lieber noch im Asyl verbleiben. Wenn von Woeß 162 meint, die *ἐγκάτοχοι* führten ein insoweit (Lebensnotdurft) erträgliches Dasein, müßten aber doch „immer davor zittern, daß die Priesterschaft, die Herrin des Asyls ist, sie aus dem Heiligtum austreibt und sie ins Elend zurückstößt“ — so könnte das auch nur vom Standpunkt der Asylhypothese aus in Betracht gezogen werden und wäre auch da zweifelhaft genug.

[80]) UPZ S. 70.

ZUR ROLLE DER TECHNIK IN DER GRIECHISCH-RÖMISCHEN ANTIKE

VON ALBERT REHM IN MÜNCHEN

Das Urteil über die technischen Leistungen der Griechen und Römer hat seit der Renaissance merkwürdige Wandlungen durchgemacht. Am Anfang steht die Bewunderung für die auch uns Heutigen aus Herz greifenden Reste der imposantesten technischen Leistung der Römer, ihrer Bauten, vor allem derer in Rom. Diese Stimmung überträgt sich auf den einzigen Schriftsteller der Antike, der uns eine Darstellung der antiken Technik in ihrem ganzen Umfang hinterlassen hat, Vitruv. Seine Wirkungen von Leone Battista Alberti bis zu der Huldigung, die ihm der Barock in der pompösesten aller Ausgaben, der Claude Perraults, dargebracht hat, würdigen, hieße die Geschichte der Architektur in Theorie und Praxis für diesen Zeitraum schreiben. Es folgen stille Zeiten: dem Klassizismus lagen die Probleme, lag eine kritische Würdigung der Technik der Antike recht fern; bei Winckelmann findet sich Technisches nur sehr selten erwähnt. Die Disziplin der „Altertümer" ist dann im 19. Jahrhundert der große Sammelkasten auch für das Technische, die Einstellung der Forscher bis herab auf K. Fr. Hermann und H. Blümner (s. u. S. 138 A. 4) durchaus positiv.

Wenn mit der Erschließung Griechenlands für die archäologische Forschung und der nicht zuletzt durch deutsche Gelehrte geförderten planmäßigen Bearbeitung der Schätze, die der Boden und die Museen Italiens bargen, eben in Hermanns und Blümners Zeit das Interesse auch für die antike Technik, und nicht bloß für deren Leistung im Dienste der Architektur, sondern für das Gesamtgebiet erwachte, so erstand in den Jahrzehnten der fruchtbarsten archäologischen Arbeit nicht allein die griechisch-römische Antike zu neuer Anschaulichkeit: Ägypten und Vorderasien hatten von der Bodenforschung mindestens den gleichen Gewinn, und, was die Altertumsforschung vorher gerne übersehen

hatte, obwohl vieles darüber in Herodots Werk gesagt ist, es zeigte sich, daß auch auf diesem Gebiete die Griechen Schüler der älteren Kulturvölker des Mittelmeerkreises gewesen sind. Vielleicht hatten sie sogar fremdstämmige Lehrmeister und Vorbilder im eigenen Lande gehabt: ob die gewaltigen Quadern und die riesige Reliefplatte des Löwentors in Mykenai das Werk griechischer Meister sind, ist nicht zu entscheiden. Und während immer neue eindrucksvolle Leistungen griechisch-römischer Technik bis zu den Randgebieten der antiken Kultur ans Licht kamen und die Dauer dieser Technik auf den verschiedensten Gebieten bis ins Mittelalter hinein greifbar wurde, meldeten sich allmählich auch kritische Stimmen, in Deutschland von den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts an[1]). Die Griechen — gegen sie vornehmlich richtet sich die Kritik — sollen doch recht wenig praktisch veranlagt gewesen sein; sie hätten die Naturkräfte weder so, wie es möglich gewesen wäre, erforscht noch vollends ausgenützt; technisch Wertvolles erfunden hätten sie, bei Lichte besehen, überhaupt nichts; sie hätten es auch nicht verstanden, die technische Produktion zu organisieren, ihr Handel habe sich nicht zur Stufe des Großhandels erhoben. Kurz, das antike Volk der Dichter und Denker sei in diesen Dingen auf einer recht primitiven Stufe geblieben. Niemand wird verkennen, daß hier ein technisches, industrielles, kapitalistisches Zeitalter das Wort führt. Dem griechischen Menschen liegt der moderne Gedanke einer Warenerzeugung, die nicht lediglich dem Bedürfnis nachgeht, sondern Bedürfnisse schafft oder doch steigert, um durch ihre Befriedigung wachsende Gewinne zu erzielen, freilich vollkommen fern; erst im spätrepublikanischen und im kaiserlichen Rom liegen die Dinge anders. Zuletzt (wenigstens kenne ich keine hier in Betracht zu ziehende Weiterführung dieser Problematik) stellt

[1]) Eine Blütenlese hat Ed. Stemplinger, Antike Technik (München, Tusculum-Schriften 3 [1924]) S. 5 zusammengestellt: Fr. v. Hellwald, Dubois-Reymond, Viktor Hehn, Karl Joël sind vertreten. Schwerer als all diese Zeugnisse wiegt es, daß ein Hermann Diels (Antike Technik[3], Leipzig-Berlin 1920, 32) bedauernd von der geringen Ausbreitung der technischen Entdeckungen im Altertum, dem Fehlen des Antriebs, die Maschine zum Ersatz der Handarbeit auszubilden, dem Aufhören der technischen Erfindungen in der Kaiserzeit spricht. Alle diese Punkte sollen hier weiterhin zur Sprache kommen.

(im „Untergang des Abendlandes" II 621f.) Oswald Spengler, der in der Technik das tragische Endschicksal des Abendlandes sieht[2]), entsprechend seiner Kulturepochentheorie das Altertum auch in diesem Punkte ganz gesondert: „Der antike Mensch, euklidisch wie er sich in seiner Umwelt fühlt, steht schon dem Gedanken der Technik feindselig gegenüber." „Der faustische Erfinder und Entdecker" (den es erst von der frühen Gotik an gibt) „ist etwas Einziges." Man befürchte nicht, daß ich zu den vielen Polemiken, die gegen den ungewöhlich energischen, aber auch ungewöhnlich gewalttätig konstruierenden Kulturphilosophen zu seinen Lebzeiten gerichtet worden sind, heute eine posthume Kritik fügen wolle[2a]). Es geht im folgenden nicht ohne Polemik ab; aber sie soll nur Schriften gelten, die ich noch für unmittelbar wirksam halte. Immerhin kann es nachdenklich stimmen, daß man Spenglers faustischen Entdecker, der sieghaft mit der Natur ringt, charakterisieren könnte mit einem griechischen Vers:

τέχνῃ κρατοῦμεν, ὧν φύσει νικώμεθα

„was übermächtig von Natur, wir zwingen's durch Kunst", wobei die „Kunst" wahrscheinlich schon von dem Dichter selbst, dem Tragiker Antiphon, der am Hofe des technisch so sehr interessierten Dionysios des Älteren von Syrakus tätig gewesen ist, als Technik im eigentlichen Sinn gemeint war. Jedenfalls hat der Autor, der uns das Dichterwort erhalten hat, es so verstanden[3]).

Es ist aber überhaupt nicht meine Absicht, hier etwa die antike Technik zu „retten". Vielmehr soll, soweit das in Kürze bei einem Gegenstand, der eigentlich ein Buch erforderte, geschehen kann, versucht werden zu zeigen, wie sich die Technik in das griechische und römische Gesamtleben einfügt. Ich will mich auch

[2]) In dem Vortrag „Der Mensch und die Technik" (München 1931) entwickelt Spengler diesen Gedanken in schärfster Zuspitzung, aber ohne Bezugnahme auf die Antike.

[2a]) Für das Hellenentum hat Ed. Schwartz das Nötige gesagt; s, jetzt „Vergangene Gegenwärtigkeiten", Berlin 1938, 47 ff.

[3]) [Aristot.] Mechanika, p. 847 a 20 = Antiphon fr. 4 (Nauck, Trag. Graec. Fragm.[2] p. 793). Diese „Mechanik", verwandt den ps.-aristotelischen Problemata, nur einheitlicher angelegt als sie, gehört sicher dem frühen Peripatos an. Von der Forschung des großen Physikers Straton (s. u. S. 143) ist keine Spur darin, von der des großen Mechanikers Archimedes (s. u. S. 145f.) natürlich erst recht nicht.

nicht auf die vor Jahren aufgestellte These versteifen: Was der Grieche und der Römer von der Technik forderten, das leistete sie ihnen auch[4]), so sehr ich das heute noch für richtig halte, — sondern will die Grenzen dieser Leistung sehr ernsthaft ins Auge fassen. Zuerst aber muß doch wohl eine Skizze von dem gegeben werden, was als die tatsächliche Leistung zu buchen ist. Ihr Umfang ist stark bedingt durch das Verhältnis von Technik und Wirtschaft: das erfordert eine etwas ausführlichere Untersuchung. Dann erst wird von dem, was die griechisch-römische Technik nicht geleistet hat, zu reden sein.

I.

Zunächst also ein Wort davon, wie wir die Leistungen der griechisch-römischen Zeit positiv sehen. Vor allem nicht in allen

[4]) Von Einzeluntersuchungen abgesehen, bin ich wiederholt veranlaßt gewesen, mich über den Entwicklungsgang der griechisch-römischen Technik zu äußern; gab es doch seit Diels' Tode kaum jemand in Deutschland, der sich mit den Dingen beschäftigte. Erst seit ein paar Jahren wirkt die RE (= Real-Encyclopädie d. class. Altert.-Wiss., hgg. v. Wissowa-Kroll) als Arbeitgeberin segensreich (Art. Myle, Torcular, Schraube u. dgl.), wie sie denn zu jedem Einzelpunkt zu befragen ist. Die letzte knappe Zusammenfassung mit Literaturangaben habe ich in Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft" II 2^4 (1933, Abt. 5), aufgeteilt nach Perioden, versucht. Eine neuere ausführliche Gesamtdarstellung gibt es nicht, da leider die Erneuerung des ausgezeichneten Grundbuchs, Hugo Blümners „Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern" (4 Bde. Leipzig 1875—1887) mit dem I. Bande (1912), der Brotbereitung, Textilien, Lederarbeit, Flechtwerk, Papier, Öle und Salben behandelt, ihr Ende gefunden hat. A. Neuburger, „Die Technik des Altertums" (Leipzig 1929), nicht auf die griechisch-römische Antike beschränkt, mit vielen Abbildungen, ist materialreich, aber im einzelnen nicht kritisch genug. Fr. M. Feldhaus hatte in lexikalischer Form in dem Buch „Die Technik der Vorzeit" (Leipzig 1914) viele gute Beiträge, auch mit ausreichenden Quellenangaben, gebracht. Aber sein darstellendes Werk „Die Technik der Antike und des Mittelalters", Wildpark-Potsdam 1931 (in Abschn. III Griechenland und Rom behandelnd), brachte eine schwere Enttäuschung: das Fehlen aller genaueren Quellenangaben macht das Buch für den Forscher schwer benutzbar, und im einzelnen ist es von der Gründlichkeit des älteren Werkes weit entfernt. Was soll der Altertumsforscher mit einem Buch anfangen, in dem er liest, daß Vitruv „nicht Fachmann war, sondern als Laie schrieb"? — Andere Beiträge mit engerem Thema s. b. Gercke-Norden S. 22 und passim. — Was auf diesem Gebiet wirkliche Forschung leisten soll und kann, zeigt immer noch am besten Hermann Diels, Antike Technik (3. Aufl. 1924). Nur darf man nicht von einem Buch, das eine Sammlung von Vorträgen ist, eine Darstellung des Gesamtgebietes verlangen oder erwarten.

Epochen gleich; es ist namentlich Diels, der auf die hier vorhandene, sozusagen natürliche Gliederung in Perioden hingewiesen hat. Die griechische Frühzeit, etwa bis 500, das 4. Jahrhundert als Jahrhundert der Kriegstechnik, der frühe Hellenismus des 3. Jahrhunderts heben sich, gekennzeichnet durch Erfindungen und die Freude der Mitwelt daran, heraus. Unter anderen Gesichtspunkten ist wieder das kaiserzeitliche Rom zu würdigen; das Streben nach Kolossalität, an den hellenistischen Herrschersitzen unter orientalischem Einfluß hochgekommen, nimmt im Rom des 1. Jh. n. Chr. reißend zu — Nero bedeutet da einen Höhepunkt, als Bauherr und mit seiner Riesenstatue —, und schwindet nicht mehr: es sei nur an Justinians Sophienkirche erinnert. Kennzeichnend für die Kaiserzeit ist weiter die ungeheure (man kann da wirklich nur in einer Reihe von Superlativen reden) Rolle der Technik auf dem Gebiete der Nutzbauten, Straßen, Wasserleitungen u. dgl., aber auch die Gleichförmigkeit dieser technischen Kultur über das ganze, weite Gebiet hin (örtlich bedingte Unterschiede sollen gewiß nicht verkannt werden, bei Straßen, Bewässerungsanlagen, Verteidigungswerken; aber was ist etwa an Stadtplan und Bauten z. B. von Timgad spezifisch afrikanisch?). Als kennzeichnend mag endlich noch das — bis in die Zeiten der Verarmung und des Niedergangs sich behauptende — Verlangen nach einem gewissen Komfort für die Gesamtbevölkerung genannt werden. Bäder und ihr Zubehör an Lese- und Turnhallen sind nach dem Befund der Ausgrabungen mit am längsten in Stand gehalten worden.

Aber auch für die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, Webwaren, Ton- und Glaswaren, Lebensmittel wird in der Blüte der Kaiserzeit mit vielerlei Hilfsmitteln technisch vortrefflich gesorgt. Und wenn dabei keine großen neuen Erfindungen gemacht werden, so gibt es doch Fortschritte im einzelnen[5]), — in der Glasfabrikation, der Töpferei[6]), auch im Betrieb der Landwirt-

[5]) Man gehe nur einmal M. Rostovtzeffs an Reichhaltigkeit und an Durcharbeitung des Stoffes gleich bewunderungswertes Werk „Gesellschaft und Wirtschaft im römischen Kaiserreich" (ich benütze die Übersetzung von L. Wickert, Leipzig [1930]) unter diesem Gesichtspunkt durch!

[6]) S. den heute noch unentbehrlichen Artikel „Industrie und Handel" von Gummerus RE IX 1490. 1464. Auch von andern Erfindungen dieser

schaft. Auch eine an sich geringfügige technische Verbesserung kann bekanntlich für die Wirtschaft von großem Vorteil sein. Die eine und andere solche Erfindung wird uns noch — unter anderen Gesichtspunkten — beschäftigen. Fast immer sind wir freilich bei einer historischen Untersuchung in der unangenehmen Lage, daß der Zeitpunkt, zu dem eine Neuerung geschaffen wurde, sich nicht genau festlegen läßt[7]).

Sehen wir als Endzustand der aufsteigenden Entwicklung eine weitgehende Technisierung des Lebens, so steht am Anfang der Wille zum *τέχνῃ κρατεῖν, ὧν φύσει νικώμεθα* in vielleicht noch reinerer Form. Das Ringen mit der technisch schwer zu bewältigenden Masse z. B. ist bei den Griechen des 7. und 6. Jahrhunderts viel greifbarer als in der klassischen Zeit. In dieser Jugendepoche entstehen die Riesentempel von Samos und Ephesos. Die Baumeister des Archaismus haben natürlich viel, vielleicht das meiste, in Ländern älterer Baukultur gelernt, in Ägypten zumal (die Ziegelarchitektur des Zweistromlandes konnte außer dem Ideal des Kolossalen dem marmorreichen Hellas kaum etwas bieten). Aber gleich hier in den Anfängen wäre es ein Irrtum, wollte man, auch nur im Technischen strengsten Sinnes, die Griechen rein als die Empfangenden betrachten. Noch heute und trotz der verschiedenen Hände, durch die die Überlieferung gegangen sein muß, bis sie zu Vitruv kam, spürt man die Erfinderfreude in dem auf Chersiphron, den Erbauer des Artemistempels bei Ephesos, und seinen Sohn Metagenes selbst zurückgehenden Bericht[8]), wie der Vater den Transport riesiger Säulentrommeln ermöglicht, indem er sie mit einem Rahmen so umgibt, daß sie als Walzen herbeigerollt werden können, und wie der Sohn das Verfahren auf die Gebälkstücke überträgt. Sehen wir hier

---

Spätzeit findet man dort mancherlei; daß wir auch jetzt noch überwiegend Nichtrömer, vornehmlich Griechen dabei am Werk sehen (s. a. a. O. 1509), tut hier nichts zur Sache.

[7]) Plinius in der N(aturalis) h(istoria) gibt eine Fülle von Nachrichten über noch nicht allzu lange gemachte technische Erfindungen. Seine Zeitangaben pflegen leider nicht sehr genau zu sein. Eine kritische Zusammenstellung dieser Überlieferungen wäre sehr dankenswert.

[8]) X 2, 11 ss. Auch das Versetzen des Gebälks (nach schwerlich originalem Verfahren) wird uns geschildert, Plin. N. h. 36, 96 s. Die Schrift oder Schriften von Vater und Sohn bezeugt Vitr. VII praef. 12.

ein Zeichen von frischer Jugendlichkeit der Technik, so steht daneben in diesen Zeiten etwas dem griechischen Wesen besonders Eigentümliches, der Sinn für sauberste Präzision. Wer je durch eine Ausgrabung auf griechischem Kulturboden gegangen ist, weiß das: vom Archaismus bis zu der Zeit, in der die hellenistischen Monarchien schwach werden, merkt man jeder Quader diese „Griechheit" an; das Römische kann effektvoller sein, — gearbeitet ist es technisch so gut wie durchweg schlechter. Auch ein Gang durch das Berliner Museum wird jedem diesen Eindruck bestätigen. Von Marmor-, Bronze-, keramischer Arbeit gilt das gleiche[9]).

Es scheint mir vor allem diese, in der Stille handwerklicher Tradition gepflegte und unermüdlich vervollkommnete Technik zu sein, die die Voraussetzungen geschaffen hat für die höchste Vollendung aller künstlerischen Technik auf den genannten Gebieten im 5. Jahrhundert. Dieses war vorhin (S. 139) unter den technisch hervortretenden Epochen nicht zu nennen. Es ist an Erfindungen leer, z. B. auch auf dem Gebiete der Kriegstechnik; denn was uns da etwa Thukydides so fesselnd von der Belagerung und Verteidigung von Plataiai oder von der Anpassung der syrakusischen Trieren an die Erfordernisse des Seekampfs auf beschränktem Raum erzählt, sind Improvisationen, wie sie auch der Weltkrieg nicht wenige gezeitigt hat, keine Belege für eine grundsätzlich vorwärtsstrebende Kriegstechnik. Die klassische Zeit stellt vielmehr die höchste Harmonie zwischen Sollen und Können der Technik dar: diese wie fugenlos auf- und aneinanderpassenden Quadern der Propyläen, die göttlichen Gestalten vom Ostgiebel des Parthenon oder den besten Platten seines Frieses. Die ihr gestellten Aufgaben hat die Technik dieser Zeit restlos gelöst; nur freilich ganz unfaustisch.

Auch das Thema Technik und Wissenschaft ist für die Epochen bis 400 bereits ernsthaft zu stellen. Darf dafür im allgemeinen auf den 1. Abschnitt in Diels' „Antiker Technik" verwiesen

[9]) Die Dünnwandigkeit antiker Keramiken und Bronzen ist dem Kenner noch heute in manchen Fällen ganz rätselhaft; nicht viel anders die Vollendung von Gemmen, Münzen, Inschriften. Erfreulich ist, daß z. Z. mehr als früher das technische Verfahren an den Objekten selbst untersucht wird; vgl. u. a. Stanley Casson, The technique of early Greek sculpture. Oxford 1933.

werden, so ist doch von dem dort Gesagten einiges als vom Orient her übernommen vom Verdienst der Griechen abzuziehen, manches als unsicher zu bezeichnen wie die Rolle, die Archytas gespielt hat, und auf der andern Seite ist doch wohl dies und jenes zugewachsen. Viel mögen die Techniker der Frühzeit durch Ausprobieren gefunden haben; aber ohne Mathematik gab es weder eine Vermessungskunst noch eine architektonische Proportionslehre. Und wiederum dient die Technik der Wissenschaft. Die Meßwerkzeuge und Visierinstrumente sind ja selbst Erzeugnisse der Feinmechanik[10]), dem Arzte stellt die Technik den Schröpfkopf, sonst freilich in unserer Periode nur spärliche Instrumente zu Verfügung[11]), dem Astronomen im Polos, der hohlen Halbkugel, das Mittel, den Lauf der Sonne im Weg des Schattens abzubilden; einfachste, aber eben doch technische Erfindungen wie der Heber, die Waage dienen physikalischen Experimenten, wie denn überhaupt die beobachtungsfreudige Frühzeit der griechischen Naturforschung ohne einige technische Hilfsmittel nicht zu denken ist[12]). Ob diese Werkzeuge griechischer Erfindung sind oder nicht, ist hier belanglos: daß sie von den Griechen verbessert, verfeinert wurden, ist, wie mir scheint, fallweise ebenso sicher nachzuweisen wie vielfach die Originalität ihrer Verwendung zu wissenschaftlichen Zwecken[13]).

Schreiten wir weiter ins 4. Jahrhundert, so ist es ein glücklicher Zufall, daß uns bei Diodor (XIV 41—51) Philistos' Bericht über die planmäßige Erfindertätigkeit erhalten ist, die Dionysios I.

---

[10]) Die Dioptra; wir kennen sie in einer letzten Verfeinerung aus der späten Antike (s. RE V 1073ff. u. Suppl. VI 1287ff.). Aber Vorstufen können wir auch aufzeigen.

[11]) Das hoch entwickelte Instrumentarium bei Oreibasios, dem Leibarzt Kaiser Julians, in seinen *Ἰατρικαὶ συναγωγαί* 49 werden wir nicht höher hinauf als in den Hellenismus datieren, aus dem (s. Diels S. 28) pompejanische Funde für uns greifbare Zeugen sind.

[12]) Hier sind die im Corpus Hippocraticum erwähnten Experimente einschlägig, die G. Senn (Arch. f. Gesch. d. Med. 22 [1929]) gesammelt und über die sich zwischen ihm und O. Regenbogen (Quell. u. Stud. z. Gesch. d. Math. Abt. B, I [1930]), dann wieder Senn (Verh. d. Naturforsch. Ges. Basel 41 [1930]) eine nicht unfruchtbare Kontroverse entsponnen hat. Zum Grundsätzlichen s. auch H. Diller (Hermes 67 [1932]) 14ff.

[13]) Für den Polos z. B., aus dem sich die normale Sonnenuhr der Griechen entwickelt hat, vgl. RE VIII 2417ff. Die Schwierigkeit liegt hier wie oft (s. o. S. 140) in der zeitlichen Festlegung der Fortschritte.

von Syrakus in dem Wunsche, den Karthagern mit neuen und wirkungsvollen Kriegsmaschinen, namentlich Fernwaffen, entgegenzutreten, angeregt hat. Weiterhin, bei Philipp, Alexander, den Diadochen berichten die Historiker wohl von dem Fortgang dieser Erfindertätigkeit, deren Rückwirkung auf den Festungsbau imposante Trümmer auf griechischem und kleinasiatischem Boden bezeugen[14]), die Techniker selbst zu nennen finden sie — oder doch die spätere Überlieferung, die uns allein erhalten ist, — nicht nötig[15]). Dagegen sind originale Schriften bezeugt, auch ist von den „Poliorketikern" wenigstens einiges noch aus hellenistischer Zeit erhalten[16]).

Im 3. Jahrhundert v. Chr. war die Technik auf dem Wege, ihren Bund mit der Wissenschaft wesentlich zu verstärken. Der Peripatetiker Straton, der mehr praktischer Physiker als Philosoph gewesen ist, hatte in streng wissenschaftlicher Verfolgung alter, empirisch gewonnener und längst praktisch verwerteter Kenntnisse (*σίφων* = *κλεψύδρα* = Heber, *σικύα* = Schröpfkopf) die Elastizität der Luft erforscht[17]). Die technische Auswertung der Entdeckung ist geknüpft an den Namen des Ktesibios (unter Ptolemaios Philadelphos). Aber so viel die Überlieferung Rühmens von ihm macht, eine Umwälzung der Technik oder auch nur eine bedeutende Steigerung ihrer Wichtigkeit für das Leben ist daraus nicht gefolgt. Orgel (Wasserorgel) und Spritze mit Windkessel sind schöne Erfindungen, die sich gehalten

[14]) Die Darstellung von E. Schramm bei Kromayer-Veith, Heerwesen der Griechen und Römer (W. Ottos Handb. d. Altert.-Wiss. IV 3, 2 [1928]) ist im Sachlichen vortrefflich, aber allzu knapp. Die beste Anschauung von hellenistischer Befestigungskunst gewinnt man aus Fr. Krischen, Die Befestigungen von Herakleia am Latmos (Miletwerk III 2 [1922]). Eine zusammenfassende Darstellung aller Festungsanlagen Griechenlands wäre sehr erwünscht.

[15]) S. dazu Diels S. 29ff.

[16]) Ich habe erst jüngst die einschlägige Literatur zusammengestellt (Philol. 92 [1938] 319 A. 1). Weitere Ausführungen zu der in ihrer Eigenart und durch die Besonderheiten ihrer Überlieferungsgeschichte für den Forscher reizvollen, aber auch äußerst schwierigen Literatur der antiken Techniker unterdrücke ich an dieser Stelle, da eine Übersicht, an der ich einigen Anteil habe, soeben in E. Pernice's „Literarischen Zeugnissen" der Denkmälerkunde in W. Ottos Handbuch der Archäologie (II. Lieferung) erschienen ist.

[17]) S. RE IV A 278ff. (W. Capelle). Das Hauptverdienst an der neuen Würdigung Stratons kommt Diels zu.

haben. Sonst aber tritt uns hier ein Charakteristikum der hellenistischen Technik entgegen, das sie mit der Aufklärungszeit teilt, daß sie nämlich dem Spieltrieb dienstbar wird. Das meiste, was wir von Ktesibios wissen, sind doch solche Stücke, — Wasseruhren namentlich, die mit allerhand Überraschungen ausgestattet sind. Die besterhaltenen Sammlungen technischer Einzelanweisungen, Herons Pneumatika und sein Automatentheater, betreffen ausschließlich solches Spielzeug. Populär sind diese Leistungen aber im höchsten Maße gewesen. Sonst wären uns Herons (und andere, minder bedeutende) Schriften nicht erhalten, sonst hätten wir über diese Dinge nicht eine reichhaltige Literatur bei den Arabern, — und daß die vielbewunderten mittelalterlichen Kunstuhren unserer Münster Ktesibios zum Ahnherrn haben, soll man auch nicht vergessen. Und wenn diese spielerische Technik auch im großen Maßstab zur Ausgestaltung von Festzügen herangezogen wird[18]), so ist wiederum nicht zu vergessen, daß es doch die nämliche Naturbeherrschung gewesen ist, die dem Schiffsbau die Herstellung von Fahrzeugen ermöglicht hat, deren Ausmessungen vordem unvorstellbar waren, und zwar durchaus nicht nur von Prunkschiffen[19]). Es entstehen Hafenbauten, weit großartiger als die Mole des Polykrates in Samos[20]), der Leuchtturm wird erfunden[21]), und Kanäle, die der Orient längst kannte, werden — augenscheinlich jetzt zuerst — durch Kammerschleusen[22]) grundlegend umgestaltet.

Die Feinmechanik arbeitet mit Zahnrädern, Schrauben, Ventilen, Hähnen, die man vorher nicht kannte (ohne sie waren ja

[18]) Ein Beispiel habe ich in dem o. S. 143 A. 16 genannten Aufsatz im Philologus „Antike Automobile" behandelt.

[19]) S. A. Köster, Das antike Seewesen, Berlin 1923. Alles Wesentliche findet man jetzt ausgezeichnet dargestellt im Art. „Seewesen" RE Suppl. V 906ff. (F. Miltner): die größten Tonnengehalte Sp. 922. Die „Syrakosia", das Prunkschiff Hierons II., Athen. V p. 206 e ss.

[20]) S. K. Lehmann-Hartleben, Die antiken Hafenanlagen des Mittelmeeres, Leipzig 1923.

[21]) S. RE XII 2150 (Fr. Ebert). H. Thiersch, Der Pharos von Alexandria, Leipzig-Berlin 1909. Daß dieser und die andern Türme dieser Art erst seit Mitte des 1. Jahrhunderts Leuchtfeuer trugen, ist immerhin nur ein Schluß ex silentio.

[22]) Erster Beleg der auf Agatharchides zurückgehende Bericht Diodors I 33, 11 (dazu Strabon XVII p. 804 C) über den Kanal vom Nil zum Roten Meer. Der Bauherr ist Ptolemaios Philadelphos.

die Wunderwerke des Ktesibios nicht herzustellen), und diese wahrhaftigen „Erfindungen" werden alsbald auch im Dienste der Wissenschaft (Dioptra) wie im großen, bei Kriegsmaschinen, bei der Wein- und Ölpresse, dauernd verwendet. Auch die — an sich natürlich uralte — Ausnützung des Hebelgesetzes muß in dieser Zeit weiter entwickelt worden sein. Kunstvolle und mannigfach kombinierte „Übersetzungen" werden konstruiert. Wann und von wem die einzelnen Fortschritte gemacht worden sind, ist schwer festzustellen; daß aber das meiste davon in diese Zeit fällt, ist mir nicht zweifelhaft. Wir erkennen auch, daß hinter allem eine durchaus wissenschaftliche Theorie steckt. Die unter Aristoteles' Namen gehende „Mechanik" (s. o. S. 137 Anm. 3), die, von allgemein theoretischen Erwägungen ausgehend[23]), alle Hebelmaschinen, sogar die Zange des Zahnarztes und den Nußknacker, durchspricht[24]), und die unter dem vielumstrittenen[25]) Namen Heron gehenden Schriften[26]) fußen durchweg auf ernster Wissenschaft. Immer schon strahlte am Himmel der wissenschaftlichen Erfinder am hellsten der Name des Archimedes[27]).

---

[23]) Verwandt ist Vitr. X 3. Etwas anders, aber gleichfalls theoretische Grundlegung durchaus praktischer Vorrichtungen: Herons Mechanik (Bd. II 1 der Ausg. von Nix und Schmidt, Leipzig 1900). Auch die viel bekannteren Schriften Herons, Druckwerke und Automatentheater (Bd. I, S. o. S. 144), ergeben für die Prinzipien der Mechanik mancherlei.

[24]) p. 854 a 16ss. 32ss. Ob der Verfasser von Zahnrädern weiß, ist mir trotz der — der Bestimmung nach rätselhaften — Maschinerie mit den τροχίσκοι p. 848 a 24ss. fraglich.

[25]) Zum Problem des Zeitansatzes s. Gercke-Norden a. a. O. 74.

[26]) S. o. A. 23.

[27]) Schon im Altertum wunderte man sich, daß es von Archimedes nur eine einzige technische Schrift gab, die, in der er sein berühmtes Planetarium beschrieben hat (so Karpos, ein Mathematiker des 1. oder 2. nachchristl. Jahrhunderts, in der für die Schätzung und Bedeutung der Mechanik aufschlußreichen Einleitung, die Pappos — etwa diokletianischer Zeit — seinem VIII. Buch vorausgeschickt hat, c. 3). Anders gewendet, mit einer Spitze gegen Platons wirkliche oder vermeintliche Feindseligkeit gegen die Vermengung von Mathematik und Mechanik, ist das Bedauern über die Geringschätzung der Mechanik durch Archimedes selbst bei Plutarch, Markellos c. 14, 3—6 (vgl. 17, 3ss.). Natürlich geht das auf einen begeisterten, ehrgeizigen Mechanicus zurück. Aber daß des Archimedes unmittelbarer Schüler Herakleides die Quelle dieser Tradition sein soll, wie Diels S. 35 A. 1 vermutet, ist mir nicht wahrscheinlich. Die Hereinziehung des delischen Problems (der Würfelverdoppelung) durch den Gewährsmann Plutarchs (ihm gehört natürlich auch Plut. Quaest.

Mindestens die Schraube bin ich geneigt als seine Erfindung anzusehen. Die weit über das Altertum hinaus wichtig gebliebene „archimedische Schraube", die Wasserhebemaschine, gehört ihm sicher[28]). So war die Technik gerüstet, den Anforderungen der Weltmacht Rom zu genügen.

II.

Alle übersichtlichen Darstellungen antiker Technik (auch die vorstehende) mit alleiniger Ausnahme von Blümners Werk leiden unter dem fast unvermeidlichen Mißstand, daß die Erfindungen oder Neuerungen im Vordergrund stehen, die Technik des Alltags zurücktritt. Aber wenn wir von der Rolle der Technik im Gesamtleben einer Kulturepoche sprechen, ist genau genommen der Alltag mit seinen Bedürfnissen das Wichtigere, sogar schon, solange die Kultur noch im Stadium des platonischen

---

conv. VIII 2, 1 p. 718 F, wo Menaichmos zu den Bearbeitern des Problems hinzutritt) macht die Polemik schief, weil dieses Problem wirklich eine praktische und eine theoretische Seite hat. Und daß für Archimedes Mechanik und Mathematik nicht getrennte Welten waren, hat uns seine 1906 wiedergefundene Schrift über *μαθηματικὰ θεωρήματα* (s. Diels a. a. O. S. 34) gelehrt, deren Schwerpunkt freilich auf seiten der Mathematik liegt. *Μηχανικά* des Archimedes s. Heibergs Ausg. II 545.

[28]) Die archimedische Schraube (vgl. die Abb. bei Rostovtzeff a. a. O. II Taf. 43, 5; dazu Text S. 255) ist als Erfindung des Mannes, dessen Namen sie trägt, so gut bezeugt wie nur möglich: Diodor I 34, 2 (aus Agatharchides = N. 86 fr. 19 Jacoby). V 37, 3 (aus Poseidonios = N. 87 fr. 117 Jacoby; vgl. auch fr. 47). Athen. V 208f. Der gleiche Athenaios schreibt dem Archimedes die Erfindung der Schraube ohne Ende zu (p. 207 b): ich stimme in der Beurteilung ganz mit A. G. Drachmann RE Suppl. VI 654 ff. überein. Da aber die Schraube ohne Ende mit dem Zahnrad zusammengehört, bin ich nicht abgeneigt, auch die Erfindung des Zahnrades dem Archimedes beizulegen (obwohl natürlich das Zahnrad nicht umgekehrt die Schraube ohne Ende fordert); ich finde es in vorarchimedischer Zeit nicht einwadfrei bezeugt (s. o. A. 24). Die Schraube scheint am frühesten vorzukommen bei dem Poliorketiker Biton (nach 239), verwendet bei einer Belagerungsmaschine, der Sambyke (p. 59, S. 21 der Ausg. von Rehm-Schramm; nach meiner Auffassung — für Schramms Übersetzung bin ich nicht verantwortlich — ist die Schraubenmutter aus zwei Backenstücken zusammengesetzt wie bei Heron, Mech. III 15, p. 232 Nix-Schmidt). Die Zeit von Bitons Gewährsmann Damis (oder Damios) von Kolophon kennen wir nicht; chronologische Schwierigkeiten macht sie gewiß nicht. Ob die Anwendung der Schraube bei der Ölpresse wirklich so jung ist, wie Plin. N. h. XVIII 317 angibt (intra centum annos), lasse ich offen (zur Sache s. RE Suppl. VI 657. RE VI A 1740, J. Hörle).

„Schweinestaats" (*ὑῶν πόλις*, Rep. II p. 37 E und vorher) steht. Wenn wir innerhalb der klassischen Antike das Augenmerk auf diese Dinge richten, fällt uns wiederum (s. o. S. 143) auf, wie schweigsam die „große Literatur" darüber ist. An modernen Verhältnissen gemessen, möchte man doch wenigstens erwarten, daß die Historiker gelegentlich von Materialmangel reden. Das Eisen, die Stoffe zur Bronzebereitung, das Holz für Haus- und Schiffsbau, Leinwand und Wolle, wahrscheinlich auch Leder hat Athen doch immer in erheblichen Mengen einführen müssen[29]). Zu schweigen vom Papier, für das — uns Heutigen im Hinblick auf die große literarische Produktion des 5. Jahrhunderts unbegreiflich — Griechenland ganz auf die ägyptische Einfuhr angewiesen war, die doch bei Kriegszustand mit Persien, oder wenn Ägypten gegen Persien im Aufstand war, nicht ungestört bleiben konnte. Soll man sich dann Aischylos, Sophokles, Euripides Lederrollen beschreibend denken? Aber wir hören allein von der Sorge um das, was für das primitivste Leben am notwendigsten ist, um die Brotfrucht. Kein Wunder, daß wir von der Gegenleistung, die allein auf die Dauer eine vielfältige Rohstoffeinfuhr möglich macht, von der Ausfuhr handwerklich oder fabrikmäßig hergestellter Fertigware, genau ebensowenig hören. In welchem Umfang es das gegeben hat, in welchen Organisationsformen die Herstellung und der Vertrieb erfolgt ist, — darum ging und geht der Streit der historisch forschenden Volkswirtschaftslehre, der vornehmlich an die großen Namen K. Bücher, Ed. Meyer, J. Beloch geknüpft ist. Wer mit der harmlosen Fragestellung an die Dinge herantritt, wie im vorhellenistischen Griechenland — denn um dieses dreht sich der Streit weit überwiegend — ein Handwerks- oder Manufakturbetrieb organisiert gewesen ist, der muß bedauern, daß diese Auseinandersetzungen, soviel ich sehe, bis zum heutigen Tag immer unter dem Gesichtspunkt der Kategorientafel moderner volkswirtschaftlicher Begriffe behandelt werden, über deren Inhalt und Umfang man sich doch innerhalb der modernen Volkswirtschaft selbst nicht ganz einig ist. Dem Altertumsforscher, der so oft noch mit der Antwort auf die Frage ringt: was war?, kommt der Streit darüber, ob man die Betriebe

[29]) Das betont sehr richtig W. Schwahn, Rh. Mus. 80 (1931) 263f.

eines Lysias oder eines Demosthenes, in denen Schilde, Messer, Bettgestelle angefertigt wurden, Fabriken nennen, ob man sie als kapitalistisch aufgebaut bezeichnen, ob man von Unternehmertum reden darf, wie ein Streit um Worte vor. Schlimm wird die Sache aber dann, wenn die Überlieferung selbst der Doktrin, man möchte schon sagen, dem Dogma zuliebe umgedeutet, ja mißdeutet wird. Das ist von Bücher in seiner letzten Arbeit über den Fragenkomplex[30]) geschehen, in einem Fall bis zur Groteske. Weil des Mannes große Autorität weiterwirkt, scheint es mir doch notwendig, den sonderbaren Lapsus zu korrigieren. Büchers Lehre ist bekanntlich, daß die vorhellenistische griechische Wirtschaft im Grunde immer Hauswirtschaft, klein und primitiv, geblieben ist. Eine Produktion, bei der eine weitgehende Arbeitszerlegung Platz gegriffen hat, soll es nicht gegeben haben. Nun berichtet Plinius N. h. 34, 11, nachdem er vorher von der Berühmtheit der Bronzearbeit auf Aigina mit Nennung eines bekannten, in Rom öffentlich aufgestellten Werkes aus diesem Metall gesprochen hat, noch von einer Gattung berühmter Bronzearbeiten, die zum Hausrat gehört: *Privatim Aegina candelabrorum superficiem dumtaxat elaboravit sicut Tarentum scapos. in his ergo iuncta commendatio officinarum est.* „Insbesondere hat Aigina nur den Oberteil (die Krone)[31]) von Kandelabern hergestellt, wie Tarent (nur) die Schäfte. Hier, bei den Kandelabern, verband sich also das Empfehlende (der Vorzug) der Werkstätten (in einem Werk)." Es geht dann weiter, man kaufe solche Stücke um ein Heidengeld, während der Name doch eigentlich bloße Kerzenständer (nicht Leuchterträger, wie es offenbar die berühmten Stücke waren) bezeichne. Und dann fügt Plinius aus seiner nicht geringen Kenntnis der römischen chronique scandaleuse ein Geschichtchen von dem buckligen Sklaven Clesippus an, der bei der Auktion eines solchen Kandelabers als Dreingabe zu einer reichen Dame Gegania kommt, bei

[30]) K. Bücher, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte. Tübingen 1922, S. 1ff. Vgl. das Lob J. Hasebroeks, Gr. Wirtsch.- u. Ges.-Gesch., ebd. 1931, X!

[31]) Diese konnten viel größer sein, als irgendein erhaltenes Stück zeigt: einen Ständer für so viele Lampen, wie das Jahr Tage hat, soll der jüngere Dionysios ins Rathaus von Tarent gestiftet haben, wahrlich einen stattlichen „Kronleuchter" (Athen. XV 700d).

ihr sein Glück macht[32]), ihr Erbe wird, den Kandelaber, der ihm zu so schönen Dingen verholfen hat, wie eine Gottheit verehrt; er habe damit eine neue Geschichte den *Corinthia* hinzugefügt; korinthische Kandelaber gebe es freilich nicht, das sei nur ein berühmter, gang und gäber Name[33]).

Für Plinius ist also unser Ergebnis, daß es mit der aeginetisch-tarentinischen Kompagniearbeit seine Richtigkeit hat. Ich habe den Abschnitt etwas ausführlich nacherzählt, damit klar werde, daß Plinius, der hier mit der inneren Anteilnahme sittlicher Entrüstung spricht, offenbar in jeder Hinsicht wohl unterrichtet ist.

Das wäre denn ein Fall raffiniertester Arbeitsteilung — pardon Arbeitszerlegung und -vereinigung —, sogar über das Meer hinweg, also noch ganz anders, als wenn die einen Teile eines Dieselmotors im Werk Augsburg, die andern in Nürnberg hergestellt würden. Wie beseitigt nun Bücher diesen Anstoß? Er schreibt S. 63f. über die oben ausgeschriebene Stelle: „Das kann doch kaum etwas anderes heißen als: ‚Für sich hat Aigina doch wenigstens die Oberfläche von Kandelabern bearbeitet, wie Tarent die Schäfte. Bei diesen (den Kandelabern) vereinigte sich also die Empfehlung der Werkstätten', d. h. sie waren nicht bloß dem Stoffe nach aiginetisch, sondern auch der Arbeit nach." Worauf er dann seinen Hohn über den aus der Stelle herausgesponnenen „Industrieroman" ergießt. Die Entscheidung darüber, „ob superficies den Oberteil, scapus den Fuß des Leuchters bedeuten kann", überläßt er ruhig den Philologen. Entscheidend scheint ihm, daß über „tarentinische Bronzearbeit von Ruf schlechterdings nichts überliefert ist". In Fr. Oertels mit Recht sehr geschätztem „Anhang I" zu der von ihm besorgten 3. Auflage von Pöhlmanns „Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt" (München 1925) wird S. 522f. zwar die noch viel kuriosere, uns hier nicht weiter angehende Interpretation des bei Plinius folgenden Satzes berichtigt. Von

[32]) Er stirbt als ihr Freigelassener: ein lustiger Zufall hat uns die Aufschrift seines Grabmals erhalten (s. Münzer, RE VII 928. CIL I² 1004).

[33]) Corinthia mehrfach Bezeichnung für Bronzearbeiten; geradezu als metonymisch aufgeführt bei Quintilian VIII 2, 8. Als großartige Herkunftsbezeichnung für Kandelaber offenbar häufig: vgl. Martial XIV 43. Corinthia für edle Bronzeware bewußt „blödelnd" im Munde des Trimalchio (Petron 50).

den ersten zwei Sätzen bei Plinius, den oben angeführten, aber meint er, der landläufigen Interpretation gegenüber habe „Bücher zweifellos das Richtige gesehen, wenn er superficies, was es allein heißen kann, als Oberfläche und nicht als Oberteil erklärt und wenn er in der iuncta commendatio officinarum den Vorzug erblickt, daß in Aegina nicht bloß vorzügliches Erz hergestellt, sondern hier in besonderen (Anm.: Das soll wohl mit „privatim" ausgedrückt sein) Kunstwerkstätten (officinae) solches Erz auch zu schön ausgeführten Kandelabern verarbeitet wurde; so schön ausgeführt, wie man das in Tarent ebenso mit den scapi tat. Ob mit diesen wirklich Kandelaberschäfte gemeint sind, lasse ich unentschieden. Jedenfalls ist von Halbfabrikaten an der Stelle keine Rede."

Man sieht, der Irrtum droht sich festzusetzen: „zweifellos das Richtige", „superficies kann allein Oberfläche heißen". Es ist an der Zeit, daß sich der von Bücher leider nicht befragte Philologe zum Wort meldet; d. h. eigentlich braucht man den gar nicht, sondern (wie für die Bedeutung von privatim bei Plinius[34]) nur ein einigermaßen solides Lexikon[35]), wenn man nicht die auf der Hand liegende Antithese superficiem dumtaxat — scapos anerkennen will. Um bei Plinius zu bleiben, superficies ist bei ihm die Krone eines Baumes (13, 59. 16, 130. 17, 101. 138), was unbestreitbar zu der eines Kandelabers ausgezeichnet paßt, oder es ist der Teil einer Pflanze, der sich über den Boden erhebt (26, 38). Es ist die — als Hüttendach verwendete — Oberschale der Schildkröte 6, 91 oder als Tempeldach benützte Bronzeziegel 34, 13. Oberfläche scheint in der älteren Latinität überhaupt nicht als Bedeutung vorzukommen; bei dem Rechtssatz „superficies solo cedit" (Gaius Inst. 2, 78) ist bekanntlich auch nicht an die Oberfläche zu denken. Erst bei Columella, der überwiegend mit Plinius zusammengeht, ist einmal (8, 15, 3) pura aquae superficies zu finden, — und das bedeutet dort die obere Schicht des Wassers, in der sich die Schwimmenden bewegen.

---

[34]) Privatim = insbesondere ist ein Lieblingswort in der N. h. (z. B. 12, 85. 15, 16. 20, 35, 41, 157 usw.).

[35]) Z. B. den „großen Georges" s. v. — Was ich im folgenden anführe, ist eine bescheidene Blütenlese aus dem Thesaurusmaterial, für das ich meinem Sohn Bernhard zu danken habe.

Für den Philologen stellt sich die strittige Stelle also genau umgekehrt dar, als wie sie Bücher und Oertel fassen[36]). Was aber Büchers Argument aus dem Mangel sonstiger Bezeugung tarentinischer Erzarbeit angeht, so konnte man 1922 immerhin erfragen, daß E. Pernice im Arch. Jahrbuch 35 (1920) zwar mit Kenntnis, aber nicht etwa auf Grund der Pliniusstelle, vielmehr durch stilistische Untersuchung eine Gruppe vorzüglicher Bronzearbeiten Tarent zugewiesen hatte. Sein Ergebnis besteht noch heute zu Recht. Warum soll dann nicht die hervorragendste der dorischen Städte Großgriechenlands[37]) ihre Produktion für einen bestimmten Zweig mit dem dorischen Aigina verbunden haben? Als Zeit wird man die Epoche annehmen, bevor die Blüte von Aigina geknickt wurde (also vor ca. 457/56). Wir haben einfach zu lernen, daß es für besonders wertvolle Fabrikate so früh schon organisierte Verbindungen der Produktionsstätten gab. Es bliebe bloß noch der Ausweg, anzunehmen, aiginetische Krone und tarentinischer Schaft seien erst im Kunsthandel einer späteren Zeit zusammengesetzt worden. Die Überlieferung gibt dafür jedenfalls keinen Anhalt. Und wird die Sache selbst nicht noch schwieriger, wenn die Dekoration von Schaft (samt Fuß) und Krone nicht von vornherein einheitlich konzipiert war?

Es kommt hinzu, daß die Pliniusstelle doch nicht so ganz isoliert steht. Ich will weiter kein Gewicht darauf legen, daß man neben die Manufakturgemeinschaft Tarent—Aigina das Verhältnis Sybaris—Milet eben doch als Handelsfreundschaft zu stellen versucht ist[38]); das gehört auch nicht zu meinem Thema. Aber was der Laie Arbeitsteilung nennt, ist uns, gleich in der Doppelgestalt von Arbeitsspezialisierung und Arbeitszerlegung, so gut und eindeutig bezeugt, daß ich nicht verstehe, wie man daran

[36]) Verschraubt braucht man sich Krone und Schaft des Kandelabers natürlich nicht vorzustellen (dies zu Bücher S. 64, 2). S. über tatsächlichen Austausch von Teilen E. Pernice, Hellenist. Kunst in Pompeji IV (Berlin-Leipzig 1925) S. 44. 46.

[37]) Vgl. P. Wuilleumier, Le trésor de Tarente (Paris 1930) 133: „Tarente, seul rameau de la Grèce qui se soit maintenu en pleine vigeur au milieu d'un pays barbare."

[38]) Herod. VI 21, 1. Timaios bei Athen. XII 519b. Gegen diese Auffassung Bücher S. 42. J. Hasebroek, Staat und Handel im alten Griechenland, Tübingen 1928, 115.

herummäkeln kann (wie es Oertel a. a. O. S. 526 tut). Es handelt sich um die in der volkswirtschaftlichen Literatur mehrfach behandelte Stelle in Xenophons Kyropädie VIII 2, 4ff. Daß sie nur als zufälliges Zeugnis in fremdartiger Umgebung steht, erhöht gerade ihr Gewicht. Xenophon führt mit der ihm eigentümlichen Mischung von Naivität und Lebensklugheit aus, wie Kyros seine Untertanen durch persönliche Auszeichnungen an sich fesselt. Darunter spielt eine besondere Rolle die Überweisung von Speisen aus der königlichen Küche. Sie wirke in erster Linie als Ehre vor der Welt. „Aber", heißt es weiter, „solche Spenden machen nicht allein aus der genannten Ursache Freude, vielmehr sind die Zuwendungen von der königlichen Tafel auch von hervorragendem Wohlgeschmack. Das ist auch gar nicht zu verwundern. So wie die übrigen Künste (= Gewerbe) in den großen Städten hervorragend entwickelt sind, so sind die Speisen am Königshof hervorragend zubereitet. In der Kleinstadt nämlich macht ein und derselbe Mann Bett, Türe, Pflug, Tisch, nicht selten führt er auch Bauten aus und ist es zufrieden, wenn er mit all dem Aufträge genug erhält, um davon zu leben; da ist es denn unmöglich, daß ein Mensch, der so vielerlei treibt, alles gut macht. In der Großstadt hingegen genügt wegen der vielfachen Nachfrage nach jedem Erzeugnis eine Kunstfertigkeit, um ihren Mann zu nähren, ja mitunter braucht er nicht einmal die eine in ihrem ganzen Umfang, sondern der eine macht Herren-, der andre Damenschuhe; kommt es doch vor, daß der eine sein Auskommen findet, indem er bloß Schuhe näht, der andre, indem er das Leder schneidet, wieder einer, indem er ausschließlich Kleider zuschneidet, ein anderer, indem er nichts davon tut, sondern die Stücke zusammenfügt. Es ergibt sich nun mit Notwendigkeit, daß, je kleiner der Umfang einer Arbeitsaufgabe ist, desto besser notwendigerweise die Leistung wird. So geht es auch bei der Ernährung. Für wen ein und derselbe Mann das Speisebett deckt, den Tisch herrichtet und säubert, bald diese, bald jene Speise bereitet, bei dem, meine ich, steht's mit jeder Leistung, wie sie eben gelingt; wo es aber volle Arbeitsaufgabe eines Mannes ist, Fleisch zu sieden, eines anderen zu braten, eines anderen Fisch zu sieden, wieder eines anderen zu braten, nochmals eines anderen Brot zu bereiten, und das nicht von mancherlei Art, sondern wo

es ausreicht, daß einer eine Sorte hervorragend liefert, da, denk' ich, ist es unausbleiblich, daß jeder einzelne die so erzeugten Dinge in ausgezeichneter Güte herstellt."

Uns geht hier nicht des Großkönigs Küche an; zwar sagt Xenophon vorher VIII 2, 4, diese Speisenzuwendung finde auch jetzt noch statt, aber von der Arbeitsteilung bezeugt er es nicht. Darin mag die Schilderung „tendenziös übertrieben" sein; ich halte sie sogar für erdichtet. Aber was Xenophon aus den Betrieben in großen Städten als veranschaulichenden Vergleich anführt, hat doch nur dann Sinn, wenn es sich um Vorgänge handelt, die dem Durchschnittsleser aus eigener Erfahrung vertraut sind. Er betont nur die Hebung der Qualität, die beim Herren- bzw. Damenschuster durch Spezialisierung, in den andern Fällen durch Arbeitszerlegung erzielt wird. Das mag durch den Zweck des Vergleiches bedingt sein; der Unternehmer — denn von einem solchen wird man hier doch reden müssen — wird wohl auch die Steigerung der Quantität in Rechnung gesetzt haben. Eigentümlich ist immerhin, daß auch in einer zweiten, viele Jahrhunderte späteren Erwähnung von Arbeitsteilung die ökonomischen Vorteile, die daraus entspringen, nicht voranstehen, bei Augustin, der Civ. Dei VII 4 in. spottend von den di non selecti mit ihren einfachen Wirkungsbereichen sagt, sie seien wie die Arbeiter im Silberschmiedviertel, bei denen ein Gefäß durch die Hände vieler gehe, bis es fertig werde. Nur so glaube man der großen Zahl der Arbeiter gerecht werden zu können, daß nämlich jeder einen Kunstgriff lerne, was rasch und leicht geschehe, Ausbildung in einer ganzen Kunst vollziehe sich langsam und schwer. Also auch hier vornehmstes Ziel: die Qualität der Leistung.

Augustin scheint an Sklavenarbeit zu denken, dem Xenophon schwebt offenbar der freie Arbeiter vor, der selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen hat. Die Frage der freien oder unfreien Arbeit, die wir damit berühren, kommt für unsere Problemstellung nur unter einem Gesichtspunkt in Betracht: ob nämlich die Rekrutierung der Arbeitskräfte die Ursache ist, weshalb der Grieche gegen die Verbilligung der Arbeit durch technischen Fortschritt, soviel wir sehen, gleichgültig ist. Da ist nun längst festgestellt worden, 1. daß die Sklavenarbeit die freie Arbeit niemals verdrängt hat, 2. daß sie keineswegs ohne weiteres für

billiger als freie Arbeit gelten darf, soweit fabrikartige Produktion in Betracht kommt. Wichtiger als diese Feststellung scheint mir ein anderer Gesichtspunkt zu sein, der auch mit diesen Personenfragen zusammenhängt: für den antiken Stadtstaat ist die Gefahr der Industrialisierung, der Überproduktion, ist der Anreiz zu künstlicher Absatzsteigerung bei weitem nicht in dem Maße gegeben wie für die moderne Volkswirtschaft, weil die Zahl der im Produktionsvorgang festgelegten Arbeitskräfte sehr gering ist im Verhältnis zu den mobilen, anderweit verwertbaren, mit Vorteil wegzugebenden oder doch ohne Schaden abzuschiebenden Kräften. Den überzähligen Sklaven verkauft man und kann dann den Gegenwert zinsbringend anlegen. Vor allem aber: zwischen den Bürger, für dessen Existenzminimum im Notfall der Staat aufkommt, und den Sklaven, der als Ware an die Stelle gebracht werden kann, wo seine Arbeitskraft am besten auszunützen ist, schiebt sich, in Zeiten des Wohlstands sehr zahlreich (in Athen ein Drittel bis die Hälfte der Bürgerzahl), die Klasse der Metöken, der Beisassen, die für ihre Gaststadt ein bewegliches, „elastisches" Element sind[39]). Mir ist zwar kein Fall bekannt, daß eine Stadt in wirtschaftlich schlimmen Zeiten ihre Metöken oder auch nur einen Teil von ihnen ausgewiesen hätte, obwohl rechtlich gewiß nichts im Wege stand. Aber einmal waren die Metöken durch das *μετοίκιον*, die Aufenthaltssteuer, dem Einheimischen gegenüber vorbelastet, also von vornherein wirtschaftlich schwächer, dann konnte man ihnen durch Liturgien, der bürgerliche Konkurrent auch durch Klagen, das Leben sauer machen, — und vor allem, wenn nichts mehr zu verdienen war, zogen ihrer viele gewiß von selbst ab. Wir brauchen das gar nicht erst zu erschließen, es ist bezeugt[40]). Des Isokrates Klage über den Rückgang der Fremden- und Metökenzahl (VIII 21), des alten Xenophon Vorschläge aus der gleichen Niedergangszeit, dem Bundesgenossenkrieg, wodurch er wieder Metöken ins Land

[39]) Es ist ein Verdienst Hasebroeks, Staat u. Handel 42, daß er das Augenmerk auf die Metöken als „wandernde Masse" gelenkt hat. Aber wie stark diese Eigenschaft die Politen wirtschaftlich entlasten konnte, hebt er nicht hervor. Das lag ihm bei seiner Tendenz, die einheimische Gewerbetätigkeit tunlichst gleich Null zu setzen (S. 21f.), notwendig fern.

[40]) Richtig gesehen und gewertet sind die Zeugnisse von H. Hommel, RE XV 1439.

locken will (Poroi c. 2. 3), reden eine deutliche Sprache. Fand der abwandernde Metöke auch anderswo sein Auskommen nicht, so blieb ihm immer noch das Reisläuferdasein. Diese für und gegen jedermann zu habenden Söldner, über deren überreiches Angebot Isokrates beweglich klagt (V 96 und öfter)[41]), wird man sich auch aus dieser „wandernden Masse" rekrutiert denken dürfen. Der ansässige Bürger konnte also einem Rückgang des Absatzes eine ganze Weile zusehen. Metöken und Sklaven, eine doppelte Schicht, fingen den Stoß zuerst auf. Die Verhältnisse mußten schon katastrophal werden, bis er die volle Schwere am eigenen Leib verspürte. Warum sollte er da auf technische Mittel zur Verbilligung der Produktion bedacht sein?

Fatal konnte, genau genommen, für den Bürger die Lage nur werden, wenn er sich überwiegend auf den Außenmarkt eingestellt hatte und dieser verloren ging. Nun ist bekanntlich die Frage, ob es so etwas in der vorhellenistischen Epoche überhaupt gegeben hat. Das Schibboleth ist, sehe ich recht, die Keramik (und zwar nicht allein die attische); es ist nur die Unzerstörbarkeit und anderweitige Unverwendbarkeit des Materials, das ihr in der Wirtschaftsgeschichte diesen Rang erworben hat. Hier sind die Bodenfunde alles, die Literatur, die für andere Erzeugnisse doch hie und da Belege gibt, schlechterdings nichts. Wenn die Masse korinthischer, dann namentlich chalkidischer und attischer Tonware, die uns der Boden Italiens beschert hat, Ausfuhrgut aus den genannten Städten ist, so können auch große Mengen von Bronze-, Web-, Lederwaren den gleichen Weg gegangen sein; von der ersten Gattung haben wir ja in der Tat einiges, von den andern ist begreiflicherweise nichts erhalten. So ist es sehr verständlich, daß Bücher hier eingesetzt hat (zuletzt a. a. O. S. 65 ff.) und daß der seinen Tendenzen nahestehende Hasebroek (a. a. O. 52) die Archäologen mahnt, Büchers Hypothese doch zu prüfen. Wandernde Töpfer sollen die Stücke zumeist in der Landschaft ihrer Auffindung hergestellt haben. Bücher erklärt, als Nichtfachmann nur zögernd an die Sache heranzugehen; ich muß das gleiche von mir bekennen: seit Jahren habe ich die einschlägigen Probleme nur vom Standpunkte des Epigraphikers aus verfolgt.

[41]) Zur Sache z. B. Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. V § 884.

So darf, ja muß ich es den Archäologen überlassen, ob sie geneigt sind, Hasebroeks Aufforderung zu folgen. Immerhin haben sie, soweit meine Kenntnis reicht, die Frage, ob Import oder örtliche Produktion, bisher schon nicht etwa unbeachtet gelassen: bei einer Gattung wie der chalkidischen, für die der Boden der erschlossenen Heimatstadt sich bisher völlig unergiebig gezeigt hat, liegt die Frage ja so nahe![42]) Nun, A. Rumpfs „Chalkidische Vasen" (Berlin-Leipzig 1927) gehen an ihr nicht vorüber (S. 43ff., mit Literatur); bemerkenswert, daß ein Kenner wie Langlotz zur Annahme unteritalischer Herkunft neigt, bemerkenswert aber auch, daß sich Rumpf dagegen entscheidet[43]). Im Mittelpunkt des Problems steht nun freilich Athen; seitdem es sich, noch in archaischer Zeit, den Westen erobert hat, beherrscht es Italien — bekanntlich haben die Gräber Etruriens die meisten und besten großen Stücke geliefert —, bis die Blüte dieser Technik welkt. Und in der Zeit, in der der Pontos das bevorzugte Getreideeinfuhrland wird, finden wir dort Entsprechendes. Nun ist zwar die Hypothese Brunns, die ich ihn vor fast einem halben Jahrhundert in seiner vornehm zurückhaltenden Art als einen stark angefochtenen Einfall habe vortragen hören, ab und tot: die italischen attischen Vasen sollten danach in Italien angefertigte Nachahmungen sein[44]). Wie aber steht es mit Büchers Wanderarbeitern? Entscheidendes läßt sich m. E. über die Herkunft eines Stückes sagen nur vor dem Objekt selbst (auch die beste Abbildung hilft hier nichts). Den Ton werden die Wandertöpfer nicht zu Schiff mitgenommen haben, auch nicht große Vorräte von Firnis. An solchen höchst objektiven Zeichen

[42]) Ein anderes Beispiel: für das Hauptstück der spartanischen, früher und noch bei Bücher (S. 67) als kyrenäisch bezeichneten Vasen (s. I. P. Droop, Ann. Brit. School of Athens XIV [1907/08]), die Arkesilasschale, und ihre nächste Sippe erwägt E. Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen I (München 1923) 226 ganz unbefangen die Möglichkeit von „Tochterwerkstätten" für spartanische Ware in Kyrene.

[43]) Das stärkste Argument ist aber vielleicht das von Buschor, Griech. Vasenmalerei[2] (1919) S. 96 angeführte, der Einfluß der chalkidischen Vasen auf die attische Vasenmalerei. Festgestellt ist er schon sehr lang: die Gattung der attisch-chalkidischen Vasen hat schon Fr. Studniczka, Arch. Jahrb. I (1886) erkannt.

[44]) J. Cl. Hoppin, A handbook of Attic red-figured vases, I 1919, S. XXI sagt ohne Umschweife: „One need vaste no time in refuting the theory of their Etruscan origin now entirely obsolete."

hat man Nachahmungen feststellen können, die natürlich auch in Technik und Zeichnung geringer sind, und tatsächlich auch das Mittelding: Arbeit eingewanderter Meister mit einheimischem Material. Da greifen wir denn wirklich den wandernden — oder auswandernden — Handwerksmann; aber der Zahl der Fundstücke nach spielt er keine große Rolle[45]). Ich übergehe die handelsgeschichtlich m. E. recht wertvollen, von der volkswirtschaftlichen Literatur zumeist gänzlich übersehenen Folgerungen, die vorlängst R. Hackl[46]) aus der peinlich genauen Untersuchung der (meist auf der Unterseite der Gefäße angebrachten) „merkantilen Inschriften auf attischen Vasen" gezogen hat (Export bis ca. 480 in den Händen ionischer, später in den Händen attischer Kaufleute), obwohl sich der Befund anders als von Hackl geschehen schwerlich wird deuten lassen. Auch den verschlungenen Wanderwegen der attischen Töpfer zusammen mit bald dem, bald jenem Maler und vice versa, die sich herausstellen würden, wenn man mit der Wanderhypothese Ernst machte, will ich nicht nachgehen. Aber einen im Ausland, auf Kertsch arbeitenden, athenischen Meister gibt's doch, den Xenophantos aus Athen; daß er in der Fremde, wo eben sein Prunkstück gefunden ist[47]), tätig war, hat man längst daraus geschlossen, daß er entgegen dem sonstigen Brauch seinem Namen ein Ἀθη(ναῖος) beisetzt. Bücher und nach ihm Hasebroek S. 52 nehmen ihn zum Kronzeugen. Ich will nicht die Argumentation umkehren und sagen: also sind alle die, die ihre Heimat nicht nennen, eben in der Heimat tätig gewesen, will auch nicht auf die Möglichkeit verweisen, daß er sein Αθη in Athen beigeschrieben hat, weil er auf Bestellung arbeitete. Vielmehr lasse ich den

[45]) Methodisch ausgezeichnet scheint mir in dieser Hinsicht A. Blakeways „Demaratus" (Journ. of. Rom. Studies 25 [1935] 128ff.). Wenn Bücher S. 84 davon redet, daß „auch die entschiedensten Enthusiasten des Exports" (attischer Ware) für Unteritalien und Etrurien auch einheimische Nachahmung annehmen, so verdeckt der Spott, der Bücher den Stilunterscheidungen der Archäologen gegenüber auch sonst bedenklich naheliegt, doch nur für den ganz Unkundigen die Stärke des Argumentes.

[46]) Münchener archäologische Studien (München 1909) 3ff. S. Fr. Heichelheim, Ph. W. 1929, 1580.

[47]) Abgebildet das ganze Gefäß (aber fast mikroskopisch klein) bei S. Reinach, Répertoire des vases I 23, das Hauptbild (größer) bei Springer-Michaelis-Wolters, Kunst des Altert.[12] (Leipzig 1923), als Abb. 598.

Mann ganz gern unter den Skythen sitzen. Man sehe sich nur an, was er gemacht hat, so wird man zugeben, das ist ein Sonderfall: dieses allen Kompositionsgesetzen widerstreitende Gemisch von Sauhatz und Greifenkämpfen hat mit der attischen Vasenmalerei, die hier als Hauptthema in Frage steht, nichts mehr zu tun. Es ist Entartung als Folge von Entwurzelung. — Das Ergebnis ist also, daß man auch fürderhin von ausgedehntem Vasenexport von der archaischen Zeit bis zum Ende der attischen Periode wird reden dürfen.

Rückblickend ergibt sich mir, daß es fortgeschrittene Arbeitstechnik wenigstens in den großen Städten eben doch in vorhellenistischer Zeit gegeben hat und daß man wenigstens Attika, das notwendig viele Rohstoffe einführen mußte, in erheblichem Maße auch als Ausfuhrland anzusehen hat. Andrerseits wäre es natürlich falsch, daraufhin auch nur Athen — um von Zentren geringerer Bedeutung zu schweigen — sich als Industrieland von modernen Ausmaßen vorzustellen; die „Rettung" der von der Bücherschen Richtung verworfenen Zeugnisse soll das in langjährigen Bemühungen m. E. in den Hauptzügen gesicherte Bild einer bei allem Anstieg doch im Handwerklichen verharrenden Produktion keineswegs zerstören[48]). Darum habe ich die Gründe, weswegen einem Großunternehmertum nicht eine „Großtechnik" an die Seite trat, sogleich mit erwogen.

III.

Und nun soll zum Schluß unser Blick noch, nun aber über den in II berücksichtigten Zeitraum hinaus, die Grenzen der Technik in der griechisch-römischen Welt streifen. Die Antwort auf die Frage, warum diese Grenzen nicht überschritten worden sind, ist schon gegeben: auch später braucht man kaum eine Technik,

[48]) Bezüglich der Handelsverhältnisse, die hier nicht zur Erörterung stehen, hat E. Ziebarth, Beiträge zur Geschichte des Seeraubs und Seehandels (Hamburg 1929), namentlich in Kap. 6 (S. 59) aus überlegener Sachkenntnis heraus viel bei Hasebroek Schiefes zurecht gerückt. Für unsere Fragen ist bedeutsam z. B. das S. 76 über staatliche Handelsfürsorge Gesagte. — Daß nach meiner Meinung in der Kontroverse über attische „Großindustrie", die im Rhein. Mus. 79 und 80 (1930. 1931) zwischen F. Oertel und W. Schwahn gespielt hat, im Wesentlichen der letztere Recht behält, brauche ich kaum auszusprechen.

die Menschenkräfte spart[49]), und wenn vom Hellenismus an der Monarch oder der Staat, erst in den Reichen des Ostens, dann von Rom aus, Monopolpolitik treibt, nun, so tut er es im fiskalischen Interesse oder wie in Ägypten geradezu im privaten des Königs, nicht von dem Begriff einer Fürsorgepflicht für die Gesamtbevölkerung oder auch nur die Bürger im engern Sinn aus[50]), soweit man jetzt von einer bevorzugten Bürgerklasse überhaupt noch reden kann. Die private Wirtschaft, der einzelne Unternehmer ist es, den der Vorwurf trifft, wenn man von einem Zurückbleiben der Technik hinter der „Forderung des Tags" oder von mangelhafter Ausnützung vorhandener Möglichkeiten zu reden hat.

Bis in den Hellenismus hinein habe ich den Eindruck, daß davon schwerlich zu reden ist, und wenn dem kritischen Auge Verwunderliches auffällt, sind es nur Einzelfälle. Die „fünf Potenzen" (*αἱ πέντε δυνάμεις*) Herons (Mechanik II 1, p. 94. 272) Welle, Hebel, Flaschenzug, Keil, Schraube sind als kraftsparend reichlich ausgenützt worden; an antiken Hebezeugen[51]) und Pressen für Wein und Öl (s. o. S. 145) wird schwerlich jemand eine abfällige Kritik üben; eher am Tempo der Entwicklung. Auch Erfindungen wie die archimedische Schraube haben ihren Weg über das ganze Kulturgebiet hin gefunden; Poseidonios erwähnt sie in den Bergwerken[52]) Spaniens. Aber andere technische Errungenschaften sind auf ihr Ursprungsland beschränkt geblieben, obwohl die Fachliteratur ihre Kenntnis verbreitet hat. So hat es

---

[49]) Im allgemeinen vgl. RE IX 1454f. (Gummerus). Zu der Frage für die römische Kaiserzeit unter allgemeinen Gesichtspunkten Rostovtzeff a. a. O. II 66f. Zu beachten ist auch, daß sich derselbe Kenner (a. a. O. II 87f.) mit guten Gründen gegen die Annahme eines allgemeinen Rückganges der Bevölkerung des römischen Reiches im 2. und 3. Jahrhundert ausspricht.

[50]) Für Monopole s. jetzt die ausgezeichnete Zusammenfassung von Fr. Heichelheim (RE XVI 147ff.). In allen Wandlungen antiker Monopolpolitik sehe ich z. Z. nirgends eine sei es positive, sei es negative Beziehung zum Werdegang der Technik; die Möglichkeit will ich nicht leugnen.

[51]) W. Sackur, Vitruv und die Poliorketiker (Berlin 1925), ist für dieses Thema ausgezeichnet. Meine wiederholte Kritik an dem Buch (s. zuletzt Philologus 92 [1938] 328) geht in anderer Richtung.

[52]) Der Beleg ist o. S. 146 A. 28 angeführt. Vgl. Rostovtzeff a. a. O. II 255 mit wertvollem Hinweis auf die an Ort und Stelle gemachten Funde (Journ. of Rom. Studies 18 [1928]).

in Gallien, einem schon in vorrömischer Zeit technisch eigenartig entwickelten Lande[53]), eine Mähmaschine gegeben, die sich offenbar bewährt hat; denn sie ist jahrhundertelang in Gebrauch geblieben[54]). Aber über das römische Reich verbreitet hat sie sich nicht; für das Warum gibt vielleicht Plinius am Ende des Abschnittes, in dem er diese und andere Methoden der Getreideernte bespricht, ungewollt einen Fingerzeig, wenn er (N. h. XVIII 300) schreibt: ritus diversos magnitudo facit messium et raritas operarum. Der Mangel an Arbeitskräften ist eben augenscheinlich anderwärts nie so groß geworden, daß er die Einführung der Maschine notwendig machte.

Dann der Hauptmangel: Die Verwendung tierischer Kraft ist bei allen Völkern eine Selbstverständlichkeit; den Pflugochsen nennt schon Hesiod Erga 405 als selbstverständliches Stück des bäuerlichen Haushalts. Als beim Größerwerden der Städte die Handmühle im einzelnen Hause dem Bedarf nicht mehr genügte, kamen — als Zubehör zu den Bäckereien — Mühlen auf, deren Steine göpelartig durch Sklaven oder Tiere, besonders Pferde, bewegt wurden[55]). Und die Wasserkraft? In Italien stand sie doch reichlich zur Verfügung, und auch Griechenland, selbst das trockene Attika, ist und namentlich war an perennierenden Gewässern nicht so arm, daß man nicht Wassermühlen hätte einrichten können. Erfunden sind sie denn auch im Altertum, wiewohl

---

[53]) Vgl. C. Jullian, Hist. de la Gaule II (Paris 1908); über gallische Landwirtschaft S. 274ff. Auch Rostovtzeff a. a. O. I 80 u. öfter.

[54]) Plinius erwähnt sie N. h. XVIII 296. Weit ergiebiger ist aber die Schilderung bei Palladius (um 400) De re rust. VII 2, die man auf Autopsie zurückführen möchte, wenn auch J. Svennung, Untersuchungen zu Palladius usw. (Uppsala [1935]) 8ff. bezweifelt, daß Palladius sich je in Gallien aufgehalten hat. Rostovtzeff a. a. O. I Taf. 30, 4 bildet ein leider in seinem wichtigsten (linken) Teil zerstörtes Relief in Arlon (in Belgien) ab, das er m. E. schlagend richtig auf diese Maschine deutet: es sind doch wohl zwei (?) Rinder, die in der von Palladius so anschaulich geschilderten Anschirrung die Maschine schieben, die mit einer Zahnreihe die Ähren abrauft, daher dahinter die nackten Halme stehen; der hinter den Zugtieren mit angespannter Aufmerksamkeit schreitende Mann, der mit beiden Armen ein ihn umgebendes Rahmenwerk handhabt, ist nicht nur der Lenker des „verkehrten" Gespanns, sondern er regelt auch die Höhenlage der Raufe. (Die Abbildung bei É. Espérandieu, Rec. gén. des bas-reliefs etc. de la Gaule Romaine V (Paris 1913) S. 227f. N. 4036 (so!) mit unbeschnittenen Rändern bietet auch nicht mehr.)

[55]) S. RE XVI 1064ff. (A. Hug).

spät, nicht vor dem 1. Jahrhundert v. Chr.[56]); aber durchgesetzt haben sie sich offenbar nicht. Sie lohnten sich eben nicht. Wasser wurde allgemein nur zum Antrieb der Wasseruhren verwendet; die „Kraft" spielt dabei die geringste Rolle. Die Kraft des Windes, von der Schiffahrt her so altvertraut — das antike Handelsschiff ist das Segelschiff (s. F. Miltner RE. Suppl. V 914) —, ist noch viel weniger ausgenützt worden, trotzdem die Etesien mit der Regelmäßigkeit ihrer Dauer und ihrer Richtung in Griechenland in nachantiker Zeit die Einrichtung zahlloser Windmühlen mit festliegenden Windrädern erlaubt haben. Es ist fast lächerlich, daß die Antike das Windrad nur als Antrieb für die Wasserorgel, richtiger eine Art Äolsharfe, kennt, als Blasebalgersatz[57]). Zu einer planmäßigen Verwendung der nichtanimalischen Kräfte hat es die griechisch-römische Antike nie gebracht. Darum bleibt in dieser ganzen Epoche die Rolle der Technik so bescheiden.

Das gilt denn auch für die Stellung des Technikers; daß selbst für einen Archimedes das technische Erfinden nur Beiwerk war, ist schon gesagt (o. S. 145 f. Anm. 27); ebenso, daß es die Historiker nicht der Mühe wert finden, die Namen der großen Kriegstechniker zu erwähnen (s. o. S. 143). Einem glücklichen Erfinder konnte es gelegentlich auch schlecht gehen, wie dem Manne, der biegsames Glas erfand und den Kaiser Tiberius hinrichten ließ — ein Jammer, wenn man etwa an Automobilfenster denkt —, damit das Edelmetall nicht entwertet würde![58]) Alledem entspricht es, daß sich der Beruf des Technikers im ganzen Altertum so gar nicht spezialisiert hat. Der einzige Spezialist für Apparatebau ist vielleicht Ktesibios gewesen. Aber sonst ist das ganze Gebiet dem Architekten zugewiesen. Mit beweglichen Worten schildert denn auch Vitruv am Anfang seines Werkes, was der Architekt

---

[56]) S. Hug ebd. 1065.

[57]) Über die Orgel im allgemeinen vgl. Tittel, RE IX 60ff. s. v. Hydraulis. Der Windmotor bei Heron, Pneumatik I 43 p. 202ss. Schmidt.

[58]) Für Erfindung möchte ich die traurige Geschichte nicht halten. Sie steht — nicht variantenfrei — bei Petron 51. Plin. N. h. 36, 195. Cassius Dio 57, 21, 7 (III p. 288, 2 Melber). Die von Dio vorher erzählte Leistung des Erfinders, der im Hauptberuf Architekt gewesen sein muß, die Senkrechtrichtung einer ganzen Säulenhalle, erinnert an Heron, Mech. III 12 p. 224ss. Nix-Schmidt.

alles wissen müsse (I 1). Wir lesen vielleicht lächelnd die Begründung dafür, daß er Geschichte und Musik zu kennen habe; aber sehen wir uns nur das Werk und sein Programm (I 3) an: außer allem, was zum Bauen gehört, ist die Gnomonik, d. h. Uhrmacherei in ihrem ganzen Umfang, und der Maschinenbau, ebenfalls in seinem ganzen Umfang, vom Wegemesser bis zur Kriegstechnik, sein Gebiet. Was bringt Vitruv nicht alles in seinem 10. Buch unter, und das ist noch eine Auswahl (s. X 1 a. E.)! Dieses Überlasten mit vielerlei Aufgaben bedeutet zugleich die Lockerung des Bandes zwischen Technik und Wissenschaft; sie hat die Technik allmählich zum Absterben gebracht. Denn, wie J. Ortega y Gasset, Der Aufstand der Massen (Stuttgart o. J. S. 89) sagt: „Man vergißt nur zu gern, wenn man von der Technik spricht, daß ihre Lebensader die reine Wissenschaft ist und die Bedingungen ihrer Fortdauer an diejenigen gebunden sind, die reine Wissenschaftsübung möglich machen."

AUS DEM LEBEN, DEM BRIEFWECHSEL UND DER BÜCHERSAMMLUNG EINES HELFERS DER PHILOLOGEN

VON PAUL LEHMANN

Die Gelehrtengeneration, zu der Sie, verehrter Jubilar, gehören, hat zum Ruhm der deutschen Wissenschaft vom Altertum Großes durch kritische Ausgaben und Untersuchungen, durch scharfzeichnende Darstellungen und weitgreifende Gemeinschaftsunternehmungen der Forschung geschaffen. Das wird auch die Zukunft würdigen und meiner festen Überzeugung nach fortsetzen, wiewohl die Bedingungen in manchem ungünstiger sind und Sie uns Jüngeren es nicht ganz zutrauen, daß wir und, die nach uns kommen, mit voller Kraft und Klarheit, mit hinreichendem Können den Weg von unserer Gegenwart zur Antike suchen und finden werden. Fraglich freilich ist auch mir, ob die zukünftigen Philologen noch so viel Kenntnis von der Forscherarbeit des 15.—18. Jahrhunderts erringen werden, wie man sie bei Ihnen und Ihren Altersgenossen findet. Geschichte der klassischen Philologie wird heute kaum noch gelehrt und nur von ganz wenigen forschend betrieben. Es ist erstaunlich und tief bedauerlich, daß viele große, Ihnen geläufige Namen, wenn sie einmal erklingen, unserer akademischen Jugend in Deutschland oft gar nichts mehr sagen. Auch das aber wird wieder einmal besser werden, wiewohl es mühsamer Erziehungsarbeit bedarf. Ich für meine Person benutze in meinen Vorlesungen und Veröffentlichungen gern jede sich mir bietende Gelegenheit, um zumal vom Standpunkt des Handschriftenforschers aus auf die Leistungen, Bemühungen und Schwierigkeiten der großen und kleinen Vorläufer der modernen Philologie und Geschichtsforschung hinzuweisen, liebe es, die Briefe der Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts zu lesen und für neue Untersuchungen nutzbar zu machen. Gestatten Sie mir,

daß ich Ihnen ein paar Lesefrüchte darbiete, die vielleicht auch andere an die Arbeit der Vergangenheit erinnern.

Wer die alten Ausgaben römischer Texte der Antike aus eigener Anschauung kennt oder auch nur aus dem Handbuch der classischen Bibliographie von F. L. A. Schweiger, Leipzig 1830—1834, das mir seit 1904 ein treuer Führer gewesen ist, begegnet oft der Erwähnung von Codices Rottendorffiani. Handschriften eines Bernhard Rottendorff benutzte Johann Friedrich Gronovius für Livius, Amsterdam 1665, für Seneca (de beneficiis) Amsterdam 1672, für Aulus Gellius laut der 2. und 3. Ausgabe, die erst der Sohn Jacobus Gronovius, Leiden 1687 und 1706 zum Druck bringen konnte, Samuel Tennulius für Frontini Strategematica, Leiden und Amsterdam 1675; Nicolaus Heinsius für Ovidius, Amsterdam 1658—61, für Claudianus, Amsterdam 1665, für Prudentius, Amsterdam 1667, für Lucanus laut der Nachlaßbenutzung durch P. Burman, Leiden 1740, für Vergil laut Burman, Amsterdam 1746. Diese Liste ist vielleicht nicht vollständig. Jedoch hoffe ich etwaige Lücken später ausfüllen zu können.

Wer war der hilfreiche Bernhard Rottendorff? Weder erwähnt ihn Bursian in der Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland (1883), noch haben ihm unsere Allgemeine Deutsche Biographie noch das Lexikon des gesamten Buchwesens, Leipzig 1935—37, Artikel gewidmet. In Nachschlagewerken finde ich Rottendorff nur bei Zedler[1]) und Jöcher[2]) in allerdings unzureichenden Abschnitten. Bibliographisch das meiste bietet die Münster 1799 erschienene Bibliotheca Monasteriensis von Frid. Mathias Driver, der sich vor allem auf die unveröffentlichte Mimigardia docta von Jodocus Hermannus Nünning stützt. Über seine berufliche Laufbahn und Tätigkeit hat Elisabeth Gördes[3]) mancherlei berichtet. B. Rottendorff war der älteste Sohn des gleichnamigen um 1640 verstorbenen Münsterer Stadtarztes, studierte in Helmstedt namentlich bei Henning Arnisaeus

[1]) Großes vollständiges Universal-Lexikon XXXII (Leipzig u. Halle 1742) S. 1245.

[2]) Allgemeines Gelehrtenlexikon III (Leipzig 1751) S. 2255.

[3]) Heilkundige in Münster i. W. im 16. u. 17. Jahrhundert: Beiträge für die Geschichte Niedersachsens u. Westfalens. Heft 47 (Hildesheim 1917) S. 16ff.

(Professor in Helmstedt 1613—1619, † 1636), wirkte seit 1637 neben dem Vater, dann nach dessen Tode bis 1659 als Stadtarzt von Münster, wurde Leibmedicus des Kurfürsten von Köln und Bischofs von Münster, Paderborn, Lüttich und Hildesheim Ferdinands von Bayern († 1650), 1650—1678 des Münsterer Bischofs Christoph Bernhard von Galen sowie des gelehrten Ferdinand v. Fürstenberg, Bischofs von Paderborn und Münster († 1683), und starb 1685 oder 1686. Einige Veröffentlichungen von ihm hingen mit seiner ärztlichen Tätigkeit und naturwissenschaftlichen Bildung zusammen: Neuausgabe von Jodoci Lommii Observationes medicinales, Frankfurt 1643. Drucklegung von Johann Bapt. Ferrari, Flora sive de florum cultura, Amsterdam 1646 und 1664. Abfassung eines Consilium oder räthlichen Gutachten, die anhero schwebende Epidemische Hauptkrankheit oder Ungarische Fiebersucht betreffend, gedruckt zu Münster in Westfalen, bei Dietherich Raesfeldt, im Jahre 1665 und eines Consilium anti-dysentericum oder räthliches Gutachten die itzo hin und wieder einreissende rothe Ruhr betreffendt etc., apud eundem 1670[4]); Osnabrück 1679 und Köln 1692 als „Dreyfaches Gutachten von der neuen Fiebersucht, der rothen Ruhr und der Pest" zusammenfaßt und wiederholt. Auch als neulateinischer Dichter hat er sich versucht in einem kleinen Poem zu Ehren der Königin Christine von Schweden (handschriftlich in München, Universitätsbibliothek Manuskript 2^0 620) in einem Gedicht auf B. v. Mallinckrodt (ebenda), in Distichen „In Livium ab Johanne Fred. Gronovio recentatum" (ebenda), in einer Gratulatio ad inclutam Maguntiam, die er zu B. v. Mallinckrodts Werk über die Buchdruckerkunst (Köln 1639) beisteuerte, in einem „Centenarius hendecasyllabon zu Mallinckrodts De archicancellariis; nach Driver auch: „ad reverendissimum et illustrissimum Ferdinandum electum intimum cubicularium ab Alexandro septimo carmen gratulatorium, Carmen votivum ad eundem electum episcopum Paderbornensem. — Edidit et Alexandro Pontif. Max. obtulit Wilbrandi Weischeri, Collegii SS. Trinitatis ad Fontem salientem in civitate Monasteriensi Praepositi, Considerationes triginta, quibus moribundus adversus mortis horrorem excitari

[4]) Driver S. 124.

possit animarique. Antwerpiae ex officina Plantiniana Balthasari Moreti 1666. Legitur ad calcem auctoris ad Bernardum Rottendorffium epistula Item B. R. Noenia, in obitum immaturum Wilbrandi Weischeri etc." Er war es, der B. v. Mallinckrodt zu der 1635 verfaßten lateinischen Autobiographie anregte, die 1911 H. Keussen veröffentlichte. Was für mich das Anziehende an Rottendorff ist, sind seine historisch-philologischen Interessen, seine weitausgedehnten bibliographischen Kenntnisse, seine emsige und außerordentliche Tätigkeit im Sammeln von alten Drucken und Handschriften und die Hilfsbereitschaft, mit der er die von ihm oft unter eigenen Opfern angekauften Bücher Freunden und Bekannten selbstlos zur Verfügung stellte. Zu eigenen historischen oder philologischen Veröffentlichungen fand er bei seiner unruhigen Tätigkeit, die ihn zu vielen Reisen durch Nord- und Westdeutschland, durch die Niederlande, zu Reisen nach Regensburg und anderwärtshin zwang, wenig Zeit. Immerhin gab er Münster 1636 als erster — aus einer Liesborner Handschrift — das im 12. Jahrhundert entstandene Chronicon Hugonis Floriacensis heraus und ließ die von seinem Schirmherrn Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn und Münster, gesammelten und bearbeiteten Monumenta Paderbornensia zuerst Paderborn 1669, neuerdings bei Elzevier, Amsterdam 1672, erscheinen. Die von ihm vorbereitete Erstausgabe der Relatio mag. Oliveri Coloniensis scolastici de expeditione Jherosolimitana kam offenbar nicht zustande.

Alles das bildet nur einen kleinen Teil seines Wirkens für die Wissenschaft. Trotzdem Rottendorff als Stadtarzt und als bischöflicher Leibmedicus, als ärztlicher Berater vieler Prälaten, Aristokraten und Patrizier namentlich der westfälisch-rheinischen Lande und Städte stark in Anspruch genommen war und Jahr für Jahr viele beschwerliche Reisen nach Bonn, nach Köln, nach Paderborn, Hildesheim, nach Regensburg usw. machen mußte, fand er Zeit zur Korrespondenz mit vielen Gelehrten und zum Besuch von Büchersammlungen. Durch eine Studie von Kurt Ohly [5]) wissen wir, daß er seinem alten Freunde Bernhard von Mallinckrodt, dem Domdechanten von Münster, regel-

[5]) In den Westfälischen Studien A. Bömer zum 60. Geburtstag gewidmet, Leipzig 1928, S. 55, 59, 61.

mäßig Listen von Incunabeln aus den Bibliotheken von Emmerich (Kreuzherren), Köln (Kartäuser, Kreuzherren, Dominikaner), Kuijk (Kreuzherren), Marienforst (Birgitten), Osnabrück (Dominikaner) u. a. Stätten verschaffte, aus seinem Briefwechsel[6]), der nur zu einem kleinen Teil gedruckt und bekannt ist, daß er nicht nur überall, wohin er kam, die Bibliotheken besuchte, sich die Merkwürdigkeiten notierte und, wenn es nur irgend ging, Drucke und Codices ankaufte oder sonstwie erwarb, sondern daß er sich auch beeilte, seinen Freunden nah und fern, mochten sie nun in Deutschland oder Holland oder in Schweden sein, Kunde von dem Gesehenen und Gesammelten zu geben und sie Frucht daraus ziehen zu lassen. Ich will das vorerst nur an den Briefen zeigen, die seit langem in der Sylloges epistolarum des Petrus Burman stehen[7]), und namentlich an den unveröffentlichten, die an Joh. Friedrich Gronovius gerichtet, im Original Eigentum unserer an Gelehrtenbriefen ganz außerordentlich reichen Universitätsbibliothek München sind[7a]). Die Betrachtung der einzelnen Angaben ist besonders ergiebig, wenn damit die Frage nach dem Woher und dem Wohin der benutzten Codices gestellt wird.

Der Briefwechsel mit dem bedeutenden Hamburger Philologen Joh. Friedrich Gronovius (1611—1671), der 1642—1658 Professor der Geschichte und Eloquenz in Deventer, 1658—1671 Graecist und Historiker, Bibliothekar, Rektor der Universität Leiden gewesen ist, setzt in den Münchner Originalen (Ms. F 620) mit dem 27. April 1647 ein. Rottendorff bietet seine Unterstützung der von Gronovius vorbereiteten Senecaausgabe an und empfiehlt außer für Seneca auch für Statius, Vergilius, Prudentius, Valerius Maximus seine Handschriften: ‘Anterioribus diebus, vir clarissime, d. Kinschotius[8]) politi ingenii et exquisitae

[6]) Handschriftlich erhaltene Briefe sind z. B. in Wolfenbüttel Gud. lat. 13 no. 5 (v. Mallinckrodt an B. R.), Amsterdam III E 8 u. VI F 28 u. 29 (Korr. mit I. Vossius) und in der Bollandistenbibl. Brüssel.

[7]) Tom. V 263—273 an u. von Heinsius. — Übrigens wird Rottendorff in Burmans Briefsammlung häufiger erwähnt, als man nach den Registern glauben sollte.

[7a]) Ich meine die in München erhaltenen Briefe, wenn ich nicht ausdrücklich eine Quelle angebe. Originalentwürfe der Gronoviusbriefe an R. in München Ms. Q. 644 f.

[8]) Caspar von Kinschot (1622—1649), seit 1646 in Münster unter den

eruditionis iuvenis, me visitabat atque inter cetera singularis Tuae doctrinae et virtutis honorificentissimam faciebat mentionem addebatque te novam in praesens operum Senecae adornare editionem; cui fini, si antiquam aliquam suppeditare possem, non exiguam me apud Te positurum gratiam. Accepi narrationem cupidissimis auribus ac, ne hanc in rem asymbolus invenirer, cepi scrutari reculas meas ac in omnes bibliothecae meae forulos oculos curiosissime inferre. Et ecce, praeter geminum idque vetus satis nobilissime auctoris exemplar septem de beneficiis libros eosque in membranis ac mss. seorsim reperio. Atque hos ipsos cum dictis exemplaribus, quod commodare nonnihil praeclaris conatibus Tuis illos sperem posse, utraque quod aiunt manu praesento offeroque. Quod praeterea si animo aliquando Tuo collubitum fuerit, mi Gronovi, totum nobis dare Statium, servient Tibi haut gravatim membranae meae memorandae antiquitatis.' Daß damit der nur die Thebais enthaltende Leidener Codex XXIII Gronov. 67 saec. XIII, der sich schon 1644 in Rottendorffs Besitz befand, gemeint sein dürfte, ist im Hinblick auf das 'totum' unwahrscheinlich. Rottendorff bekam im Laufe der Zeit mehrere Statius-Handschriften, so verzeichnet er am 14. Dec. 1664 einen 'Statius totus'. Der Brief vom 27. April 1647 fährt fort: 'Idem et esto iudicium de Virgilio, Lucano, Prudentio, Valerio Maximo et pluribus aliis auctoribus, qui in musaeo meo mss. adservantur.' Am 27. Mai 1647 meldet er: 'Mitto in praesens, mi Gronovi, Senecam de beneficiis Ms., subsequentur reliquae editiones prima occasione.' In der 1649 bei Elzevier erschienenen Ausgabe finden wir den Codex benutzt, es ist der Gudianus lat. 274 saec. XII unbekannter mittelalterlicher Herkunft der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, der dem Nazarianus nahesteht, wohl auch westdeutschen Ursprungs ist. Rottendorff suchte weiter nach Seneca. 11. Juni 1647: 'Audio, quod alicubi ad Rhenum totus Seneca, in membranis eleganter scriptus, delitescat, quem totus iam venor; is, ubi praeda mihi factus, itidem sine mora ad te excur-

holländischen Delegierten für die Friedensverhandlungen, im Kreise der Zeitgenossen besonders als neulateinischer Dichter gerühmt. Vgl. van der Aa, Biographisch Wordenboek der Nederlanden. IX (1860) S. 193ff.

ret. Scripsi super hac re anterioribus diebus in aulam nostram[9]) ad doct. Welandum, collegam et amicum mihi fraterrimum, ut minutatim in illum inquirat et, si possibile, quovis pretio, etiam interposita auctoritate Electorali, pro me redimat', 25. Oktober: 'Nunc hac hora conscendo rhedam, Bonnam excursurus ad Serenissimum Electorem Coloniensem. Inquiram iam minutatim in Senecam ms., nihil tamen certi promittere possum. Nactus nuperis diebus aliquot codices memorandae antiquitatis, in quibus et deprehendi Senecae epistolas et eiusdem librum de clementia, Lipsiae anno 1503 in fol. edita', am 18. August 1648: 'Ab illo tempore, quo postremas meas vidisti, secundo Bonnam ad Serenissimum Electorem accersitus inquisivi minutatim tunc ad Rhenum in Senecam ms., sed frustra. Incidi tamen Werthinae ad Ruram in aliquot eiusdem epistolas, sed, quia illae a recenti manu, indignas iudicans, ut magno aere redimerentur.' Am 22. Mai 1651: 'Ni molestum remitte per occasionem duas illas editiones Senecae et Ms. de beneficiis. Nactus his diebus declamationes Senecae rhetoris in membranis Ms.' Mit dem letztgenannten Codex kann Gud. lat. 218 saec. XIV gemeint sein, der allerdings nicht eigentlich den Text, vielmehr 'Scholia in M. Annaei Senecae declamationes' enthält. Indem Rottendorff 'Werthina ad Ruram' nennt, verrät er eine der Quellen seiner Handschriftenerwerbungen: die Bibliothek des alten Benediktinerklosters Werden an der Ruhr, deren Schätze, soweit noch bei der Säkularisation von 1803 vorhanden, nach Berlin, Bonn, Darmstadt, Düsseldorf, Münster kamen, jedoch in mehreren Fällen bereits im 16 und 17. Jahrhundert auf die Wanderschaft gegangen waren. Es ist eine bisher unbekannte Tatsache, daß Rottendorff, der, wie erwähnt, B. v. Mallinckrodt eine Liste von Werdener Inkunabeln lieferte, auch Werdener Mss. benutzt, ja erworben hat. In jenem Brief vom 18. August 1648 bemerkt er nach Erwähnung des Nichtankaufs des Werdener Exemplars von Senecas Briefen: 'Nactus tamen Salustium Ms., item Psychomachiam Prudentii necnon Sedulii, Aratoris ac Prosperi poemata omnia in membranis antiquissimis eleganter Mss.' Mit Sicherheit ist mindestens eine Handschrift zu identifizieren:

[9]) Bonn, wo der Kurfürst zu residieren pflegte.

Wolfenbüttel Gud. lat. 109, ein Codex mit Rottendorffs Besitzeintrag von 1664, der nicht das Jahr des Erwerbs, sondern der Katalogisierung bzw. der Ausleihe an einen Freund bezeichnet. Der Gudianus saec. XII beginnt mit der Psychomachie des Prudentius, bringt fol. 13—19 Sedulius, f. 40—61 Arator, fol. 62—80 Prosper. Gegen die Richtigkeit meiner Gleichsetzung könnte bei oberflächlicher Betrachtung sprechen, daß G. Milchsack in der Beschreibung der Handschrift die Werdener Herkunft nicht erwähnt, sondern fol. 80^{v} den Eintrag des 15. Jahrhunderts 'Liber monasterii S. Ludgeri prope Helmstede' anführt. Gerade von diesem Eintrag aus ist jedoch der Schritt nach Werden möglich. Denn das Helmstedter Benediktinerkloster S. Ludgeri ist von Kloster Werden aus gegründet worden und unterstand den Äbten dieses Klosters, so daß es in mehreren Fällen seit dem Mittelalter vorgekommen sein wird, daß Werdener Handschriften nach Helmstedt abgegeben, umgekehrt und zwar besonders wohl, als die Reformation die Helmstedter Mönche vertrieb, einzelne Codices von Helmstedt nach Werden gebracht wurden. Ich rechne dazu außer dem Gudianus auch den 'Liber monasterii s. Ludgeri prope Helmsted' saec. XV mit Arnoldi de Villa Nova Regimentum sanitatis in Münster Universitäts-Bibliothek Ms. 318 (Ständer no. 732). An Sallusthandschriften aus Rottendorffs Besitz lassen sich mehrere nachweisen: Werdener Herkunft ist am glaubhaftesten für den Gud. lat. 125, den G. Milchsack ins 13. Jahrhundert setzt. Er enthält allerdings außer Sallust auch die Proverbia Wiponis und Lucani Pharsalia, von denen obiger Brief nichts sagt. Ich möchte auf die Nichterwähnung des Lucanexemplars hinter den Sallusttexten kein großes Gewicht legen. Denn die Aufzählungen von Handschriften in der Korrespondenz geben ja keine genauen Beschreibungen. Einen Lucan wie einen Prudentius besaß übrigens Rottendorff schon im April 1647. Es liegt mir fern, behaupten zu wollen, daß Rottendorff damit die Werdener Handschriften gemeint haben müßte. Wenn er aber am 25. Oktober 1647 vor der ersten Suche nach dem „am Rhein" lagernden Seneca nicht nur sagt, er habe 'geminum Valerii Maximi exemplar ms.' bekommen, sondern hinzufügt: 'In praesens fragmentum psichomachiae Prudentii, idem eiusdem contra Sym-

machum libros duos mitto', gibt das jedenfalls für die Zeitansetzung der Werdener Erwerbungen zu denken: sie sind wohl nicht erst 1648 bei der 2. Senecasuche gemacht. Denn der mit der Psychomachie des Prudentius beginnende Codex Gud. lat. 109, den wir am 18. August 1648 von Rottendorff erwähnt sahen, ist tatsächlich ein Fragment, da die ersten 39 Verse fehlen, so daß wir ihn ohne Leichtsinn mit dem 'Fragmentum psichomachiae Prudentii' identifizieren können, das Rottendorff schon im Oktober 1647 besaß.

Sehen wir die Briefe weiter durch, so beobachten wir, wie Rottendorff sich bemühte, Liviusdrucke und Liviushandschriften für Gronovs Ausgabe zu beschaffen. 'Venor aliquot decades Livii nunquam editas', schreibt er am 18. März 1650 an Gronovius, 'quae ubi mihi praeda factae fuerint, quod opera magni imperii principis futurum spero, praepropere itidem ad Te perscribens. Idem esto iudicium de aliquot aliis bonis auctoribus mss.' Und er fügte die Bemerkung hinzu, er habe ein Verzeichnis der Codices seines Besitzes an Isaac Vossius nach Schweden geschickt. Rottendorff stand also auch mit Isaac Vossius (1618—1689), einem der erfolgreichsten Handschriftenjäger aller Zeiten, in Verbindung[10]), und es wird noch zu verfolgen sein, ob Vossius nicht Rottendorffs Bibliothekskenntnisse und Bücherschätze für seine Ausgaben, für seine Privatsammlung und die Bibliothek Christines von Schweden nutzbar gemacht hat. Livius wurde von Rottendorff nicht aus dem Auge gelassen. Im Juli 1650 berichtete Nicolaus Heinsius aus Stockholm an Gronovius[11]) unter Berufung auf Johannes Freinshemius, damals in Uppsala: 'Aiebat nuper Rottendorffium scripsisse nescio quid de inventa magni auctoris decade aliqua prope Coloniam in monasterio hactenus mihi ignoto', und Rottendorff selbst am 8. April 1651 an Gronovius: 'Potissimam praecedentis anni partem ad Rhenum apud Serenissimum Electorem Coloniensem, aeternae et gratissimae memoriae principem, transegi. Sub idem tempus, quando feriabar a negotiis, quae dictum principem tangebant, varias bibliothecas excussi et minutatim inquisivi in Livium ms., sed nihil depre-

[10]) Zwischen den beiden gewechselte Briefe in Amsterdam, Univ. Bibl. Ms. III E 8 202, 223; VI F 28 18, 132, 29 55 erhalten.

[11]) Burmanni sylloges epistolarum III 242.

hendi praeter antiquas aliquot editiones. — — Interim nondum spes omnis decollavit indipiscendi unam aut alteram decadem ms. Iam scripsi de hac re Coloniam, Maguntiam, Viennam, et ubi plus otii nactus excutiam unam alteramve adhuc bibliothecam mss. codicibus refertam. Pater Horrion[12]) S. J. presbyter ante aliquot annos sesquidecadem edidit, sed vereor, ne et illa fuerit supposititia; ubi in hanc incidero, praepropere ad te mittam'[13]). Einstweilen vertröstete er den Freund mit anderen Nachrichten: 'Ni erro, videor audisse ex d. Mallingrodio, quod Claudianus ab Heinsio iam editus sit cum fuso commentario, vel edendus. Si quidquam mihi de hac re constitisset, potuissem geminas Claudiani membranas illi suppeditasse. Describe, quid sit rei. Nuper aere meo redemi aliquot optimae notae codices calamo exaratos et memorandae antiquitatis. Spero me propediem visurum plurima ex operibus Ciceronis in membranis, item ex Ovidio. Et ita notabile augmentum iam sumpsit bibliotheca mea mss. Vidistine Anticlaudianum Alani ab Insulis, me hercule egregium poema? Iuvenalem in membranis secundo accepi.' Der Alanuscodex ist Gud. lat. 202 saec. XIV, die beiden Juvenalhandschriften Rottendorffs sind Leiden XVIII. Per. 38 saec. XV, den unser Sammler schon 1648 hatte, und Wolfenbüttel Gud. lat. 156 saec. XI. 'Idem esto iudicium de Sallustio et pluribus aliis.' Horrions Ausgabe des 33. Liviusbuches nach dem 1615 in der Bamberger Dombibliothek entdeckten Codex erwies sich als vorhanden und wertvoll, konnte am 21. Mai 1651 an Gronovius übersandt, weiteres Nachforschen in Wien, Köln, Mainz versprochen werden. Mit der Hs. einer unveröffentlichten Dekade scheint es nichts gewesen zu sein. Die Öffentlichkeit würde sonst davon gehört haben. Am 3. Juni 1651 schreibt Rottendorff an Gronovius: 'Tantillam moram aequo adhuc animo feres, propediem videbis Livium, quem hac die Colonia expecto.' Was dem Herausgeber schließlich zur Verfügung gestellt und in seiner Ausgabe des Jahres 1665 erwähnt wurde, war eine Abschrift der 1. Dekade, die in ziemlich vielen Exemplaren ver-

[12]) Vgl. Ch. Sommervogel, Bibliothèque de la compagnie de Jésus IV (1893) S. 459f.

[13]) Diese Kunde gab Gronovius gleich an Nic. Heinsius weiter, vgl. Burmanni Sylloges III 256. Die Rottendorffhs. ist der Gud. lat. 202 saec. XIV.

breitet ist. Es handelt sich um eine Handschrift, die jetzt in der Universitäts-Bibliothek Leiden liegt[14]): XXIII Gronov. 1 saec. XII. Interessant ist, daß Gronovius wissen wollte, woher Rottendorff den Livius hatte, und daß der Erwerber am 27. August 1663 etwas geheimnisvoll antwortete: ‘Scire expetis, mi celeberrime Gronovi, unde locorum ad me pervenerit et quam diu mei iuris fuerit decas illa Livii, quam pronuper ad Te misi. Laconum more me expediam. Redemi illam meo aere ab homine ecclesiastico nostrate talium curiosissimo. Qui illum alicubi ex antiquissima bibliotheca eruit, ita ut vix illius possessor annuus sim; ac asseverare ausim, non esse eundem cum eodem codice, ex quo excerpta quaedam Tibi olim ab amico communicata.’ Aus dem ‘annuus’ möchte ich den Schluß ziehen, daß Rottendorff 1662 einen Liviuscodex, nämlich den aus Paderborn stammenden Leidener Band hatte, eine — wie alte? — Notiz in der Handschrift verrät uns, daß sie bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts Eigentum der Dombibliothek Paderborn gewesen ist: ‘Egregius vir d. Henricus de Haxthusen utriusque iuris doctor, decanus ecclesiae Paderbornensis ac artium magister praesentem librum Livi pertinentem librariae praedicte ecclesiae fecit ligare et conservare’ usw.[15]); und daß wir sie nicht dem Coloniensis gleichsetzen dürfen, da die Jahreszahlen in den Briefen zu stimmen scheinen. Sind die Daten richtig, so hat er den Kölner Band schon 1652 verschickt. Am 25. Februar 1652 meldete er ja: ‘Tandem aliquando liberavi fidem meam in transmittendo Livio; quod maturius fieri non licuit ob nuperos illos motus Brandenburgicos, qui adeo infestabant vias, ut nemo tutus Colonia ad nos posset commeare. Spero interim Te aliquando eundem auctorem ms. visurum per me. Mitto in praesens nonnullos codices mss., in quibus fortean quid invenies, quod propitiabit genium tuum.’ Wir müssen also unterscheiden zwischen dem Coloniensis, den Gronovius 1652 erhielt, vielleicht Wolfenbüttel Gud. lat. 11 mit der in Italien saec. XV geschriebenen 1. Dekade, und dem

[14]) Ich hatte mir seit langem den Codex als Rottendorffianus angemerkt, hätte ihn trotzdem bei der Abfassung dieses Aufsatzes vergessen, wenn ich nicht durch Dr. B. Bischoff rechtzeitig an ihn erinnert worden wäre.

[15]) Ich folge dem gedruckten Leidener Katalog von Geel. — Andere Codices des Paderborner Domes in Leipzig (Stadtbibliothek), München (Clm 10027), Trier (Dombibliothek), Wolfenbüttel.

Paderbornensis saec. XII, der 1662 an Gronovius kam und bei ihm blieb, jetzt in Leiden aufbewahrt wird. Der junge Coloniensis erwies sich wohl als zu unbedeutend, um in der Ausgabe erwähnt zu werden. Ich notiere noch einiges andere aus den in München erhaltenen Briefen.

3. Juni 1651: 'Nuperis diebus membranis antiquissimis onustus veni domum, quarum catalogum iam ad te mitto. Scias tamen multo plures etiam nunc adservari in meo museo. Aulum Gellium vidi praecedenti anno ad Rhenum, verum illo potiri nequeo, nisi fuero praesens. Duos tamen inveni libros in membranis illis, quas anterioribus diebus magno meo aere redemi. Sunt et in his quaedam, quae forte cum fructu servient clarissimo Heinsio, sed volo, ut fideliter remittantur. Declamationum Senecae habeo tria exemplaria, quae pariter, si arrideant, transmittam — — — Scio ubi lateat Valerius Maximus ms. et iam ante annum duos codices mss. cum duabus editionibus suppeditaram Tollio[16]). Venor in praesens aliquot alios adhuc libros calamo scriptos; qui ubi mihi praeda facti, praepropere eorum nomina te ad proscribam.' Es folge erst einmal der Katalog, der wohl bemerkt nicht ein Gesamtverzeichnis der Bibiliothek Rottendorffs ist — wir kennen ein solches leider noch nicht —, sondern die stattliche Liste eines einzigen Beutezuges durch verschiedene westfälisch-rheinische Büchereien. Es folge gleichzeitig der Versuch, die betreffenden Handschriften zu identifizieren.

Cod. Mss. in fol.

1. Rabi Moysis Aegypti opera nunquam edita = Wolfenbüttel Gud. lat. 77 in 2^0 saec. XIV/XV.

2. Nicolai Trivethi expositio declamationum Senecae, itidem nunquam edita; mortuus in Anglia sub Edwardo tertio 1328 = Wolfenbüttel Gud. lat. 171 in 4^0 saec. XIV (1358).

3. Metamorphoseos Ovidii lib. XV cum notis = Wolfenbüttel Gud. lat. 123 in 2^0 saec. XIV.

---

[16]) Cornelius Tollius († 1654), zuletzt Professor des Griechischen an der Universität Leiden, vgl. van der Aa, Biogr. Woordenboek XVIII 175f. Sein Plan einer Ausgabe des Valerius Maximus wurde durch den Tod vereitelt.

In 4^0.

4. Lilium medicinae Gordiani = ?

5, 6. Opera Prisciani; geminum exemplar = ? Es kommen in Frage Wolfenbüttel Gud. lat. 244 saec. XI/XII (Rottendorffianus, aber Formatunterschied), Gud. lat. 64 in 2^0 (Formatunterschied!) saec. IX/X, Gud. lat. 217 in 4^0 saec. XIII, aber auch Leiden XVIII Per. Q. 65 saec. XII.

7, 8. Rhetoricorum ad Herennium lib. IV; geminum exemplar; 7 vielleicht = Wolfenbüttel Gud. lat. 209 in 4^0 saec. XV oder Leiden XXIII Gron. 22 saec. XII und 6 saec. XIV/XV.

9. Ciceronis rhetoricorum seu de inventione rhetorica lib. II.

10. Chalcidii Timaeus Platonis.

11. Macrobii in somnium Scipionis.

8—11 = Wolfenbüttel Gud. lat. 153 in 4^0 saec. XIII.

12. Excerptum speculi historialis anonymi = Wolfenbüttel Gud. lat. 139 in 2^0 saec. XIV.

13. Prosperi lib. II de vocatione gentium.

14. Leonis papae epistolae ad Juvenalem episcopum Hierol. Julianum episcopum, August. Pulcheriam, August. Leonem et ad Constantinopolitanos etc.; 13 und 14 = Wolfenbüttel Gud. lat. 179 in 4^0 saec. IX/X.

15. Hieronymi commentaria in psalmos = Wolfenbüttel Gud. lat. 269 in 4^0 saec. VIII.

16. Opera Terentii = Wolfenbüttel Gud. lat. 193 in 4^0 saec. XII/XIII.

17. Summa magistri Gualtheri de universa medicina et alia plura = ?

18. Henricus de Hervordia de conceptione beatae Mariae virginis etc. = ?

19. Cantica Avicennae cum commento Averrois = ?

20. Arithmetica Boethii = ?

21. Opera Petri Alphunsi = ?

22. Flores ex omnibus bonis auctoribus excerpta = ?

23. Glossa super Salustium = ?

24. Expositio epistolarum Horatii amplissima. Mit 25 = Wolfenbüttel Gud. lat. 160 in 4^0 saec. XIII/XIV.

25. Cicero de senectute; item de amicitia.

26. Vegetius de re militari = Wolfenbüttel Gud. lat. 201 in 4^0.

27. Alanus de planctu naturae, nondum editus = Wolfenbüttel Gud. lat. 202 in 4^0 saec. XIV.

28. Arnulphi Aurelianensis ampla glossa super Lucanum = Wolfenbüttel Gud. lat. 275 in 4^0 saec. XIII.

29. Juvenalis cum amplo commentario = Leiden Univ.-Bibl. XVIII Per. 38 saec. XIV oder Wolfenbüttel Gud. lat. 156 in 4^0 saec. XI.

30. Almagestus Ptolomaei; eiusdem itinerarium stellarum = Wolfenbüttel Gud. lat. 147 in 4^0 saec. XIV.

31. Declamationes Senecae = Wolfenbüttel Gud. lat. 218 in 4^0 saec. XIV.

32. Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri V.

33. Cicero in Timaeum Platonis.

34. Auli Gellii noctium Atticarum lib. II.

35. Theoria geometrica.

36. Expositio super Boethium de consolatione philosophiae.

32—36 = Leiden XXIII Gron. 21 saec. XI.

37. Ovidii de Ponto lib. IV cum notis.

38. Achilleidos Statii lib. II.

39. Claudianus de raptu Proserpinae.

37—39 = Wolfenbüttel Gud. lat. 228 in 4^0 saec. XIII/XIV.

40. Glossae amplae super Virgilium.

41. Glossae super Terentium.

42. Glossae super Juvenalem fusissimae.

43. Glossae super Catonem.

44. Glossae super Ovidium de arte amandi.

45. Glossae super Ovidium de remedio amoris.

40—45 = Wolfenbüttel Gud. lat. 155 in 4^0 saec. XIII/XIV.

46. Glossae super metamorphosin Ovidii.

47. Glossae super diversos Ovidii libros et Thebaidos Statii.

48. Glossae super Ovidii lib. de tristibus.

49. Glossae super epistolas Ovidii.

50. Glossae super Achilleidos lib. Statii.

51. Glossae super Claudianum.

52. Glossae super Avianum.

53. Glossae super Ovidium de Ponto.

54. Glossae super varia Ovidii.

46—54 = Kopenhagen Fabric. 29 in 2^0 saec. XIII.

55. Cicero de optimo genere oratorum, eiusdem paradoxa et oratio pro M. Marcello = ?

56. Magister Gerhardus super viaticum Constantini = ?

57, 58. De ludo schachorum, liber intitulatus Summa virtutum; exemplar geminum = Wolfenbüttel Gud. lat. 218 in 4^0 saec. XIV und ?

59. Naturales quaestiones Aristotelis et plura alia = ? Es ist nicht unmöglich, daß Wolfenbüttel Gud. lat. 2^0 10 saec. XV gemeint ist, in dem die Libri VII de quaestionibus naturalibus zwischen anderen Werken Senecas stehen und auch ein Aristotelesexcerpt zu finden ist. Der Band ist allerdings ein Foliant.

60. Quaestiones Joannis de Ganduno vel Janduno in lib. Aristotelis de anima = ?

In 8^0.

61. Claudiani de raptu Proserpinae lib. 3 = ?

62. Statii Achilleidos lib. 2 = ? Es ist möglich, daß 61 u. 62 mit Leiden XXIII Gronov. 87 saec. XIII erhalten sind.

63. Ciceronis Tusculanae quaestiones = Wolfenbüttel Gud. lat. 293 in 8^0 saec. XII/XIII.

64. Commentaria vel potius moralizationes in metamorphosin Ovidii auctore Thoma Walleis, qui vixit an. 1333 = ?

65. Declamationes Senecae = ?

66. Ovidius de arte amandi cum notis brevibus = Wolfenbüttel Gud. lat. 313 in 8^0 saec. XIII/XIV.

67. Fulgentii mithologiarum lib. III et de allegoria librorum Virgilii lib. I etc. = Wolfenbüttel Gud. lat. 333 in 8^0 saec. XII mit Rottendorff — Besitzvermerk von 1651.

68. Cato cum glossa = Wolfenbüttel Gud. lat. 308 in 8^0 saec. XIV.

69. Facetus.

70. Fayfacetus.

71. Contemptus mundi.

69—71 = Wolfenbüttel Gud. lat. 307 in 8^0 saec. XIV/XV.

72. Palpanista Bernardi = ?

73. Omne punctum sive de contemptu bonorum temporalium magistri Godefridi = ?
74. Avianus novus = ?
75. Aesopus = ?
76. Theodulus = ?
77. Avianus = ? Wolfenbüttel Gud. lat. 288 in 8° saec. XIV.
78. Phisiologus Theobaldi = ? Metrica
79. Pamphilus = ? tractant,
80. Gameratitus = ? nescio num
81. Glossae aliae super Catonem = ? editi.
82. Glossae Aviani = ?
83. Glossae Theodoli = ?

(Die Aufzählungen 69—85 und 86—88 durch je eine Klammer zusammengefaßt)

84. Maximianus alias Cornelius Gallus = ?
85. Poetria nova = Wolfenbüttel Gud. lat. 286 in 8° saec. XV.
86. Guidonis Aretini musica = Wolfenbüttel Gud. lat. 334 in 8° saec. XI. non editi.
87. Odonis Cluniacensis musica = ?
88. S. Bernardi musica = ? Kassel Math. 8° 4 saec. XI/XII (Mitteilung von A. Duch)
89. Divi Augustini musica = ?
90. Didascalicon Hugonis = ?
91. Innocentius de miseria conditionis humanae nunquam editus = ?
92. Historia Apollonii metrice = ?
93. Labyrinthus metrice et plura alia = ?

Omnes in membranis.

Wir kommen auf diesen Katalog noch mehrfach zurück. Einstweilen stehen wir noch in der Interpretation des Briefes vom 3. Juni 1651. Den rheinischen Aulus Gellius kann ich zur Zeit unter den erhaltenen Rottendorffhandschriften nicht nachweisen, wohl aber das angeblich nur die beiden ersten Bücher enthaltende Exemplar, das in obigem Verzeichnis unter no. 34 steht. Wir wissen aus einem Schreiben des Johannes Fr. Gronovius an Nic. Heinsius vom 17. Februar 1652, daß Gronovius den unvollständigen Codex wirklich erhielt: ‘Misit mihi Rottendorffius aliquot libros mss. inspiciendos, in his glossulas super complura Ovidii, sed, quo maxime delector, duos priores Gellii

libros, quorum in fronte habetur illa praefatio, perinde ut in codice regio'[17]). Ja, in der Gelliusausgabe von 1706, in der sich Jacobus Gronovius stark auf die Vorarbeiten seines Vaters stützt, wird ausdrücklich bezeugt, daß Bernhard Eustachius Rottendorff[17a]), der in Abwesenheit seines Vaters Bernhard R. die Schlüssel zur Bibliothek hatte, am 5. Juni (1651) das Manuskript übersandt und Johann Friedrich Gronovius für den 5. November 1651 in sein Tagebuch eingetragen habe: 'Redii et inveni a Rottendorffio literas cum mss. Statio et vetere Gellio.' Und tatsächlich ist es als Gron. 21 in Leiden erhalten, für welchen Codex saec. XII. Geel die Rottendorffherkunft anmerkt und zu Auli Gellii Noct. Att. libri septem priores angibt: 'In vetere Indice codice praeposito errore dicitur inesse duos libros.' Später erhielt Rottendorff einen Gellius vom Kaiser Ferdinand III. (1637—1657) geschenkt; er meldete Gronovius am 30. Dezember (1657): 'Accepi ab imperatore omnia Auli Gellii opera eleganter scripta in membranis', am 19. Februar Nicolaus Heinsius[18]): 'Clarissimum Gronovium ad vos rediisse laetanter accepi; praevia salute velim ipsi indices, me a caesaria maiestate nactum omnia Auli Gellii eleganter mss., quae ipsi suppeditabo libens.' Am 19. März 1657 Joh. F. Gronovius an Heinsius[19]): 'Ab amplissimo Rottendorffio si mihi Gellium ms. impetraveris, gratissimum feceris', worauf Heinsius am 13. März antwortete[20]): 'Ad Rottendorphium si quas mox literas dedero, de Gellio faxo sim memor. Der Codex dürfte identisch sein mit dem Gud. lat. 23 mit Gellius und Fulgentii expositio sermonum antiquorum, wozu ursprünglich auch Gud. lat. 24 mit Varro de lingua Latina gehörte, initialengeschmückte Handschriften der italienischen Renaissance saec. XV. G. Milchsack hat an die Möglichkeit der Herkunft aus Rottendorffs Sammlung gar nicht gedacht, sondern vermutet, Gude habe die Codices in einer Goldschlägerei erworben. Die 3 Exemplare von Senecas Deklamationen könnte man mit Gud. lat. 10 in 2^0 s. XV, 168 in 4^0 saec. XIII, 218 in 4^0

[17]) Burmanni Sylloges III 290.

[17a]) Der Begleitbrief obigen Datums wie ein Schreiben vom 17. März sind in München Universitäts-Bibliothek ms. F. 620 erhalten.

[18]) Burmanni Sylloges V 263.

[19]) l. c. III 356.

[20]) l. c. 357.

saec. XIV identifizieren, wenn auch fürs erste Rottendorff als Vorbesitzer nur für 218 feststeht, dieses Ms. nicht die Deklamationen selbst, sondern Scholien zu ihnen enthält, 168 (im Mittelalter in Koesfeld) nur Auszüge. Auf Rottendorffherkunft wären von Valerius Maximus-Handschriften z. B. Gud. lat. 5 saec. XV, 39 saec. XIV/XV, 60 saec. XV, 166 saec. XIII zu prüfen. Am 10. November 1652 erwähnt Rottendorff seinem Freunde Gronovius gegenüber eine Horazhandschrift und zwei Vergilmss., sie alle in Pergament. Den Horaz kann ich noch nicht sicher nachweisen. Die Codices Vergiliani stellte er Nic. Heinsius zur Verfügung, schrieb diesem am 6. August 1662[21]) 'Anterioribus diebus, mi optime Heinsi, Holmia per Elzevirios geminas a te accepi, quibus a me Vergilii duos codices mss. petis, quos iam mitto'; am 18. Oktober hatte sie Heinsius schon in Händen[22]). Rottendorff ergänzte später seine Sendung, schrieb er doch am 14. Januar 1664 an Heinsius[23]): 'Transmitto antiquissimum Vergilium cum notis Servii, quem nuperis diebus nactum. His adiungo geminum exemplar Silii Italici, cuius ad marginem varias lectiones ex antiquissimis membranis ecclesiae Coloniensis desumptas sua manu adscripsit Joh. Livineus, vir clarissimus, Laevini Torrentii ex sorore nepos, alterum nescio, cum quo Romano codice collatum.' Lesarten der drei Rottendorffiani der Vergildichtungen findet man in Petri Burmanni iun. Ausgabe von 1746. Die Handschriften sind sicher Gud. lat. 164 in 4^0 saec. XIII/XIV (Besitzvermerk) Oxford Bodl. Auct. F 1. 16 saec. X mit althochdeutschen Glossen und vielleicht Gud. lat. 66 in 2^0 saec. X oder Budapest Landesbibliothek CLMAE saec. X ex. aus Werden. Die Siliuskollation des Livineius ist in Gud. lat. 344 erhalten; den Zusammenhang des Buches mit Rottendorff hat G. Milchsack nicht erkannt. Aus dem Briefwechsel Rottendorffs mit Heinsius erfahren wir auch weiterhin, daß unser Sammler diesem Dichtertexte verschaffte. Einige Proben mögen genügen. 20. März 1658: 'Nuper[24]) Coloniae Tristia Ovidii nactus manuscripta' — wohl Gud. lat. 192 saec. XIV,

[21]) Burmanni Sylloges V 265.
[22]) l. c. III 480.
[23]) l. c. V 266.
[24]) l. c. 264.

von dem Milchsack weder den Zusammenhang mit Köln noch mit Rottendorff notiert hat — 'et epigrammata Martialis' — d. i. Gud. lat. 157 saec. XIII/XIV, der also auch aus oder über Köln an Rottendorff kam —, 'quae alias rarius mss. vidi. Si iis indigeas, velim verbo notifices. — — Si tibi animus fuerit adornare novam editionem, prompte omnia suppeditabo. Idem esto iudicium de Lucano, qui pariter tertio vel quarto adservatur ms.' Am 9. Mai 1658: 'Transmitto[25]) Tristia Ovidii et epigrammata Martialis mss. quamvis multarum bibliothecarum forulos perreptarim, nusquam Martialem ms. offendi.' Heinsius fand den Martialistext allerdings nicht gut[26]). Lesen wir weiter! Nic. Heinsius an Gronovius Oktober 1660[27]): 'Lucani tria exemplaria a Rottendorffio accepi.' In Burmans Lucanus-Ausgabe von 1740 werden im Apparat Lesarten von drei durch Heinsius benutzten Lucancodices angegeben. Tatsächlich sind aus Rottendorffs Bibliothek mehrere Lucanhss. erhalten: Gud. lat. 125 saec. XIII, 190 saec. XIII, 325 saec. XIII; auch bei Gud. lat. 86, 178, 227, 229 ist Rottendorffprovenienz möglich. Seit 1663 wurde Rottendorff von J. F. Gronovius für Plautustexte zur Hilfe herangezogen, ohne viel bieten zu können; er meldet am 7. September: 'Nihil Plautini in museo iam extat ms. Plautum meum in membranis eleganter ms. domino Adriano Pavio[28]) vestrati volens nolens coactus olim fui cedere, quando is pacis tractandae causa apud nos hic commorabatur, quod dolenter significo.' Er sucht aber in der Dombibliothek Münster. 'Hesterna die', schreibt er am 14. September 1663 an Gronovius, 'Bibliotheca huius ecclesiae cathedralis me occupavit, minutatim simul in Plautum inquisivi, sed nihil in illa praeter unicum Plauti exemplar cum interpretatione Jo. Papt. Pii reperi, editum Mediolani — — 1500 in folio.' Dagegen ist er für Terentius besser gerüstet, sagt er doch in jenem Briefe vom 7. Sept. 1663: 'Terentius apud me tertio vel quarto ms., am 9. Aug. 1665: 'valde tuus Plautus

[25]) l. c. V 264.
[26]) l. c. III 387.
[27]) l. c. III 447.
[28]) Der holländische Bevollmächtigte bei den Friedensverhandlungen in Münster Adriaan Pauw (1585—1653) war ein eifriger Büchersammler, seine Bibliothek kam 1654 zum Verkauf. Darin erscheint: 'Plautus in perg. et Terentius cum notis Aelii Donati in perg., uno volumine.'

placet doctis. Si pari diligentia tractaris Terentium, apud eosdem non minorem posueris gratiam. Possum suppeditare quatuor codices mss.', am 2. April 1666: 'Exemplaria Terentii mea mss. propter pericula viarum non potui submittere.' Bestimmt stammt Gud. lat. 193 in 4^0 saec. XIII, ein Terenzexemplar der Soester Dominikaner, aus Rottendorffs Sammlung; vermutlich auch der 1433 von Oswaldus de Nordlinga geschriebene Gud. lat. 31 in 2^0.

Obwohl wir nur einen kleinen Teil seines Briefwechsels, geschweige denn Tagebücher haben, und ich mich auf Auszüge aus der mir bekannten Korrespondenz beschränkt habe, wird es den Lesern dieses Aufsatzes nunmehr klar sein, daß Bernhard Rottendorff einer der rastlosesten, uneigennützigsten, aber auch erfolgreichsten Handschriftensammler gewesen ist. Ein Bücherdieb war er offenbar nicht. Dank den guten Einnahmen, die er als Arzt hatte, dank den vielen Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten, namentlich Bischöfen, Äbten, Dompröpsten und anderen Prälaten konnte er nach Herzenslust suchen, kaufen, tauschen und dann mit seinen Schätzen den gelehrten Freunden nah und fern helfen. Gronovius schreibt einmal 1653 an N. Heinsius[29]: 'In reditu si Augustam accedes, forte et excurres Reginoburgum vel Ratisbonam. Invenies ibi Rottendorffium in comitatu episcopi Monasteriensis, non cessantem, ut ipse ad me scripsit, colligere si quid possit veterum librorum.' Wie in der Gegend von Regensburg suchte Rottendorff auch im Hildesheimischen Bücher zu erwerben. 'Hildesio redux praepropere ad te scribam quas membranas mss. nactus; item illis adiungam catalogum omnium meorum codicum mss. kündigt er am 6. August 1662 Heinsius an[30]; über den Erfolg wissen wir leider ebensowenig wie wir den versprochenen Katalog kennen. Die kurzen Listen, die er am 22. April 1663 und am 14. Dezember 1664 an Gronovius und an Heinsius[31] schickte, können uns nur unzureichend entschädigen. Gronovius schrieb er (Originalbrief in München): 'Ego nupera nostra peregrinatione inter cetera venatus sum codices aliquot mss. et in his mihi praeda facti:

[29]) Burmanni Sylloges III 310.
[30]) l. c. V 265.
[31]) Sylloges V 268.

Seneca rhetor;
Statius;
Solinus polyhistor;
Martianus Capella;
Sidonius Apollinaris;
Tusculanae quaestiones Ciceronis;
Fulgentii mythologiarum libri 3 et eiusdem de allegoria librorum Virgilii liber 1;
item Sextus Aurelius Victor;
Vegetius de re militari
et amplum glossema in Martianum Capellam.

Omnes illi codices scripti in membranis antiquissimis. De Chalcidio nuper coram Tecum egi; est mihi antiquissimus codex vere ante mille annos scriptus.' An Heinsius[32]: 'Mihi pronuper ex comitiis imperialibus reduci alicubi praeda facti aliquot codicis mss. In hiis

Statius totus elegans et vestustus;
Seneca rhetor;
Solinus polyhistor;
Martianus Capella et in illum commentarius;
Sidonius Apollinaris;
Fulgentii mythologiarum lib. 3 et eiusdem de allegoria librorum Virgilii lib. 1;
Sextus Aurelius Victor;
Vegetius de re militari;
Tusculanae quaestiones Ciceronis;
Chalcidius in Timaeum Platonis, codex antiquissimus ante annos 800 scriptus, et plures alii, in membranis eleganter scripti.'

Wir können die Handschriften einigermaßen identifizieren: Den Statius mit Gud. lat. 52 saec. XIV oder 54 saec. XI; den Seneca vielleicht mit Gud. lat. 10 oder 218; den Solinus und Martianus Capella (in einem Bande) mit Gud. lat. 133 saec. X; den Sidonius Apollinaris vielleicht mit einem Fabricianus in Kopenhagen, Ciceros Tuskulanen mit Gud. lat. 293 saec. XII/XIII; den

[32]) Sylloges V 268.

Fulgentius nicht mit Gud. lat. 333, da dieser Codex schon 1651 in Rottendorffs Besitz war, wohl aber: den Sextus Aurelius Victor und Vegetius mit Gud. lat. 84 saec. IX; die Glossen zu Martianus Capella mit Gud. lat. 180 saec. X; den — im Alter überschätzten — Chalcidiuscodex mit Gud. lat. 116 saec. XI. Da diese eine Handschrift aus Liesborn stammt und da Rottendorff auch früher schon Liesborner Codices bekommen hat, so Kopenhagen Fabric. 83 in 8° (Sallustius saec. XI ex.) im Jahre 1646 und Gud. lat. 320 (Arator und Sedulius saec. XI) ist es nicht unmöglich, daß die ganze oben aufgezählte Beute aus dem westfälischen Benediktinerkloster Liesborn geholt ist. Man könnte zur Stützung dieser These auf das Vorkommen der Mythologiae des Fulgentius und des Solinus de miraculis mundi im Liesborner Katalog von 1219 hinweisen, das Fehlen anderer Entsprechung mit der Unvollständigkeit des alten Bibliothekverzeichnisses erklären, an dessen Schluß es ausdrücklich heißt: 'Auctores gentiles et libros caeterarum artium require in Prisciano maiore.' Liesborn ist jedenfalls eine reiche Bücherquelle für Rottendorff gewesen, was ich noch in Kürze zu besprechen haben werde. Jedoch ist nicht von der Hand zu weisen, daß Rottendorff in seinen Listen zusammenfaßte, was er auf einer Reise in verschiedenen niederdeutschen Sammlungen an sich gebracht hatte. Diese oder eine andere Reise desselben Zeitraumes führte ihn sogar in die Bibliotheken von Frauenklöstern. Am 12. Oktober 1664 berichtete er in einem Schreiben an Gronovius: 'Insignem congeriem codicum mss. et editionum primaevarum bonorum auctorum nuper conspexi obiter in coenobio monialium huius patriae. Ubi illuc rediero, omnia minutatim excutiam.'

Die mir bekannten datierten Briefe Rottendorffs an J. F. Gronovius († 1671) hören 1666 auf, die an N. Heinsius († 1681) 1667. Einstweilen kann ich die Lücke von 1667—1685/86 nicht ausfüllen. Als Rottendorff 1685 oder 1686 starb, war wohl mancher Codex ausgeliehen, mancher auch verschenkt. Der größte Teil der Handschriften kam an den Rendsburger Marquard Gude (1635—1689), der schon 1658 mit Gronovius und dann durch ihn mit Rottendorff in Verbindung getreten war. Am 12. Oktober 1664 bedauert Rottendorff dem Gronovius gegenüber, daß der Holländer Samuel Sciassius und sein Begleiter Gude

ihn in Münster nicht angetroffen hätten. Dadurch, daß Gude 1683 als Gesandter des Königs Christian von Dänemark bei Bischof Ferdinand von Fürstenberg nach Münster kam, hatte Gude die Möglichkeit Rottendorffs Sammlung ganz oder zu einem großen Teil zu erwerben. „Wie Gude in den Besitz der Handschriften Rottendorffs gekommen ist, ist vollständig dunkel. Schwerlich durch direkten Kauf oder Geschenk. Vielleicht sind Rottendorffs Handschriften in den Besitz des Bischofs von Fürstenberg übergegangen, dessen Leibarzt er war, und auf diesem Wege in den Gudes[33]), sagt G. Milchsack[34])." Warum nicht durch Kauf aus dem Nachlaß? Ich kann die Frage hier nicht erörtern. An den Weg Rottendorff—Bischof Ferdinand (1661—1683)—Gude glaube ich nicht. Gudes Eintrag in den Rottendorffianus Wolfenbüttel Gud. lat. 85 'censeo codicem hunc annorum septingentorum et magni pretii esse. Marq. Gudius Anno MCLXXXVI' spricht mit seiner Jahreszahl für Erwerbung nach Rottendorffs vor Juli 1686 erfolgtem Tode. Jedenfalls beruht der Wert der vielgerühmten, vielbenutzten Gudeschen Sammlung lateinischer Codices und mit handschriftlichen Kollationen versehener Ausgaben nicht zum wenigsten auf altem Rottendorffschem Büchergut. Das muß betont werden, da es bei Milchsack nicht recht zum Ausdruck kommt. Der gelehrte Wolfenbütteler Bibliothekar hat (S. 290) nur 29 Rottendorffiani in Wolfenbüttel verzeichnet. Es sind sehr viel mehr. Ich will indessen diese Festgabe nicht durch eine lange Liste noch schwerer genießbar machen, um so weniger, als sie ohne eigene Nachforschungen und Vergleichungen der Einbände und Einträge in Wolfenbüttel selbst nicht vollständig und zuverlässig festgestellt werden könnte. Den einen und anderen Gudianus habe ich schon im Verlaufe der Untersuchung für einen Rottendorffianus erklärt, ohne in jedem einzelnen Falle mit Milchsack zu rechten. Zu den Rottendorff-Gudeschen Handschriften in Wolfenbüttel kommen die Rottendorff-Gude-Fabricischen in Kopenhagen hinzu, so Fabric. 81 in 8^0, 83 in 8^0, wohl auch Gl.

[33]) Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel IX (1913) S. XII.

[34]) Vgl. Lehmann in der Nordisk Tidskrift för bok-och biblioteksväsen XXI (1934) S. 35.

Kgl. S. 3394 in 8^0[35]); Fabrici.[36]) 29 in 2^0; AM[3] 825 in 4^0, wahrscheinlich noch einzelne andere Codices des J. A. Fabricius in Kopenhagen. Rottendorffiani sind ferner, ohne über Gude gewandert zu sein:

Kassel Theol. 4^0 29 (Vita S. Ludgeri, saec. XI) und Math. 8^0 4 (Tonarius Bernos von Reichenau, saec. XI/XII).

Leiden, Univ.-Bibliothek XVIII Per. 38 (Juvenalis und Persius saec. XV); XXIII Gron. 67 (Statii Thebais, saec. XIII); XXIII Gron. 1 (Livius saec. XII), XXIII Gron. 21 (Cicero, Aulus Gellius etc. saec. XII und vielleicht noch andere.

Oxford Bodl. Auct. F I 16 (Vergilius, saec. X).

Wien Nat. Bibliothek 2527 (Theophilus, Schedula div. artium saec. XII); 11236 (Theophilus, saec. XVII).

Ob Drucke und Handschriften aus der Rottendorffbibliothek in Budapest sind, werde ich erst später einmal untersuchen. Was ich hier geboten habe, sind sowieso nur die Anfänge zu einer Rekonstruktion und Geschichte der Sammlung eines Mannes, der gerade durch die Betrachtung seiner findig und klug geschaffenen, hochherzig zur Verfügung gestellten Bibliothek allmählich zu der verdienten Würdigung kommt. Alle in den Briefen und Listen genannten Codices wieder zu ermitteln, wird schwerlich gelingen. Der eine und andere Identifikationsvorschlag wird unsicher bleiben. Auch dürfte es kaum glücken, den ganzen Umfang und Inhalt der Rottendorffschen Bibliothek zu erfassen, sofern nicht vollständige Kataloge auftauchen. Der Briefwechsel mit Gronovius und Heinsius hebt besonders die Exemplare antiker Texte hervor, nur gelegentlich werden in dieser Korrespondenz auch mittelalterliche Werke genannt. Aus der mittelalterlichen Literatur zogen ihn hauptsächlich die Geschichtsquellen an, wie er schon 1636 in der Vorrede zu seiner Ausgabe Hugos von Fleury berichtet, daß er eine Handschrift der Chronik des Peter von Herentals besäße.

Die Lückenhaftigkeit der bisherigen Rekonstruktion nachdrücklich unterstreichend, erlaube ich mir zum Schluß kurz auf die oder einige Quellen der Rottendorffschen Handschriften-

[35]) a. a. O. XXII (1935) S. 116f.
[36]) a. a. O. XXIII (1936) S. 6.

sammlung einzugehen, da die Herkunftsbestimmung und der Nachweis des Zusammenhanges der Handschriften mit Rottendorff Neues bietet und die Zersplitterung zumal der norddeutschen Bibliotheken seit dem 17. Jahrhundert nun in ein klares Licht gerückt werden kann.

Eine wichtige Quelle, aus der Rottendorff für seine Privatbibliothek schöpfte, war Köln, das er als Leibarzt des Kölner Erzbischofs oft besuchte. Aus Köln ließ er sich z. B. Ovids Tristia und Martials Epigramme in Handschriften kommen, die ich vorhin genannt habe. Auch das 'Excerptum speculi historialis anonymi', das unter no. 12 in Rottendorffs Liste von 1651 vorkommt und m. E. dem von G. Milchsack als fragmentarisch erhaltenen 'Tractatus de gestis regum Francorum usque ad a. 769' Gud. lat. 139 gleichzusetzen ist, kam aus Köln an unsern Sammler. Es ist wohl seine Hand, die auf Bl. 1 vermerkt hat: 'Hic liber ex Lovanio devenit Coloniam, quo casu et iure incertum est.' In anderen Fällen wird Rottendorff sich Codices von nah und fern nach Köln und von da nach Münster haben kommen lassen. Mit Köln hängt zusammen seine Hs. von Cassiodors Variae mit Hinweisen auf Exemplare bei den Augustinern und den Minoriten von Köln Gud. lat. 95 in 2^0 saec. XV. Aus dem Kölner Benediktinerkloster S. Pantaleonis rührt her der — von Milchsack noch nicht als Rottendorffianus erkannte — Gud. lat. 131 saec. XI—XIV mit dem 3. Buche der Historia orientalis des Jakob von Vitry, der Relatio mag. Oliveri Coloniensis scolastici de expeditione Jherosolimitana und manchem anderen, und der wichtige Gud. lat. 69 saec. XI, XII und XIV mit Vitruvius de architectura und Theophili Schedula diversarum artium[37]). Vermutlich[38]) ist auch die von P. Claude Aubry saec. XVII angefertigte Kopie dieses Kölner Theophilustextes Wien 11236 einst in Rottendorffs Besitz gewesen. Sicher ist das für ein anderes Theophilusexemplar: Wien 2527 saec. XI ex., das an Rottendorff durch den genannten P. Claude Aubry, Beichtvater des Grafen von Servient, des französischen Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen in Münster,

[37]) Vgl. H. Degering in den Westfälischen Studien (1928) S. 252 und 262.

[38]) Degering a. a. O. S. 260ff.

kam und Rottendorffs Besitzeintrag von 1646 trägt[39]). Reiche Beute heimste Rottendorff wohl bei mehreren Besuchen in der Bibliothek des alten Benediktinerklosters Liesborn ein. Schon 1635 konnte er eine — jetzt verschollene — Handschrift der Chronik Hugos von Fleury für seine Ausgabe benutzen: 'Huc tandem accedunt membranae nostrae mss. quas admodum rev. et eximie doctus d. Hermannus Zur Geist, antiquissimi coenobii O. S. B. in Liesborn dioecesis Monasteriensis abbas dignissimus, amicus itidem ac patronus meus colendissimus, liberalissime inter cetera suppeditavit.' Aus Liesborn stammen die Rottendorffiani Kopenhagen Fabric. 81 in 8^0 saec. XII ex.; Fabric. 83 in 8^0 saec. XI ex. Gl. Kgl. S. 3394 in 8^0 saec. XIII und AM 4^0 825 saec. XIII ex.; Wolfenbüttel Gud. lat. 52 (?), 116, 80 (?), 133 (?), 151 (meine Zuweisung dieses Codex saec. XI/XII an Liesborn stützt sich darauf, daß er wie eine im Liesborner Katalog von 1219 verzeichnete Handschrift mit der 'Institutio sancti Effrem' beginnt), 152 (?), 191, 218 (?), 293 (?), 305, 320, 331 (?) und höchstwahrscheinlich noch andere[40]). Ob die Liesborner Inkunabeln in der Landesbibliothek des Nationalmuseums zu Budapest über Rottendorff auf die Wanderschaft gegangen sind oder nicht, kann ich im Augenblick noch nicht sagen. Schon 1651 hatte Rottendorff in seiner Gronovius übersandten Liste mehrere Mss. verzeichnet, die ich auf den Dominikanerkonvent Soest zurückführen kann. Rottendorffiani dieser, zumeist von Milchsack[41]) nicht beachteten, Herkunft sind Kopenhagen Fabric. 29 in 2^0; Gud. lat. 123 in 2^0, 153 in 4^0; 155 in 4^0; 156 in 4^0; 179 in 4^0; 193 in 4^0; 220 in 4^0; 286 in 8^0, 307 und 308 in 4^0 Soester Herkunft ist möglich bei Gud. lat. 160 in 4^0, 162 in 4^0; 275 in 4^0 und anderen[42]). Dagegen muß ich München lat. 4421 fol. 44—57 trotz der Formatübereinstimmung mit Gud. lat. 307 jetzt ausscheiden. Eine besonders erfreuliche Überraschung war

[39]) Vgl. Degering, a. a. O. S. 253ff. mit Tafeln. Ich habe überdies den z. T. reskribierten Codex selbst gesehen.

[40]) Vgl. Lehmann in der Nordisk Tidskrift för bok och biblioteksväsen XXII 23f.; Historische Vierteljahrsschrift XXX 20—58 und oben S. 184.

[41]) Die Provenienzbestimmungen von G. Milchsack, die ich zumeist ohne längere Debatte ergänzt habe, sind hier wie oft ganz unzureichend. Der Vorsicht halber habe ich aber verschiedentlich Fragezeichen gesetzt.

[42]) Vgl. Lehmann Nordisk Tidskrift för bok-och biblioteksväsen XXII 116ff.

mir, daß ich in Rottendorffs Verzeichnis von 1651 bei den Quartanten unter no. 15 ‚Hieronymi commentaria in psalmos' fand. Denn nun war die Identifizierung mit dem im frühen 8. Jahrhundert geschriebenen Uncialcodex[43]) Gud. lat. 269 in 4^0 fast selbstverständlich und endlich klar, von wem Marquard Gude dieses älteste Manuskript der Abtei Corvey an der Weser erhalten hatte. Sollte Rottendorff nicht noch andere Corbeienses erworben haben, die man unter den Gudiani finden könnte? In Werden, der ehrwürdigen Benediktinerabtei an der Ruhr, fand Rottendorff Texte in Prosa und Poesie über das Leben und die Wunder Ludgers und stellte sie den Bollandisten zur Verfügung[44]); er fand dort Briefe und Deklamationen Senecas, einen Sallust, die Psychomachie des Prudentius, das Carmen Paschale des Sedulius, Arators Versifizierung der Apostelgeschichte, Prosper u. a. Die Gud. lat. 109, 125, 218 u. a. sind alte Werdener Codices, die an Rottendorff gekommen waren. Auch was an Werdener Bibliotheksgut, Handschriften und Inkunabeln, in Budapest aufbewahrt wird, mag einst Rottendorff, unserem Sammler, gehört haben. In Paderborn stöberte er im Benediktinerkloster Abdinghof z. B. die Ludgerhandschrift Kassel theol. 4^0 29 saec. XI auf und verwertete sie für die Bollandisten; ob der Codex sein Eigentum geworden, kann ich einstweilen noch nicht sagen. Die Dombibliothek Paderborn lieferte ihm mindestens Manuskript der 1. Liviusdekade: Leiden XXIII Gron. 1 saec. XII. Auch aus einem Codex des Benediktinerinnenklosters Böddeken kopierte Rottendorff Texte zur Geschichte Ludgers. Möglich ist ferner, daß Handschriften aus Frenswegen und Koesfeld an Rottendorff, von ihm an Gude gekommen sind. Unklar ist einstweilen, was ihm der Besuch von Hildesheim und Regensburg gespendet hat. Es liegt nahe anzunehmen,

[43]) Vgl. Lehmann, Corveyer Studien, München 1919 (Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wissenschaften) S. 47.

[44]) Vgl. Acta Sanctorum. Mart. III 629f., 640; W. Diekamp, Die Vitae S. Ludgeri, Münster 1881; K. Strecker, MG. Poetae V 252f., wo aus B. Rottendorff ein P. Rottendorff, aus dem Arzt ein Pater geworden ist; Rottendorffs Abschriften in Brüssel Ms. 3439 (3196—3203) no. 45. — Einen in der Bollandistenbibl. in Brüssel erhaltenen, mir durch die Güte von P. Maurice Coens während der Drucklegung zugegangenen Rottendorffbrief vom 13, Sept. 1652 gedenke ich später zu interpretieren.

daß Rottendorff bei seinem mehrfachen Aufenthalt in Süddeutschland die Codices des Augsburger Benediktinerstifts SS. Udalrici et Afrae erwarb, die sich jetzt unter den Gudiani in Wolfenbüttel befinden. Gud. lat. 72 in 2^0 saec. X u. XI mit Schriften des Boethius u. a. über Musik; Gud. lat. 334 in 8^0 saec. XI, worin sich ebenfalls wertvolle Abschriften musiktheoretischer Werke des Guido von Arezzo u. a. befinden, und am Schluß ein 'Registrum tonorum secundum prescriptum piae memoriae domini Udalschalci abbatis cenobii S. Udalrici et sanctae Afrae'.

Wie lückenhaft meine Ermittelungen bisher auch noch sind, sie können m. E. dazu beitragen, die Geschichte der Bibliotheken und der Handschriften des Mittelalters in manchem Punkte zu klären und die großen Verdienste eines deutschen Mannes zu zeigen, der unablässig sich bemüht hat, die Gelehrten und die Wissenschaft seiner Zeit zu fördern.

VON DEN GESCHICHTLICHEN BEGEGNUNGEN DER KRITISCHEN PHILOLOGIE MIT DEM HUMANISMUS

EINE SKIZZE

VON RUDOLF PFEIFFER

Die kritische Philologie ist bei den Griechen aus dem Geiste der schöpferischen Hingabe an die große Dichtung der Vergangenheit geboren, wenn auch ihre Züge später nicht immer an diesen edlen Ursprung erinnern mögen. Die Zeit ihrer Geburt fällt nicht früher als in das dritte vorchristliche Jahrhundert, als sich nach den Stürmen der Alexanderzeit aus den Teilen des zerspaltenen Weltreiches neue staatliche Gebilde formten und festigten. Da erschien die Vergangenheit, auch die geistige und zumal die poetische, zum erstenmal als etwas völlig Abgeschlossenes. Vergebens hat man versucht, dem „Vater" der *ἱστορίη* auch die Philologie als Tochter zuzuführen oder sie gar dem heraklitischen *λόγος* „in die Wiege" zu legen. Eher durfte man schon die Sophisten bemühen; seit Jahrhunderten spielte in der Jugenderziehung die Dichtererklärung und die damit notwendig verbundene Einführung in die Sprache eine entscheidende Rolle; die Sophistik macht nun zwar am Ende des 5. Jahrhunderts den Versuch, zu einem mehr geregelten schulmäßigen Verstehen vorzudringen, aber ihr Sinn ist doch im wesentlichen auf eine gesteigerte praktische Fertigkeit im Gebrauch des Wortes gerichtet. Während sich diese erzieherischen Tendenzen bei Isokrates verfeinern, erhebt sich gegen dieses bloße Virtuosentum der *ἐμπειρία* in Sokrates und Platon der echte wissenschaftliche Geist der *τέχνη* und *ἐπιστήμη*; auch über die zerfallende zeitgenössische Dichtung des 4. Jahrhunderts wird Gericht gehalten und auf das Gültige aus dem großen Schatze der Vergangenheit hingewiesen. Aristoteles und seine Schüler haben mit Stoffsammlungen auch auf literarischem Gebiet sowie mit der Bestimmung der „Natur" einzelner Gattungen begonnen. Und es

hätte nun wohl so sein können, daß aus dem universalen Zusammenhang der peripatetischen Philosophie mit manchen andern sich auch die „Philologie" als eine Einzelwissenschaft eines schönen Tages emanzipiert hätte. Aber der geschichtliche Verlauf ist ein anderer. Alle diese geistigen Vorgänge seit dem Ende des 5. Jahrhunderts sind unerläßliche Voraussetzungen, aber nicht der unmittelbare Anlaß. Nach dem Zerspaltungs- und Entleerungsprozeß, dem die Dichtung des 4. Jahrhunderts unterworfen war, tritt uns fast wie ein Wunder in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts eine klare Formbestimmtheit auf neuer geistiger Grundlage entgegen. Ohne dieses Formprinzip der hellenistischen Poesie, das sich in kräftiger Polemik mit den Traditionalisten auseinandersetzt und gegen sie durchsetzt, hier im einzelnen zu erläutern, sei nur gesagt, daß die modernen Dichter ihr Verhältnis zu der Vergangenheit neu zu ordnen beginnen. Man versenkt sich in die *σοφίη* der alten Meister, nicht um sie nachzuahmen — gerade das wird bekämpft — sondern um die eigene *τέχνη* an der früheren zu schulen; Können und Wissen sollten auf dem kleinsten Punkt die größte Kraft versammeln. Dazu bedurfte es einer Sammlung, Sichtung, Säuberung der alten Texte. Das „gelehrte" alexandrinische Wesen entstand so im Gefolge der Erneuerung der eigenen Poesie, nicht umgekehrt. Die göttlichen Musen waren Geburtshelferinnen der neuen Wissenschaft, der freilich der Fluch, Staub zu fressen ihr Leben lang — den Staub der Bibliotheken — nicht erspart blieb. Es ist der entscheidende Vorgang für alle späteren Stadien der Entwicklung geblieben, daß am Anfang die Liebe zu den großen Sprachschöpfungen der Frühzeit stand und daß der Trieb, sie ganz zu besitzen und zu verstehen und zu nutzen, daraus entsprang. Daß sich mit der noblen Poesie vor allem in Alexandrien ein so echter Erkenntniswille verband, wäre ohne den wohltätigen Geist des Peripatos schwer zu denken, aber eine unmittelbare schulmäßige Abfolge ist nicht festzustellen. Philitas unter dem ersten und Kallimachos unter dem zweiten Ptolemäer stellen diese neue Form des *ποιητὴς ἅμα καὶ κριτικός* vor. Das gelehrte Geschäft dieser Männer, die primär Dichter waren, ist eine *κριτικὴ τέχνη*, wobei unter *κρίσις* mehr eine kennerische Wahl als eine analytische Scheidung zu verstehen ist. Wenn

wir um die Jahrhundertmitte in Eratosthenes dann die Erweiterungstendenz zu einer Polymathie großen Stiles beobachten, die über die „Kritik" an Dichtung und Sprache in unbegrenzte Sachbereiche hinausgreift, so scheinen wir damit einen typischen Entwicklungsvorgang zu fassen, der sich in der Geschichte der Wissenschaft wiederholt. Bei Eratosthenes ist die eigene Dichtung nur mehr ein bescheidenes *πάρεργον*, und er soll sich zuerst bewußt als *φιλόλογος* bezeichnet haben: als einen, dessen Erkenntnisverlangen nicht auf ein einzelnes Gebiet, sondern auf die Gesamtheit des *λόγος*, auf alle vorhandene Kunde, gerichtet war. Auf engeren Raum sich wieder einschränkend, aber mit gespannter Kraft sich einsetzend, tritt nach 200 v. Chr. in Aristophanes von Byzanz und später in Aristarch die vollendete *γραμματικὴ τέχνη*, wie sie sich nun im Gegensatz zu den stoischen *κριτικοί* in Pergamon nennt, auf; in ihr sind die früheren gelehrten Bemühungen auf höherer Stufe gewissermaßen aufgehoben. Aus dem literarischen Denkmälerschatz der Vergangenheit ist die Auswahl dés Besten vollzogen, die *classici* sind festgestellt, ein reiches reales Wissen ist gesammelt, aber alles tritt nun in den Dienst einer umfassenden Interpretation, besonders der Dichter, diese *γραμματικὴ* ist *ἑρμηνεία τῶν ποιητῶν* (Schol. Dionys. Thr. p. 114, 33 Hilg.). Es ist vor allem die Erklärung des Homer, an der sie in den eineinhalb Jahrhunderten ihre *οἰκεία ἀρετή* entfaltet und vollendet hat; die Methoden konnten in Pergamon oder Alexandrien verschieden, ja feindlich sein; ihrem Wesen und Begriff nach war die neue Wissenschaft nun gegeben, mit unendlichen Möglichkeiten der Entwicklung. Von dem Wechsel der Terminologie lassen sich die einzelnen Nuancen der wissenschaftlichen Auffassung mit einiger Behutsamkeit ablesen.

In drei Strömen fließt diese dem Geiste des Hellenismus entsprungene „Philologie" durch die Mittelmeerwelt: der eine bleibt in leidlich ruhigen Bahnen innerhalb des griechischen Sprachgebietes durch die Spätantike und das „byzantinische" Mittelalter hindurch; von ihm trennt sich im Laufe der Kaiserzeit einer nach Osten, der schließlich in den Islam übergeht; aber schon im Hellenismus hat sich einer nach Westen abgezweigt, der über Rom Europa befruchtet hat.

Die Vorstellung, daß, wie andere Wissenszweige, so auch die Philologie durch griechische Gesandte oder Gefangene in Rom im Laufe des 2. Jahrhunderts v. Chr. einfach „importiert" worden sei, ist alt und verbreitet; und sie erinnert an eine parallele, unausrottbare Legende, daß die bei der Eroberung Konstantinopels anderthalb Jahrtausende später vertriebenen griechischen Gelehrten den Humanismus in Italien entfacht hätten. Aber ganz so schlicht und nüchtern verlaufen die Dinge selbst in der Wissenschaftsgeschichte nicht. Auch die Geschichte der römischen Literatur beginnt sozusagen mit Homer, mit der latinisierten „Odyssia" des Livius Andronicus; vom Ende des 3. Jahrhunderts an hat mancher Italiker sich um die griechische Sprache, wiederum zuerst um die Dichtung, bemüht, *vortit barbare*. Aber indem sich diese Italiker als *interpretes* fremdsprachiger Schöpfungen scheinbar den Hellenen unterwarfen, suchten sie und fanden sie den Weg zu sich selbst. Je mehr sich ihnen im Verlauf des 2. Jahrhunderts die geistige Kultur des Griechentums, vor allem im aristokratischen Kreis der Scipionen erschloß, um so mehr erschien ihnen hier allein die volle und echte menschliche Art verwirklicht zu sein, die jeder in seiner Weise sich erringen sollte; so prägten sie dafür das schöne, in seiner schillernden Unbestimmtheit freilich auch gefährliche Wort *humanitas*. In dieser Luft sind Roms philologische Studien gediehen. Wir sollen nicht übersehen, daß der Dichter Accius auch Grammatisches geschrieben hat und ebenso wohl Lucilius; der erste Spezialist war dann Aelius Stilo, als sein Schüler galt Varro, dessen Schriften allein uns noch ein Bild von den Anfängen der Philologie in Rom vermitteln können. Daß sie geistig nie recht selbständig geworden ist, hat man oft getadelt; aber man sollte lieber die Bedeutung anerkennen, die in dieser ersten Übertragung in eine fremde Sprach- und Geisteswelt liegt, in der Zweisprachigkeit und der Möglichkeit der Vergleichung; dies ist immerhin eine neue Stufe von Philologie. Und nicht das griechische Original, sondern diese Latinisierung, die zugleich eine Vereinfachung, ja Verflachung war, hat die größte Fernwirkung gehabt. Dabei ist das Entscheidende für das Abendland, daß in jener Hingabe an die Griechen als das *genus humanissimum*, in der Forderung der *studia humanitatis et litterarum* als der

Pflicht eines echten adligen Menschen der Wille lag, sich nicht nur von den vollendeten griechischen Ausdrucksformen schulen, sondern sich wahrhaft innerlich bilden zu lassen. Seinen literarischen Niederschlag hat dieser Vorgang in den Schriften Ciceros gefunden, die somit als die ältesten Urkunden des „Humanismus" gelten dürfen. Ebenfalls aus griechischer Wurzel ist also auf demselben historischen römischen Boden in unmittelbarer Nachbarschaft zur Philologie der Humanismus erwachsen; in ihm lebt, wenn auch gedämpft, etwas vom Geist der Akademie, während das peripatetische Element sich in der Wissenschaft weitervererbt hat. Römisches Wesen war freilich nicht dazu angetan, den reinen Erkenntniswillen wieder aufflammen zu lassen, und in der Akribie des Denkens lag Ciceros Stärke nicht. Schon von ihrem Ursprung her lagen in beiden geistigen Erscheinungen Möglichkeiten der weiteren Annäherung wie der Entfremdung, Möglichkeiten zu scharfem Antagonismus wie zu einer höheren Synthesis. Aber nicht nur untereinander konnten solche fruchtbaren oder gefährlichen Spannungen entstehen, sondern insbesondere, von der wissenschaftlichen wie von der bildungsmäßigen Seite her, mit neu auftretenden geistigen Mächten.

Es ist seltsam, daß in den geschichtlichen Darstellungen der Philologie der Eintritt des Christentums nur so nebenbei erwähnt zu werden pflegt; das läßt sich wohl so erklären, daß man im allgemeinen nur auf die sogenannten Fortschritte oder Rückschritte im gelehrten und schulmäßigen Betrieb, soweit er die „Klassiker" betraf, achtete. Aber durch die Menschwerdung Christi war für alle Gläubigen — und die griechisch-römische Welt wurde in den Jahrhunderten *post Christum natum* gläubig — ein völlig neues Lebensziel aufgestellt und mit dem Neuen Testament in griechischer Sprache, dem sich das Alte als Vorbereitung zugesellte, war zu den Klassikern ein Buch getreten, das einen viel höheren Anspruch erhob als selbst die homerischen Gesänge, da es nicht von der Muse, sondern vom Geiste Gottes selbst eingegeben war. Die Idee der *humanitas* im Westen war seit der Zeitenwende schwach geworden und die dem Klassizismus sich ergebende *grammatica* in beiden Reichshälften nicht minder. So drohte die Gefahr, daß die *doctrina saecularis lit-*

teraturae der Verachtung verfallen könnte, die Tertullian (de spect. 17) über sie aussprach, und vielleicht dem Untergang, den mancher Eiferer wünschte. Aber das Gegenteil geschah: auf dem Boden desselben Alexandrien, auf dem einst die hellenistische Philologie erwachsen war, vollzieht sich vor allem durch Clemens und Origenes im 2. und 3. Jahrhundert das unerwartete und um so eindrucksvollere Schauspiel einer Versöhnung von antiker geistiger Kultur und Evangelium. An Origenes verfolgen wir den Prozeß am klarsten: der alte griechische Gedanke der *παίδευσις* wird auf die Erziehung des Menschen zu Gott hin angewendet und jene platonische Forderung im Theaetet, „Gott ähnlich zu werden nach Möglichkeit", aufgenommen, die Stätte der Erziehung aber wird die Kirche. Was Origenes im philosophischen Unterricht gelernt hatte, die Interpretation der klassischen Philosophen, vor allem Platons, — *philologia facta erat quae philosophia fuerat* — wendet er nun auf die heiligen Schriften an, deren Exegese bisher regellos geübt worden war, so daß wir nun von einer christlichen Philologie reden können. Für den Westen ist wieder eine Übersetzungstat entscheidend, die geniale lateinische Bibel des Hieronymus; er und Augustinus hatten spannungsreiche geistige Begegnungen mit Cicero und jener gesamten Bildungswelt, die er repräsentiert. Aber gerade Augustins Entwicklung endet in einer nur bedingten Anerkennung der antiken Tradition als Wissensstoff und formaler Schulung. Auch im Osten war der großartigen Synthese des Origenes zwischen geistiger Kultur und Evangelium keine Dauer bestimmt. Der Humanismus der großen Kirchenväter bleibt eine Episode; aber seinem Impuls vor allem ist die Rettung des heidnischen Schrifttums zu danken, das die simplistische Richtung gerne vertilgt hätte, und die neue Aufgabe, auf die heiligen Schriften die philologische Methode anzuwenden, war immerhin begriffen und begonnen worden. In den folgenden Jahrhunderten roher Gewalt wurde ruhige Bildung zurückgedrängt; es war ein Schritt von symbolischer Bedeutung, daß Cassiodor in der Mitte des 6. Jahrhunderts vom weltlichen Schauplatz weg sich in die Mönchszelle verschloß und die Pflege des antiken Erbes den Klöstern zur heiligen Pflicht machte. Wohl kamen dann von Zeit zu Zeit Wellen stärkerer, auch öffentlicher

Beachtung, aber es wird besser sein, sie Restaurationen zu nennen und nicht Renaissancen; denn es handelt sich um Auffrischungen der Tradition, die zu verkümmern drohte, nicht um Wiedergeburten, ob wir im Westen an die Karolinger- und Ottonenzeit, in Byzanz an Photios oder Psellos denken. Auch die Aufnahme des römischen Rechtes in Bologna wie insbesondere die des Aristoteles, der „durch Christus allein gerettet wurde", in der Scholastik vom 12. Jahrhundert ab sind Rezeptionen, wenn auch solche größten Stils.

Die Vexierfrage nach dem Beginn jener Epoche, die mit Recht den Namen der Renaissance immer tragen soll, müht uns hier nicht; denn daß der lange wie unter der Asche schlummernde, aber nie verlöschende Funke der *humanitas* in Petrarca zur Flamme sich zu entzünden beginnt, die durch Generationen auf italischem Boden weitergetragen wird, ist gegen alle Verdunkelung gesichert. Wiederum sind es die großen Sprachschöpfungen der eigenen Vergangenheit — wie einst im Hellenismus —, die nun den Dichter Petrarca mit unwiderstehlichem Zauber hinreißen: *dulcedo et sonoritus verborum*; der römische Homer, Vergil, war es und Cicero, der Meister des Wortes und erste Verkünder der *studia humanitatis* und hinter ihnen Augustinus. Nicht neue Funde gaben den Anstoß, nicht etwa die Griechen aus dem Osten ließen die Antike neu sehen, sondern die wiederentfachte Idee der *humanitas* und der wiedererwachte Sprachsinn für die Meisterwerke der römischen Vorfahren ließen Verlangen nach den verlorenen und versteckten Manuskripten entstehen und veranlaßten den Aufbruch zu den weiten Entdeckungsfahrten, mit denen Petrarca begann. Wie ein Traum stand hinter dem Lateinischen das Griechische, Homer und Platon und der echte Aristoteles, und die Sehnsucht, sie und ihre Sprache kennenzulernen, rief die Griechen herbei als Sprachlehrer. Erst in der vierten Generation erstand in Lorenzo Valla ein wahrer κριτικός, der seine sprachliche und Echtheitskritik nicht nur an antiken Autoren, sondern an Urkunden der Kirchengeschichte und an der Vulgata des Hieronymus selbst zu üben wagte. Es wäre bedauerlich, wenn sich hier durch wiederholte, auch gedruckte sehr entschiedene Äußerungen von Wilamowitz eine neue Legende bildete: daß nämlich durch die Berührung mit

Thukydides dieses Urteilsvermögen geweckt worden wäre; aber Vallas Arbeit an der Thukydidesübersetzung liegt zeitlich hinter seinen anderen und die „Methode" seiner sprachlichen Echtheitskritik, die von der Forderung der reinen klassischen Latinitas bestimmt war, hätte er bei niemandem weniger als bei einem griechischen Historiker lernen können. Der Humanismus der italienischen Renaissance ist eine vom Römertum bestimmte Bewegung gewesen und geblieben; vielleicht konnte es Poliziano den eingewanderten Griechen an Sprachkenntnis gleichtun, dessen bezaubernde Erscheinung das Quattrocento beschließt: in ihm verbindet sich gelehrtes Wissen und kritisches Können mit dichterischer Formkraft in einer Weise, wie es in dem *ποιητὴς καὶ κριτικός* des Hellenismus und sonst niemals zu beobachten ist. Im gleichen Florentiner Kreis der Medici lebte der Platonismus wieder auf, um sich mit der nun akut gewordenen Frage nach dem inneren Verhältnis der neuantiken und der christlichen Auffassung vom Menschen auseinanderzusetzen; im Zusammenhang damit sind Schriften der Neuplatoniker und Platon selbst ediert und erklärt worden, vor allem aber geht von der genannten religiösen Fragestellung, die innerhalb der nationalen Bewegung des italienischen Humanismus nur eine neben andern war, eine universale Wirkung aus.

Denn der Humanismus in den nördlichen Ländern, in Holland, England, Deutschland ist nur in seinen unbedeutenderen Teilgebieten italienischer Import. Er ist aus eigenen und zwar religiösen Antrieben erwachsen und mußte darum für die Gedanken des Florentiner Platonismus besonders offen sein. Es war die Tragik der großen Reformkonzilien am Anfang des 15. Jahrhunderts gewesen, daß sie keinen Ausgleich zwischen den berechtigten neuen nationalen und geistigen Ansprüchen und der Führung der *ecclesia catholica* zu finden vermochten. Die Laienbewegung der *devotio moderna* vor allem suchte nun von sich aus den Weg zu den christlichen Urtexten zurückzufinden und forderte darum in ihren Schulen, die sich vom Niederrhein weithin ausbreiteten, das Studium der alten Sprachen. Von diesen unscheinbaren Anfängen führt der Weg auf den Gipfel der erasmischen Philologie, die freilich von England, von Frankreich und von Italien her jede fördernde Anregung in sich

aufnimmt: zur kritischen Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes samt Übersetzung und Paraphrasen und zur Ausgabe jener „humanistischen" Kirchenväter, des Origenes und des Hieronymus vor allem. Denn ein entstellter Text oder eine falsche Interpretation sind nicht etwa nur Schönheitsfehler oder unerhebliche Irrtümer, sondern eine Gefahr für die Religion. Nur echte Kritik und Geistesfreiheit lassen die „evangelische Wahrheit" wiedererkennen. Diese evangelische Wahrheit aber sieht Erasmus als eine Christus-Ethik, als *philosophia Christi*, deren geschichtliche Vorbereitung die antike *humanitas* gewesen war; seine Philologie und sein Humanismus wollen der Wiedergeburt der universalen Kirche dienen, die die gefährdete geistige Führung der gesamten Christenheit behalten sollte. Wie in einer gewaltigen Fuge vereinigen sich hier so ziemlich alle Stimmen, die wir vereinzelt bisher vernommen haben; es war der letzte Zusammenklang innerhalb der Kirche. Diese selbst begegnete der biblischen Philologie mit Ablehnung, der *humanitas* mit Mißtrauen und ließ in ihrer späteren Praxis die antike Tradition kaum über die bloß formale Geistesschulung hinaus gelten. Geradezu „paradox" sind folgende zwei Auswirkungen des Erasmus: sein größtes humanistisch-katholisches Werk, sein Neues Testament, wird die Grundlage der gewaltigen Sprachschöpfung von Luthers deutscher Bibel, dessen Haltung im Prinzip eine antihumanistische und antiuniversalistische sein mußte; ferner aber hat sich die erasmische Philologie, losgelöst aus dem ursprünglichen Zusammenhang, gegen die Absicht ihres Urhebers in einem wesentlich „aufklärerischen" Sinne geltend gemacht. Und doch: wenn er auch in dem geistigen Kampf, den er führte, zunächst unterlegen ist, seine Fernwirkung, auch in seinem eigenen Sinn, ist mächtig genug gewesen. In allen europäischen Völkern war das nationale Selbstbewußtsein erstarkt und viele hatten ihre eigene nationale kirchliche Reform und ihren eigenen Humanismus, der im agonalen Wetteifer mit Italien wuchs; deren Sonderarten und Sonderentwicklungen kann diese Skizze nicht verfolgen. Gerade in diesem Zeitalter, in dem so viele alte Bande zerrissen wurden, hat der Humanismus der Renaissance aber auch eine übernationale geistige Schicht gebildet, die nicht im leeren Raum über den politischen und konfessionellen Reali-

täten schwebt, sondern an allen teilhat und ein völliges auch kulturelles Auseinanderfallen des immer noch christlichen Europa verhindert. Daran hat das gesamte schriftstellerische Lebenswerk des Erasmus einen kaum zu überschätzenden Anteil; in dieser Sphäre, wo sein Geist wirksam bleibt, gedeiht auch weiterhin die echte Philologie, während wir z. B. beobachten, wie von Luthers Bibelexegese her eine neue protestantische „Scholastik" entsteht, die ihre Auslegungsregeln in den „Hermeneutiken" kodifiziert.

In Frankreich, das nun die Führung übernimmt, erwachsen die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen nicht auf dem Boden jenes etwas eitlen und eleganten Kulturnationalismus, der eine lange und große humanistische Tradition von den Anfängen der Renaissance bis zur *Querelle des anciens et modernes* hat, worin sich das moderne Selbstbewußtsein schließlich über und gegen die Antike erhebt; die gewaltige Erscheinung des Joseph Justus Scaliger stellt sich vielmehr in die Reihen der Calvinisten, „Muse und Religion" mit gleicher Liebe umfassend. Die französischen Humanisten haben von Anfang an einen, aus der Spätscholastik ererbten, Zug zum Enzyklopädischen; sie treiben eine *philologia* im Sinne des Eratosthenes und erschließen die weiten Sachbereiche des antiken Lebens, des Staates und der Gesellschaft. Zu den Instrumenten der Forschung, die sie im größten Stile zu schaffen beginnen, gehören die Riesensammlungen der Texte, auch schon der Fragmente, und die Lexika. Das Überraschendste dabei ist, daß diese ausgreifende Energie der Franzosen sich von Anfang an auf die noch uneroberten, weiten Gebiete des Griechischen wirft, indem sie Impulse von Italien und vom Reuchlin- und Erasmuskreis aufnimmt, für hervorragende griechische Sprachlehrer in Paris sorgt, dies aber dann alles weit hinter sich läßt. Es bleibt freilich das Griechische mehr als das Lateinische eine bloß gelehrte Eroberung, aber allein die Ausmaße dieser Erudition sind staunenswert. Der Geist des Scaliger, der mit der Kenntnis der Sprachen, auch der orientalischen, und der Realien den Sinn für Mathematik und Astronomie verband, schritt darüber hinaus zur Rekonstruktion des Verlorenen. Mit seiner durch die politisch-religiösen Ereignisse verursachten Auswanderung in das frei gewordene

Holland tritt dieses Land in die führende Rolle ein; hier hat Scaligers größter philologischer Schüler, der Landsmann und Verehrer des Erasmus, Hugo Grotius, eine folgenreiche Säkularisierung von dessen Ideen vollzogen, indem er die verlorene Katholizität durch eine christlich-humanistische *societas gentium* zu ersetzen suchte. Aber wo solche tragenden Gedanken später fehlen, verliert sich zumal in Holland (und Deutschland) jener enzyklopädische Zug in einer Aufspeicherung von gelehrten Massen, die *philologia* wird ausdrücklich der *polymathia* gleichgesetzt. In Frankreich hat sich die Tradition der Textausgaben in einer stillen, aber um so intensiveren Weise fortgesetzt, im Geiste des *humanisme dévot*; noch einmal haben sich die Klöster und insbesondere wieder die Benediktiner als Hüter des antiken Erbes bewährt, indem sie die von Erasmus begonnene Herausgabe der griechischen und lateinischen Kirchenväter in monumentaler Form vollendeten.

In England war von den frühen mittelalterlichen Zeiten an mit der christlichen eine besonders innige und sichere antike Bildung verbunden; ohne harten Bruch läuft diese Linie auch durch die Renaissance weiter. Nicht ohne Befruchtung durch jenen florentinischen Neuplatonismus fordert John Colet um 1500 eine unbefangene Interpretation der biblischen Texte und führt sie selbst an den Paulusbriefen durch; niemand hat so entscheidend auf den innerlich dafür vorbereiteten Erasmus gewirkt, wie dieser englische Theologe, und nirgends ist andererseits die Wirkung des Erasmus so tief und stetig geblieben wie im edlen Kreise seiner britischen Freunde. Die christlich-humanistische Tradition hat sich (auch nach der Trennung von Rom) auf ansehnlicher geistiger Höhe immer behauptet, vor allem auch in der Auseinandersetzung mit deistischen oder mehr paganistischen Strömungen. In einziger und einsamer Größe erhebt sich daraus und darüber Bentleys kritisches Genie. Nach der bisher verfolgten Entwicklung muß man sagen, daß ein solches nie mehr „an der Zeit war", als gerade um 1700. Hinter den oft bizarren äußeren Formen seines Gebarens im Leben und in der Wissenschaft, die ihm Feindschaft genug eingetragen haben, steht als letztes eine ganz umittelbare Festigkeit: seine Kritik an den Atheisten und Freigeistern in seinen

berühmten Predigten entspringt im Grunde demselben Glauben an die Harmonie und Vernünftigkeit der göttlichen Schöpfung, wie seine Kritik an den korrupten Texten dem Glauben an die ursprüngliche Harmonie der klassischen Kunstschöpfung, die durch die Vernunft wiedererkannt und wieder hergestellt werden kann. Auf lateinischem Gebiet werden sein Horaz, Terenz, Manilius immer von seiner sprachlichen und divinatorischen Kraft wie von den natürlichen Grenzen dieser Methode zeugen; unter seinen vielen griechischen Plänen waren zwei ganz große: der Text des Neuen Testaments und des Homer. Es ist von der späteren Entwicklung der Wissenschaft aus billig, zu sagen, daß dieser, der *ratio et res ipsa* felsenfest vertrauenden Kritik die Einsicht in den verschiedenen geschichtlichen Zustand der Texte fehlte und sie darum vielfach in die Irre gehen mußte; aber mit der Entdeckung des Digamma im Homer z. B. war ein erster Vorstoß über den überlieferten Text hinaus gemacht, dessen Tragweite von dem Entdecker kaum geahnt wurde. Auf dem Felde der literarischen Echtheitskritik hat er mit ebensoviel gelehrtem Scharfsinn wie Humor und Grazie die Bahn gebrochen.

Von den Deutschen sollte diese Bahn beschritten werden; aber dies war nicht möglich, ehe nicht die harte Kruste, unter der hier die Philologie erstarrt war, gesprengt wurde. Das war die Tat des einen Winckelmann. Von neuem wirkten die großen Sprachschöpfungen dieses Wunder: wie den jungen Petrarca Vergil und Cicero, so erschütterten ihn Homer, dann „das Siebengestirn des himmlischen Sophokles und sein alter Freund Platon". Diese Begegnung mit den Griechen, sich stärkend an der Lektüre des englischen „Platonikers" Shaftesbury, sowie die heimische und europäische Wirkung, die von ihr ausging, wäre nicht möglich gewesen ohne die Vorbereitung durch den Renaissancehumanismus und jene übernationale geistige Schicht des Zusammenhangs, die auch nach seinem Versiegen geblieben war. Erst von der Dichtung und Philosophie her ist Winckelmann zu den Bildwerken fortgeschritten, denen er seine Lebensarbeit gewidmet hat, seit der nach Goethes Wort „Philologie ohne Kunstbegriff nur einäugig ist" (an Sack 15. 1. 1816). Was Winckelmann ersehnt und vorbereitet, hat sich in Goethe erfüllt, in einem Dichter, nicht etwa in einer neuen großen klas-

sischen bildenden Kunst. In den Werken der Griechen glaubte man die „Natur", nach der sich die Zeit sehnte, zu finden, eine vom göttlichen Geiste erfüllte Natur, innerhalb deren sich der Mensch seine wahre und ewig gültige Gestalt geschaffen hatte. Im Wetteifer mit ihnen allein also kann der Mensch sich selbst gestalten und einig mit der Gottnatur und in ihr ewig werden. Rom ist kein Ziel mehr, sondern nur noch ein Weg; christliche Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel zur Kultur, nach einem Goetheschen Wort. Der Schritt, der hier getan wurde, erscheint dem rückblickenden Auge als ein ungeheurer. Es ist in der Tat ein neuer Humanismus; sein Theoretiker wird Wilhelm von Humboldt, dessen bildungs- und geschichtsphilosophische Studien in einer Sprachwissenschaft von höchster Originalität gipfeln. Aber von Winckelmann geht nicht nur ein humanistischer Impuls aus, sondern daneben ein ausgesprochen historischer. Er zeigte in seiner Geschichte der Kunst des Altertums, wie die Blüte der griechischen Kunst aus den glücklichen Bedingungen des griechischen Nationallebens hervorging, und schied, einer Andeutung Scaligers über die Zeitalter der Dichtung folgend, die sich auseinander entwickelnden einzelnen Zeitstile; es ist ganz irrig, von einem fortgeschrittenen historischen Bewußtsein aus den Neuhumanismus prinzipiell als ahistorisch zu verdächtigen.

Die Philologie wird von dieser mächtigen geistigen Welle emporgehoben; wir sehen, wie sie sich schon in Chr. G. Heyne bedachtsam bereit macht, aber erst mit F. A. Wolf gibt sie sich ihr mit klarem Bewußtsein hin. Es ist bezeichnend, daß Wolf zwei biographische Entwürfe gemacht hat: Winckelmann und Bentley. Hier erst wird Bentleys kritischer Geist wieder wirksam und verhindert eine Ausartung der vom neuen Humanismus ergriffenen Wissenschaft zur Schwarmgeisterei. Einen neuen Homertext und einen neuen Platontext zu schaffen, waren die beiden größten Aufgaben, die Wolf sich gestellt hat, ohne sie zu vollenden: aber er hat am Homer den ersten Versuch gemacht, die Geschichte eines antiken Textes als Grundlage für die Beurteilung der handschriftlichen Überlieferung aufzuhellen, und er hat in diesen selben „Prolegomena" zugleich, indem er an die kritische Frage nach der Einheit und Echtheit des Epos

heranging, dessen geschichtliche Sonderstellung enthüllt. An Winckelmann pries er die „großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen", und er selbst hat nun die lose aneinandergereihten Doktrinen zu einem „organischen Ganzen" programmatisch zusammengefaßt und den Namen und den Begriff der „Altertumswissenschaft" dafür geprägt. Er hat Goethe und insbesondere Wilhelm von Humboldt, der ihn trotz all seiner Schwächen ausdrücklich für den größten Gelehrten der Zeit erklärt hat, in vielen antiken Fragen oft beraten und er hat die allerstärkste befeuernde und belehrende Wirkung auf einen weiten Schülerkreis ausgeübt, aus dem Bekker und Böckh als die größten herausragen. Diese positiven Leistungen lassen sich nicht aufheben durch das etwaige Mißbehagen an Wolfs problematischer Persönlichkeit; wenn wir die Linie von Erasmus über Scaliger und Bentley im Auge behalten, erscheint er allerdings bei aller genialischen Veranlagung als ein Mensch ohne innere Haltung, ohne unmittelbare Gewißheit, in peinlicher Unruhe abhängig von dem jeweiligen Erfolg als Schriftsteller und akademischer Lehrer und darum so verzweifelt auf seinen Ruhm bedacht.

Neben und nach Wolf stand, völlig unabhängig, Gottfried Hermann, ein wahrer Erbe Bentleys auf dem Gebiete der Sprachkritik und der Metrik, er allein auch darin mit Bentley vergleichbar, daß sich hinter allen kritischen Operationen ein geschlossenes Bild von den Forderungen an Schönheit, Gedankenfolge, Harmonie eines wahren Kunstwerkes zeigt; dieses beruhte bei Hermann freilich ganz bewußt auf gewissen (noch genau feststellbaren) Teilen der Kantischen Logik, aus der er seinen so eindrucksvollen und wirksamen begrifflichen Apparat bezog. Neuhumanistischer Enthusiasmus war ihm fremd, der nachkantische Idealismus und die Romantik waren ihm zuwider. Der entschiedene Verfechter einer Philologie, die sich auf die *ars critica* und das *officium interpretis* beschränkte, mußte in Konflikt geraten mit den Vertretern einer universalen und geschichtlichen, von F. A. Wolf und von der Romantik bestimmten Auffassung wie Böckh und Karl Otfried Müller, auch mit Welcker. Was in Wolf einst „koinzidierte", war nun auseinander und gegeneinander getreten. Es handelt sich um einen tieferen Ge-

gensatz als um den der Sprach- und der Sachphilologie, und es ist ganz abwegig, die weitere Entwicklung der Philologie in Deutschland nach diesem bequemen Schema sich abspielen zu lassen. Es kann hier nicht verfolgt werden, wie weit vielmehr ihr Gang durch das 19. Jahrhundert durch die Schwankungen der allgemeinen Geistes- und Wissenschaftsgeschichte mitbestimmt ist und wie weit sie, gefestigt in einer Tradition von zwei Jahrtausenden, ihren eigenen Weg weitergegangen ist ohne allzu große Konzessionen an den jeweiligen Zeitgeist.

Wenn man die Wucht der von Winckelmann ausgehenden humanistischen Bewegung würdigt, darf man doch die „Verluste" nicht übersehen, mit denen diese Neueroberung des Griechischen erkauft war. Ganz streng genommen, war für diese an den griechischen Urbildern sich aufrichtende Menschenbildung das Römertum, die christliche Antike, ja weithin das Christentum selbst ohne tiefere Bedeutung; bei Winckelmann und besonders bei Goethe bleibt freilich eine starke religiöse Spannung bestehen, kaum bei Humboldt, gar nicht bei F. A. Wolf; Böckh hat nicht verhehlt, daß seine Zukunftshoffnung „in der Regeneration des Christentums durch die Verbindung mit dem rein Menschlichen und Auflösung in dieses" liege. Einen gewissen Ausgleich haben hier Antriebe geschaffen, die von der Romantik ausgingen; der neugeweckte Sinn für Volks- und Stammesgeist, Sippe und Sitte, Mythos und Religion wandte sich der römischen Frühgeschichte zu, den Kulten der griechischen Stämme, aber auch den Mysterien und dem Verhältnis der orientalischen und christlichen Religionsformen zu den antiken. Die nationale Romantik erhob das Griechisch-Germanische oder Christlich-Germanische gegen den feindlichen d. h. napoleonischen Geist des Romanentums auf den Schild. Als ein seltsamer Seitensproß wucherte auch eine Art von neuer „Gnosis" empor, gipfelnd in Bachofen, die im Prinzip einem humanistischen Christentum wie einem kritischen Humanismus gleich feindlich ist. Aber im allgemeinen war in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Verflechtung des Romantischen mit dem Neuhumanistischen stark und fruchtbar; und solange die Generation der Heroen lebte, deren Namen schon genannt sind, war bei aller individuellen Mannigfaltigkeit eine gemeinsame

Grundidee leitend. Damals scheint vereinzelt und ganz allmählich die Bezeichnung *philologia classica* aufgekommen zu sein; die „klassische Philologie" war freilich nicht so arrogant, mit diesem — grammatisch anfechtbaren — Firmenschild für sich selbst die Klassizität in Anspruch zu nehmen, sondern nur für ihr Objekt. Aber schon 1841 rief Welcker in einer der würdigsten Reden, die je „über die Bedeutung der Philologie" gehalten wurden, „den halbvergessenen Namen des classischen Altertums als des bildungsreichsten" schmerzlich warnend zurück ... „in diesem wohlbegründeten Prädikat liegt der Grund, warum die Philologie nicht als ein Abschnitt in die Historie übergehen kann".

Es war eine Warnung zur rechten Stunde; denn die Bedrohung des klassisch-romantischen Ideals durch den historischen Realismus hatte eben damals begonnen; aus der „Altertumswissenschaft" selbst heraus war der Vorstoß durch den jungen J. G. Droysen eingeleitet worden, der die politische Geschichte des von ihm so benannten Hellenismus schrieb. Um dieselbe Zeit wird das kritische Gefühl des einzelnen Forschers souverän, und es beginnt mit Lachmann jener selbstgenügsame und diktatorische Kritizismus, der besonders eine Gefahr für die kleinen Geister bildete, als er sich methodisch verhärtete, statt ein heilsamer Stachel und ein wohltätiges Gewissen zu sein. Ein Industriebetrieb auf jenem Riesengebiet setzt ein, das Wolf benannt und Böckh im einzelnen abgesteckt hatte; die Spezialarbeiten mußten von den großen Organisatoren zusammengefaßt werden. Die Hauptsache aber war, daß innerhalb des allgemeinen Historisierungsprozesses der Geisteswissenschaften die Altertumswissenschaft völlig zu einer historischen umgeschmolzen wurde; und das unterscheidet diese Expansion wesentlich von jener, die im 16./17. Jahrhundert auf den Renaissancehumanismus folgte. Die Vollender sind Mommsen und Wilamowitz, der 1900 triumphierend verkündete: „die Antike als Einheit und Ideal ist dahin; die Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört". Wilamowitz freilich umspannte als letzter die Totalität der antiken Kultur. Kritizismus und Historismus ereifern sich um ihrer eigenen Selbsterhöhung willen heftig gegen den unkritischen und unhistorischen Neuhumanismus; aber es ist vielfach nur ein Scheinbild, das sie da bekämpfen, oder jene entleerten Spät-

formen biedermännischer Schönrednerei. Bei Winckelmann selbst lag schon der Ansatz zur geschichtlichen Auffassung, und an echter Kritik hatte es, wie sich gezeigt hat, in den folgenden zwei Generationen nicht gefehlt. Die Enkel und Urenkel zehren in viel höherem Maße von jenem Erbe, als sie wahr haben wollen. Und wenn der Vorwurf einer zu starken „Idealisierung" die klassisch-romantische Epoche trifft, so kann man der Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die Antike in eine allzu familiäre Gegenwartsnähe gerückt hat und sie mit einer allzu billigen Psychologisierung verständlich zu machen sucht. Und die Wissenschaft, die sich einer humanistischen wie einer christlichen Sinngebung entschlägt, wird nun autonom, wird selbst zur Weltanschauung, ja zum Glauben: ein Schauspiel, das der Großartigkeit wie der Tragik nicht entbehrt. Friedrich Nietzsche, Schüler Ritschls und dann Professor in Basel, hat der Philologie mitleidlos den Spiegel vorgehalten, in der sich ihr sonst so würdevolles Antlitz bös verzerrt. Er hat das Christentum und das Griechenbild von Winckelmann-Goethe wieder bitter ernst genommen, indem er beide radikal bekämpfte: aber Dionysos widerstrebt der *humanitas* und war auch zum Antichrist untauglich. Die „Altertumswissenschaft" hat sich unbeirrt und ungestört nach allen Seiten erweitert und hat viel weiter ausgegriffen, als der Schöpfer dieses Begriffes je geahnt hatte: von Hellas aus ist sie räumlich nach allen vier Himmelsrichtungen geschritten und zeitlich weit in die vorhellenischen Schichten sowie in die spät- und nachantiken Epochen; und längst hat die Wissenschaft aller Nationen diesseits und jenseits des Ozeans das Neue, das die deutsche Entwicklung bot, aufgenommen, verarbeitet und sich in die Arbeitskolonnen zur Erschließung der gesamten alten Welt eingereiht, ja mehrfach die Führung übernommen. Angesichts dieser uferlosen Ausbreitung könnte es fast so scheinen, als ob die Philologie „als ein Abschnitt in die Historie übergegangen" sei, wogegen Welcker vor 100 Jahren seine Stimme erhoben hatte, indem er den Namen des klassischen Altertums beschwor. Indes etwa seit der Jahrhundertwende und besonders in und nach dem großen Krieg macht sich eine neue humanistische Besinnung geltend, und zwar in fast allen Ländern, teils mehr in den

traditionellen Bahnen, teils mit neuen Gedanken; sie ist zugleich eine Selbstbesinnung der Philologie, daß sie in geschwisterlichem Kreise der vielen jüngeren Einzeldisziplinen eine besondere Aufgabe habe, die Hüterin des kostbarsten Erbes, des geformten Sprachgutes, zu sein. Wenn man ihr vorwirft, sie würde ihr kritisches Geschäft zu „rationalistisch" betreiben, so kann sie diesen Vorwurf, soweit er berechtigt ist, nicht mit einer Verwerfung der *ratio*, sondern nur mit ihrer um so entschiedeneren, geduldigeren und verfeinerten Anwendung begegnen; und wenn man ihr einen verflachenden Historismus vorwirft, so kann sie auch darauf nur mit einer Verstärkung und Vertiefung der geschichtlichen Interpretation antworten: aus dem vollen Bewußtsein der Geschichtlichkeit ihres Objektes, den geformten Sprachäußerungen des antiken Geistes, sowie aus der Selbsterkenntnis ihrer eigenen Geschichtlichkeit heraus kann der Philologie eine „organische" Interpretation in voller Unmittelbarkeit gelingen, ohne jene verfälschende Angleichung des Antiken und Modernen. Dann aber hebt sich nur noch schärfer heraus, was geschichtlich gewachsen ist und doch die Geschichte überdauert: die „klassischen" Werke; es sind eben die, an denen sich jene großen geistigen Bewegungen entzündet hatten, deren Linie wir verfolgten. Aber auch dies hebt sich heraus, daß jene Idee der *humanitas* nicht einem modernen Wahn entsprungen, sondern ein Prinzip der klassischen Antike selbst ist. Die Philologie wird indes bescheiden genug sein, wenn sie jene vielfältigen Anzeichen der Bereitschaft in der weiten Welt und ihre eigenen neuen Gesichtspunkte und Bestrebungen zusammenfaßt, nicht von einem so und so vielten neuen Humanismus zu reden; denn auch die besten Programme und Bekenntnisse, ja selbst Erkenntnisse, können ihn nicht schaffen, sondern, wie die Geschichte lehrt, kann dies nur die Tat des Genius sein. Ihre Aufgabe ist *lampada tradere*. Aber dies freilich zeigt die geschichtliche Selbstbesinnung: immer dann, wenn die Idee der *humanitas* zündete, hat die Philologie ihr Licht für lange Zeiträume empfangen und was aus dem Geist und aus der Wahrheit lebt, hat die echte Kritik nicht nur geduldet, sondern verlangt; und insoweit sie ökumenisch war, war sie mit der *Christianitas* innerlich in jahrhundertelanger Tradition verbunden, von der

sich endgültig loszusagen, ihre schwerste Gefährdung bedeuten müßte. Von der Philologie als einer humanistischen hat Welcker 1841 in der Rede, auf die schon zurückgegriffen wurde, gesagt: „Sie könnte unter Ungunst der wankelmütigen und leicht irregeleiteten Welt viel leiden und auf eine kleine Anzahl von Anhängern und Pflegern zurückgebracht werden, ohne an ihrem inneren Leben dadurch zu verlieren. Wo dies ist, da erstarkt oft die Kirche unter dem Drucke . . . Eine Wissenschaft darf nicht geschätzt werden nach dem Glanze, den ihr augenblicklich eine größere Anzahl berühmter Gelehrter zu geben, noch nach dem Aufsehen, das die Neuheit oder auch ein neuer Aufschwung zu machen pflegen; sondern allein nach ihrer inneren Würde, nach den Gesichtspunkten, die sie erfaßt, nach der Idee, deren sie sich bewußt geworden ist."

Anm.: Da es unmöglich ist, die Fülle der „einschlägigen" Literatur die ich einigermaßen zu überschauen hoffe, anzuführen, sei auf Literaturangaben verzichtet; nur zur Rechtfertigung des hier eingenommenen Standpunktes und für manche Einzelheiten darf vielleicht auf einige frühere Veröffentlichungen verwiesen werden: Die griechische Dichtung und die griechische Kultur. München 1932. — Anzeige von W. Jaeger, Paideia I: DLZ 1935, Heft 49—51. — Humanitas Erasmiana (Studien d. Bibliothek Warburg 22) Leipzig 1931, zu Erasmus vgl. ferner: Gedenkschrift z. 400. Todestag, Basel 1936, S. 50ff.; Gnomon 1936, 625ff. und bes. Die Einheit im geistigen Werk des Erasmus: Deutsche Vierteljahrsschrift f. Lit.-Wiss. u. Geistesgeschichte 15 (1937) 473ff. — Ch. G. Heyne, Forschungen und Fortschritte 5 (1929) N. 27. — Goethe und der griechische Geist, Deutsche Vierteljahrsschrift 11 (1934) 283ff. — Wilhelm v. Humboldt, der Humanist: Antike 12 (1936) 35ff. — Anzeige von F. A. Wolf, Ein Leben in Briefen, 3 Bde.: Gnomon 1938, 401 ff. — O. Crusius, Dt. biogr. Jahrbuch 1917—1920 (1928) 237ff. und Antike 9 (1933) 255ff, — U. von Wilamowitz-Moellendorff, Süddeutsche Monatshefte Nov. 1931.

UNGEDRUCKTE LATEINISCHE KOMMENTARE ZUR ARISTOTELISCHEN TOPIK AUS DEM 13. JAHRHUNDERT

VON MARTIN GRABMANN

I.

Die *Τοπικά*, ein Werk, dessen Titel schwer übersetzbar und dessen Aufbau nicht einheitlich ist, gehören zu den inhaltlich schwierigsten Werken des Aristoteles und sind nach seinem eigenen Geständnis mühevoll entstanden[1]). Damit mag es zusammenhängen, daß dieses aristotelische Werk seitens der griechischen Kommentatoren eigentlich nur durch Alexander von Aphrodisias erklärt worden ist[2]). Von diesem Kommentar sind nur die vier ersten Bücher und ein Stück des achten Buches echt, während alles übrige einer späteren Zeit angehört. Ein Bruchstück eines 100 Jahre nach Alexander von Aphrodisias entstandenen Topikkommentars ist in einem Papyrus erhalten.

Boethius hat, wie er selbst berichtet, wie die Analytica Priora so auch die Topik aus dem Griechischen ins Lateinische übertragen. Tatsächlich sind in den Boethiusausgaben lateinische Übersetzungen der beiden Analytiken, der Topik und der Elenchik abgedruckt. Wenn M. Manitius davon redet, daß die boethianische Übersetzung der Topik des Aristoteles vollständig erhalten ist, dann meint er jedenfalls den zuletzt bei Migne (P. L. 64)

---

[1]) Vgl. E. Zeller, Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung II, 2, 3. Aufl. Leipzig 1879, 72; Fr. Überweg-K. Prächter, Die Philosophie des Altertums[12], Berlin 1926, 367; J. Geffken, Griechische Literaturgeschichte II, Heidelberg 1934, 218—220, Anm. 186, 70—188; M. Wallies, Textkritisches zu der aristotelischen Topik und den sophistischen Widerlegungen, Philologus 78 (1923), 301—329; P. Gohlke, Untersuchungen zur Topik des Aristoteles, Hermes 63 (1928), 457—477; E. Thionville, De la Théorie des lieux communs dans les Topiques d'Aristote et des principales modifications, qu'elle a subies jusque à nos jours, Paris 1855.

[2]) M. Wallies, Die griechischen Ausleger der aristotelischen Topik, Berlin 1891.

abgedruckten Text. Indessen haben schon Schaarschmidt[3]) und V. Rose[4]) auf den pseudo-boethianischen Ursprung dieser lateinischen Übersetzungen der beiden Analytiken, der Topik und Elenchik, die man in der Scholastik als Logica nova zusammengefaßt hat, hingewiesen. Der uns jetzt vorliegende Text dieser lateinischen Übersetzungen ist jedenfalls nicht der ursprüngliche boethianische, da er von dem Aristotelesübersetzer und Humanisten Johannes Argyropulos und dann von den Boethiusherausgebern bearbeitet ist. Gegen die boethianische Herkunft dieser Übersetzungen spricht auch die Tatsache, daß wir vor dem 12. Jahrhundert keine Handschriften derselben besitzen. M. Manitius[5]) nennt allerdings in sehr unbestimmter Weise Handschriften der Topikübersetzung aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Indessen ist der belgische Philologe A. van de Vyver, der ein Werk: Boèce et l'Evolution philosophique du moyen-âge vorbereitet, der Anschauung, daß das Mittelalter die von Boethius hergestellten Übersetzungen des zweiten Teils des Organons nicht mehr gehabt und auch nicht gekannt hat[6]). Freilich sind, wie eben auch A. van de Vyver nachgewiesen hat, die logischen Monographien des Boethius: Introductio ad syllogismos categoricos, De syllogismo categorico, De syllogismo hypothetico, De divisione, De differentiis topicis, auch erst seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, in der Zeit, da Abbo von Fleury Erklärungen zu De syllogismo categorico und De syllogismo hypothetico geschrieben hat, in Handschriften verbreitet worden[7]). Aber die Echtheit z. Z. von De differentiis

[3]) J. Schaarschmidt, Johannes Sarisberiensis nach Leben und Studien, Schriften und Philosophie, Leipzig 1862, 120.

[4]) V. Rose, Die Lücke in Diogenes Laertius und der alte Übersetzer, Hermes 1 (1866), 366ff.

[5]) M. Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters I, München 1911, 31.

[6]) A. van de Vyver, Les étappes du développement philosophique du haut moyen-âge. Revue Belge de Philologie et d'Histoire 8 (1929), 425 bis 452, speziell 427. A. van de Vyver sieht in dem Umfang des uns nur aus Cassiodor bekannten Werkes De categoricis et hypotheciis syllogismis des Tullius Marcellus Carthaginensis einen der Gründe dafür, warum man die boethianischen Übersetzungen und Erklärungen der Analytiken, Topik und Elenchik nicht aufbewahrt hat.

[7]) A. van de Vyver a. a. O. 427; Derselbe, Les oeuvres inédits d'Abbon de Fleury, Revue Bénédictine 1935, 125—169.

topicis ist durch die Institutiones Cassiodors bezeugt, während wir dafür, daß die in der Scholastik benutzten Übersetzungen der Analytiken, der Topik und Elenchik, tatsächlich von Boethius herrühren, keinen entscheidenden Beweis erbringen können.

V. Rose[8]) hat auf eine Bemerkung in der Chronik des Robert von Mont-Saint-Michel hingewiesen, in der ein Jakob von Venetien als Übersetzer dieses zweiten Teils des Organons bezeichnet ist[9]): Jacobus clericus de Venetia transtulit de graeco in latinum quosdam libros Aristotelis et commentatus est, scilicet Topica, Analyticos et priores et posteriores et Elenchos, quamvis antiqua translatio super eosdem libros haberetur. Ist diese letztere Bemerkung ein Hinweis auf die boethianische Übersetzung? Nachdem J. Schmidlin wieder auf diese Notiz zurückgegriffen und auf Roses bedeutsamen Aufsatz hingewiesen und sehr beachtenswerte Mitteilungen über die Herkunft der in der scholastischen Schullogik gebrauchten und auch von Otto von Freising zitierten lateinischen Analytiken, Topik und Elenchik, gemacht hatte[10]), habe ich mich auch in meiner Geschichte der scholastischen Methode der Ansicht angeschlossen, daß Jakob von Venetien diese Übersetzungen hergestellt habe[11]).

Auf wichtiges neues handschriftliches Material hat der unlängst verstorbene hochverdiente amerikanische Forscher Ch. H. Haskins hingewiesen[12]). Er entdeckte im Ms. 17—14 der Kathedralbibliothek zu Toledo eine dreifache lateinische Übersetzung der Analytica Posteriora, die arabisch-lateinische des Gerhard von Cremona und zwei griechisch-lateinische Versionen. Eine von diesen letzteren hat einen Prologus, in dem es heißt: ... translatio Boetii apud nos integra non invenitur et id ipsum quod de ea reperitur vitio corruptionis offuscatur; translationem Jacobi obscuritatis tenebris involvi silentio suo perhibent

[8]) V. Rose a. a. O.

[9]) MG. SS. VI, 489. Diese Notiz ist von einer andern Hand, die aber auch dem 12. Jahrhundert angehört (MG. SS. VI, 293).

[10]) J. Schmidlin, Die Philosophie Ottos von Freising, Philosophisches Jahrbuch 18 (1905), 168ff.; A. Hofmeister, Studien über Otto von Freising, Neues Archiv 37 (1912), 663ff.

[11]) M. Grabmann, Die Geschichte der scholastischen Methode II, Freiburg 1911, 73ff.

[12]) C. H. Haskins, Studies in the History of Mediaeval Science, Cambridge (USA.) 1924, 222—241.

Francie magistri qui, quamvis illam translationem et commentarios ab eodem Jacobo translatos habeant, tamen notitiam illius libri non audent profiteri. Hier ist aber von einem Übersetzer aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts sowohl dem Boethius wie auch dem Jakob von Venetien je eine Übertragung der Analytica Posteriora zugeteilt, die dieser anonyme Übersetzer (einige sehen in ihm Henricus Aristippus, Archidiakon von Catania † 1162, der den Phaedon und Menon Platons und das vierte Buch der Meteorologica des Aristoteles übersetzt hat, Bliemetzrieder identifiziert ihn mit Burgundio von Pisa, dem Übersetzer von De fide orthodoxa des Johannes von Damascus und anderer griechischer patristischer Werke) offenbar vor sich gehabt hat. Ch. H. Haskins teilt die in der mittelalterlichen Schullogik gebrauchten lateinischen Übersetzungen der Analytiken, Topik und Elenchik dem Boethius zu und widerlegt die von mir vorgebrachten Bedenken sprachlicher Art. Hingegen sieht wieder B. Geyer in Jakob von Venetien den Übersetzer dieser Aristotelesschriften[13]). Geyer bemerkt, daß Peter Abaelard Zitate aus den Analytica Priora bringt, die er nicht aus Boethius entlehnt haben kann. Der Wortlaut der Zitate beweist, daß Abaelard eine von der später gebräuchlichen Übertragung (Vulgata) verschiedene und dem Sprachgebrauch des Boethius nahestehende Übersetzung vor sich hatte. Geyer bringt auch ein Abaelardzitat, wonach dieser die aristotelische Elenchik gesehen hat. Diese Abaelardzitate sind ungefähr 1125 zu datieren. Zurückhaltender drückt sich A. Pelzer[14]), der die Abschnitte über Aristotelesübersetzungen für die Histoire de la philosophie médiévale von M. De Wulf bearbeitet hat, über die Übersetzungstätigkeit des Jakob von Venetien aus: „Suivant une note ajoutée à la chronique de Robert de Torigny pour l'année 1128, déjà alors Jacques de Venise aurait traduit de grec, et commenté les Topiques, les deux Analytiques et les Réfutations sophistiques bien qu'il existât une version plus ancienne de ces mêmes livres."

[13]) Fr. Überweg-B. Geyer, Die patristische und scholastische Philosophie 11, Berlin 1928, 135, 146.

[14]) M. De Wulf, Histoire de la philosophie médiévale I[6], Louvain-Paris 1934, 64f.

Sehr zurückhaltend äußert sich auch Ezio Franceschini in Padua[15]), dessen Urteil um so mehr in die Wagschale fällt, als er in hervorragender Weise an der Inventarisierung der Handschriften der mittelalterlichen lateinischen Aristotelesübersetzungen für das Corpus philosophorum medii aevi beteiligt ist. Franceschini äußert zuerst seine Bedenken gegen beide Anschauungen. Gegen die Zuteilung dieser Übersetzungen an Boethius macht er geltend, daß sich erst im 12. Jahrhundert Handschriften dieser Übersetzungen nachweisen lassen. Gegen die Zuteilung an Jakob von Venetien bringt er vor, daß Burgundio von Pisa in einem von Haskins mitgeteilten Bericht über griechisch-lateinische Übersetzungen aus dem Jahre 1173 nicht nur den Jakob von Venetien nicht erwähnt, sondern ausdrücklich Boethius die Übersetzung der Topik und der Elenchik zuweist: Sed et Boetius clarissimus philosophus Porphirium et Aristotilem in Categoriis et Periameniis, in Topicis et Elenchis et Nichomachum arismeticis transferens de verbo ad verbum ex greca latine reddidit lingue (Cod. Ottobon. lat. 227 fol. 2^r). Franceschini gesteht, daß seine bisherigen Untersuchungen die Frage nicht gelöst, sondern nur noch verwickelter gemacht hätten. Es ist keine einzige Handschrift der Logica nova vor dem Jahre 1150 gefunden worden[16]). Die älteste Handschrift ist ein Oxforder Codex, der die Topik enthält und auch nicht ausdrücklich datiert ist, sondern nur paläographisch ungefähr um 1150 angesetzt werden kann. In dieser Handschrift ist von der Topica bemerkt: „a Boecio de greco in latinum translata". Aber diese Bemerkung ist zu spät, als daß ihr eine entscheidende Bedeutung für die Zuteilung beigemessen werden könnte. Franceschini ist der Auffassung, daß in dieser Frage einzig und allein die Philologen das letzte Wort zu sprechen hätten. Wenn einmal die kritische Ausgabe der lateinischen Logica vetus und Logica nova vorliegt, dürfte es nicht schwer sein, jene charakteristischen Verschiedenheiten in Stil und

[15]) E. Franceschini, Aristotele nel medioevo latino. Estratto dagli Atti del IX Congresso Nazionale di Filosofia Padova 20—23 Settembre 1934 (XII), Padova 1935, 5ff.

[16]) Demgegenüber kann man darauf hinweisen, daß das gegen 1141 vollendete Heptateuchon des Thierry von Chartres die lateinischen Übersetzungen der Analytica Priora, der Topik und Elenchik enthält.

Sprache zusammenzustellen, die zwischen lateinischen Übersetzungen, welche von verschiedenen Übersetzern und zu ganz verschiedenen Zeitpunkten (6. Jahrhundert für Logica vetus [Isagoge des Porphyrios, Kategorien, Perihermeneias], 12. Jahrhundert für Logica nova) angefertigt worden sind, naturgemäß vorhanden sein müssen. Man wird dabei auch sich vergegenwärtigen müssen, daß die mittelalterlichen Übersetzer sich im allgemeinen bemühten, den griechischen Text möglichst verbum de verbo zu übertragen. Die kritische Ausgabe dieser Übersetzungen des Organons ist sehr schwierig wegen der großen Anzahl der Handschriften und der Verschiedenheit der Lesearten. Die dem Boethius zugeteilten Übersetzungen weisen in den Ausgaben, welche hiervon vom 16. bis zum 18. Jahrhundert veranstaltet worden sind, große Textverschiedenheiten voneinander auf, was wahrscheinlich auf willkürliche Korrekturen seitens der Herausgeber sich zurückführt. Bevor diese kritische Ausgabe vorliegt, wäre es hinreichend bedenklich, die zur Lösung der Frage, ob die lateinischen Übersetzungen der beiden Analytiken, der Topik und Elenchik dem Boethius zuzueignen sind oder nicht, notwendige Vergleichung nach Stil und Sprache vorzunehmen, da die Gefahr bestünde, daß man sich auf schlechte, ungenaue und verderbte Texte stützte. Man hat, bemerkt hier Franceschini, nicht mit Unrecht gesagt, daß die Classe di Scienze morali e storiche der Accademia d'Italia, welche in dem großen Unternehmen der Edition der mittelalterlichen lateinischen Aristotelesübersetzungen die Herausgabe des Organons übernommen hat, den schwierigsten Teil des ganzen Corpus übertragen erhalten habe. Franceschini geht dann auf die einzelnen Bücher des Organons ein. Bezüglich der Topik bemerkt er, daß außer der gewöhnlichen Übersetzung im Mittelalter noch eine zweite vorhanden war. Diese zweite hat sich bisher in keiner einzigen Handschrift auffinden lassen. Hingegen konnte Franceschini in zwei Handschriften, einer von Assisi und einer von München, beachtenswerte Glossen auffinden. Aus den Darlegungen Franceschinis ist ersichtlich, daß für ihn Boethius als Übersetzer der in der mittelalterlichen Schullogik gebrauchten Logica nova keineswegs als ganz ausgeschlossen betrachtet werden muß und sonach die Autorschaft des Jakob von Venetien

an diesen griechisch-lateinischen Übertragungen noch keineswegs vollauf gesichert ist. Die literarhistorische und philologische Boethiusforschung hat, so Hervorragendes sie für die Consolatio philosophiae und die Opuscula sacra geleistet hat[17]), mit den philosophischen Übersetzungen, Kommentaren und Monographien „des letzten Römers und ersten Scholastikers", wenn man von der auf die Vorarbeiten von G. Schepss sich stützenden Edition des Isagogekommentars durch S. Brandt absieht, sich nur verhältnismäßig wenig befaßt.

Wenn wir nun die Frage nach der Einwirkung der aristotelischen Topik auf das philosophische Denken und Arbeiten des Mittelalters stellen, so werden wir im 12. Jahrhundert in erster Linie an einen indirekten Einfluß denken müssen, der durch die Schrift De differentiis topicis des Boethius vermittelt ist. Diese Schrift, welche den Inhalt der aristotelischen Topik zusammenfaßt, war ja auch, wie ich anderwärts dargetan habe[18]), noch im 13. Jahrhundert Gegenstand von Vorlesungen und Kommentaren an der Pariser Artistenfakultät gewesen. In der von V. Cousin edierten Dialectica des Abaelard kommt für die Darstellung der loci dialectici nicht die Topik des Aristoteles, sondern die boethianische Schrift De differentiis topicis als Quelle in Betracht. Dasselbe wird man wohl auch von den zehn gutenteils von Abaelard beeinflußten Dialektikkompendien aus dem 12. Jahrhundert, die ich aufgefunden und über die ich in einer Abhandlung der Preußischen Akademie der Wissenschaften berichtet habe[19]), halten. Freilich werden

[17]) V. Schurr, Die Trinitätslehre des Boethius im Lichte der „skythischen Kontroversen", Paderborn 1935 (Einleitung, Der Streit um das theologische Schrifttum des Boethius); Fr. Klingner, De Boethii consolatione philosophiae, Berlin 1921; E. K. Rand, Founders of the Middle Ages, Cambridge, Mass. 1928. H. R. Patch, The Tradition of Boethius. A Study of His Importance in Medieval Culture, New York 1935. Vgl. hierzu die Besprechung von E. K. Rand im American Journal of Philology 57 (October 1936).

[18]) M. Grabmann, Kommentare zur aristotelischen Logik aus dem 12. und 13. Jahrhundert im Ms. lat. fol. 624 der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin. Ein Beitrag zur Abaelardforschung. Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 1938 (Sonderausgabe), Berlin 1938, 12ff.

[19]) M. Grabmann, Bearbeitungen und Auslegungen der aristotelischen Logik aus der Zeit von Peter Abaelard bis Petrus Hispanus. Mitteilungen

hier noch besondere Untersuchungen anzustellen sein. Die Loci dialectici bilden auch einen Abschnitt in den Summulae logicales des Wilhelm von Shyreswood, des Petrus Hispanus, des späteren Papstes Johannes XXI[20]) und des Lambert von Auxerre im 13. Jahrhundert. Es ist bisher, zumal da die Summulae des Wilhelm von Shyreswood und Lambert von Auxerre noch nicht ediert waren und das Werk des Petrus Hispanus nur in alten unzulänglichen Drucken vorlag, noch nicht untersucht worden, ob in diesen Logiklehrbüchern die Kapitel über die loci dialectici unter dem unmittelbaren Einfluß der aristotelischen Topik stehen oder nicht. In der Summulae logicales oder — wie der richtigere Titel lautet — in den Introductiones in logicam des Wilhelm von Shyreswood, die ich kürzlich ediert habe[21]), weist der Abschnitt De locis dialecticis wohl Zitate aus den boethianischen Schriften De differentiis topicis, De divisione und Introductio ad syllogismos categoricos, aber kein einziges Zitat aus der aristotelischen Topik auf. Hingegen ist im letzten Abschnitt De fallaciis fortwährend Aristoteles, De sophisticis elenchis zitiert. Bezüglich der Summulae logicales des Petrus Hispanus wird man, sobald die von J. M. Bocheński in Angriff genommene Edition vorliegt, klarer sehen.

Einen Kommentar zur aristotelischen Topik aus dem 12. Jahrhundert konnte ich nicht vorfinden, wie bis jetzt auch keine Auslegungen der beiden Analytiken aus dieser Zeit der Frühscholastik nachgewiesen sind. Von der Logica nova konnte ich bisher nur einen aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kommentar zur aristotelischen Elenchik im Ms. lat. fol. 624 der Preußischen Staatsbibliothek feststellen. Die aristotelische Schrift

---

aus Handschriften deutscher Bibliotheken. Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1937, Phil.-hist. Klasse, Nr. 5, Berlin 1937.

[20]) Vgl. M. Grabmann, Handschriftliche Forschungen und Funde zu den philosophischen Schriften des Petrus Hispanus, des späteren Papstes Johannes XXI. (gest. 1277). Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Abteilung, Jahrgang 1936 Heft 9, München 1936.

[21]) M. Grabmann, Die Introductiones in logicam des Wilhelm von Shyreswood († nach 1267). Literarische Einleitung und Textausgabe. Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Abteilung, Jahrgang 1937 Heft 10, München 1937.

Περὶ σοφιστικῶν ἐλέγχων scheint überhaupt im 12. Jahrhundert von den Büchern der Logica nova den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt zu haben. Ich konnte im Clm. 4643 einen vollständigen Tractatus de fallaciis aus dem 12. Jahrhundert nachweisen. Desgleichen hat die Literaturgattung der Sophismata unter dem Einfluß dieser aristotelischen Schrift schon im 12. Jahrhundert sich entfaltet. Ich habe vor fast dreißig Jahren im zweiten Buch meiner Geschichte der scholastischen Methode darauf hingewiesen, daß die aristotelische Topik und Elenchik auf die dialektische Ausgestaltung der ursprünglich aus dem kanonischen Recht übernommenen Sic-et-non-Methode Abaelards und vor allem auf die Ausbildung einer kunstgerechten Disputationsmethode und Disputationstechnik einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt haben. In bezug auf die Topik wird man in erster Linie im 12. Jahrhundert an einen Einfluß denken müssen, der durch die boethianische Schrift De differentiis topicis vermittelt ist. Ob und in welchem Umfang die Topik einen unmittelbaren Einfluß ausgeübt hat, muß erst durch Spezialuntersuchungen festgestellt werden. Daß im 13. Jahrhundert eine solch unmittelbare Einwirkung stattgefunden hat, wird durch die Kommentare zur aristotelischen Topik, die in der Ära der Hochscholastik entstanden sind, nahegelegt. E. Thionville[22]), der von den mittelalterlichen Topikkommentaren nur die beiden gedruckten des Averroes und Albertus Magnus kennt und kurz würdigt, ist der Anschauung, daß dieses aristotelische Werk in der mittelalterlichen Scholastik gänzlich vernachlässigt worden ist und daß der wahre Sinn der aristotelischen Lehre von den *τόποι* wenig bekannt war. Es seien deshalb im Folgenden die ungedruckten Kommentare aus dem 13. Jahrhundert, die mir bisher bei meinen handschriftlichen Forschungen begegnet sind, zusammengestellt.

II.

1. Unter den Kommentaren zur aristotelischen Topik aus dem 13. Jahrhundert sei an erster Stelle derjenige des Boetius von Dacien genannt, der sich, wie schon aus seiner handschriftlichen

[22]) E. Thionville a. a. O. 110—113.

Verbreitung ersichtlich ist, eines hohen Ansehens erfreute. Im Cod. F 39 der Stadtbücherei zu Erfurt (s. XIII) sind von einer Hand des 14. Jahrhunderts Werturteile über Aristotelescommentare zusammengestellt: Super topica contradicciones Boetii Daci optime; super elenchos optima sunt scripta magistri Ha nomine. Item supra priora (sc. Analytica) scripta magistri Roberti, qui composuit scripta supra Priscianum minorem, bona sunt. Item supra posteriora scripta magistri Thome sunt meliora. Da ich anderswo[23]) über Boetius von Dacien, der mit Siger von Brabant das Haupt des Pariser lateinischen Averroismus gewesen ist, und auch über seinen Topikkommentar gehandelt habe, kann ich mich hier kurz fassen. Ich stelle zunächst die Handschriften zusammen, in denen uns dieser Topikkommentar überliefert ist: Cod. Vat. lat. 4883 (s. XIII) fol. 88r—109v; Cod. 3 Plut. XII. Sin. (s. XIII) der Biblioteca Laurenziana zu Florenz fol. 16r—31v. Ms. lat. fol. 624 (s. XII/XIII) der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin fol. 203r—226v; Cod. 214 (Irmischer 380 s. XIII) der Universitätsbibliothek zu Erlangen fol. 95r—140r; Cod. 367 (s. XIII) der Stiftsbibliothek zu Admont (s. XIII, enthält fol. 2r—6r die beiden ersten Bücher); Cod. lat. 16170 (s. XIII) der Bibliothèque nationale zu Paris fol. 54r—82r; Cod. 509 (s. XIII) der Stadtbibliothek zu Brügge fol. 1r—30v; Cod. 296 des Merton College zu Oxford (s. XIV) fol. 47r—83r.

Das Initium des Topikkommentars des Boetius von Dacien lautet: Cum honorandi viri videlicet patres nostri reverendi primi philosophantes res temporales contemnentes et vitam suam in studio sapientie ponentes, quia non est dignus sapientia qui non appretiatur et diligit eam super omnia, scientias utiles ut grammaticam et logicam studuerunt, secundo scientias honorabiles adeuntes in naturalibus et mathematicis scientiis studuerunt, tertio in scientia divina, que metaphysica dicitur

---

[23]) M. Grabmann, Neuaufgefundene Werke des Siger von Brabant und Boetius von Dacien. Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrgang 1924, 2. Abhandlung, München 1924. Mittelalterliches Geistesleben II, München 1936, 200—224: Die opuscula de summo bono sive de vita philosophi und De sompniis des Boetius von Dacien.

que per altissimas rerum causas procedit et de substantiis divinis perscrutatur, vitam suam finierunt: Nos eorum ordinem sequentes primo logicam, secundo moralem philosophiam, tertio naturalem, quarto mathematicam, quinto metaphysicam sive scientiam divinam ad communem studentium profectum exponamus. Es ist dies ein großes philosophisches Arbeitsprogramm, das Boetius von Dacien hier vorlegt. Wir werden hier an den gleichen großen Plan erinnert, den Albertus Magnus an seiner Spitze seines Physikkommentars entwirft: Nostra intentio est, omnes dictas partes (sc. physicam, metaphysicam, mathematicam) facere latinis intelligibiles. Die Form des Topikkommentars des Boetius von Dacien ist die der scholastischen Quaestio disputata, welche die volle Entfaltung der dialektischen Gewandtheit und Schlagfertigkeit ermöglicht und reichere Gelegenheit zu scharfsinniger und selbständiger Erörterung der Probleme bietet als dies bei der einfach kommentierenden expositio textus möglich ist. Ich habe anderwärts[24]) auf einige Quaestionen dieses Topikkommentars aufmerksam gemacht und die Bedeutung seiner Quaestionen zum achten Buch für die Technik und Dialektik der scholastischen Disputationsmethode hervorgehoben. Der Zweck der disputatio, für die er die Rolle des opponens und defendens eingehend entwickelt, ist nicht bloß die exercitatio, sondern vielmehr die cognitio veritatis. Es wäre von Interesse und Wert, im einzelnen zu untersuchen, wie im logischen Denken des Boetius von Dacien und in seiner Methode sich die aristotelische Topik reflektiert und auswirkt. Er hat ja auch Kommentare zu den beiden Analytiken, Sophismata und eine vorzügliche Sprachlogik (Liber de modis significandi) geschrieben.

2. Cod. Vat. lat. 4883, eine Pergamenthandschrift aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, enthält auf 109 Blättern zwei Topikkommentare, von fol. 88^{r}—109^{v} denjenigen des Boetius von Dacien, von fol. 56^{r}—86^{r} einen Kommentar zur Topik, als dessen Verfasser am Schluß ein Elyas genannt ist: Explicit summa libri topicorum Aristotelis, quam fecit elyas. deo gratias. amen. Ich bringe mit dem Initium den kurzen Prologus: Pro-

[24]) M. Grabmann, Neu aufgefundene Werke des Siger von Brabant und Boetius von Dacien 32 ff.

positum quidem nostri etc. Cum omnis scientia sit veri inquisitiva et hoc pertineat ad modum disserendi, loyca autem habeat modum inquirendi in aliis scientiis determinare, patet, quod loyca rationem et modum disserendi habet determinare. Sed ratio disserendi secundum Boethium habet duas partes scilicet inventionem et judicium. Igitur loyca de utraque habet determinare, ut dicatur quedam pars loyce de arte inveniendi, quedam de arte judicandi. Sed tunc dubitatur. Cum in omni scientia sit inventio et judicium, secundum quod unaqueque scientia differt, propter quid iste due partes loyce magis loyce quam alii scientie attribuantur? Est dicendum, quod omnis scientia inveniat et judicet. Tamen sola loyca artem et modum inveniendi et judicandi determinat et ideo iste partes ei soli attribuuntur. Alie questiones hic obmittende sunt.

Sed hiis habitis de partibus inveniendi, queritur de quadam parte eius, ut in libro topicorum ad presens est intentio. Accedamus ergo ad illam inquirendo, de quo est ut de subiecto, et patet, quoniam de sillogismo dyalectico ex hiis, que nominantur in principio primi Priorum. Causa vero formalis consistit in modo agendi et ordinatione partium. Doctrine ordo patet in dividendo librum, sed modus agendi duplex est, scilicet propter doctrinam istam; et iste triplex est, scilicet diffinitivus, divisivus et collectivus. Quartus modus non est necessarius nisi propter addiscentes, ut exemplorum positivus, et hoc testatur Aristoteles in primo Priorum dicendo, quod exempla ponimus, ut sentiant qui addiscunt. Causa finalis duplex est, intra et extra. Intra idem est quod forma, extra duplex est, scilicet propinqua et remota. Propinqua artificialiter sillogigare ad utramque partem problematis, remota tota philosophya et per consequens perfectio anime rationalis per virtutem, ad quam finaliter scientia est. Causa efficiens fuit Aristoteles. Titulus talis est: Incipit liber topicorum ⟨Aristotelis⟩, topicorum dicit ad differentiam aliorum librorum Aristotelis et ad differentiam topicorum Boetii et Ciceronis et consimilium philosophorum, qui topica scripserunt.

Ein zweites Exemplar dieses Kommentars des Elyas fand ich im Cod. 322 der Biblioteca comunale zu Assisi, der ehemaligen Biblioteca del convento di S. Francesco. In dem von Leto Ales-

sandri gemeinsam mit G. Mazzatinti angefertigten Katalog[25]) ist diese Autorschaft des Elyas nicht erwähnt, sondern wird dieser Kommentar zur Topik gleich den Auslegungen der beiden Analytiken auf Grund von Überschriften, die von jüngerer Hand im Codex sich finden, dem hl. Thomas von Aquin zugeteilt. Ich möchte auch zum Unterschied vom Kataloge diese sehr schön geschriebene, mit roten und azurblauen Initialen geschmückte Handschrift nicht ins 14., sondern noch ins 13. Jahrhundert verlegen. Auf fol. 1r ist oben von jüngerer Hand der Titel angegeben: Incipit liber topicorum secundum sanctum Tomam de Aquino. Thomas von Aquin hat keine Kommentare zur Topik, zu den Analytica Priora und zur Elenchik geschrieben. Das Initium: Propositum quidem negotii est methodum invenire a qua etc. Cum omnis scientia sit veri inquisitiva et hoc ⟨pertineat⟩ ad modum disserendi, loyca autem habeat modum inquirendi in aliis scientiis determinare, patet, quod loyca disserendi modum et rationem habet determinare und die Vergleichung der Texte zeigen deutlich, daß wir hier den gleichen Kommentar wie den soeben beschriebenen des Cod. Vat. lat. 4883, nämlich den Topikkommentar des Elyas vor uns haben. Es steht übrigens auch am Schlusse dieses Kommentars in der Handschrift von Assisi am Rand freilich schwer leserlich: ⟨Trac⟩tatus topicorum elye.

Auf fol. 17r steht gleichfalls von jüngerer Hand: Incipit liber Posteriorum Analeticorum Aristotelis secundum sanctum Tomam de Aquino. Das Initium lautet: Sicut dicit Aristoteles humanum genus arte et rationibus vivit. In quo videtur Philosophus tangere quoddam hominis proprium, quo a ceteris animalibus differt. Am Schluß ist bemerkt: Expliciunt rationes fratris thome de aquino ordinis fratrum predicatorum super libro posteriorum analeticorum Aristotelis. Deo gratias Amen. Diese Zuteilung ist unrichtig, da der echte Kommentar des Aquinaten zu den Analytica Posteriora des Aristoteles einen ganz anderen Anfang und Text aufweist. Wir können diesen pseudo-thomistischen Kommentar zu den Analytica Posteriora;

[25]) G. Mazzatinti, Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia. Volume quarto, Fonti 1894, 21—141: G. Mazzatinti-Leto Alessandri, Assisi Biblioteca del Convento di S. Francesco, pag. 72.

der in seiner Methode und Technik genau so gearbeitet ist wie der vorhergehende Topikkommentar, gleichfalls dem Elyas zuteilen.

Das gleiche können wir auch von dem daran sich schließenden Kommentar zu den Analytica Priora sagen, der in der Handschrift ebenfalls von jüngerer Hand am Anfang und Schluß dem hl. Thomas von Aquin zugeeignet ist. Schon das Initium erinnert deutlich an den Beginn des Topikkommentars des Elyas: Cum omnis scientia sit veri inquisitiva et hoc per rationem et modum disserendi, loyca autem habeat modum inquirendi veritatem in aliis scientiis determinare, patet, quod loyca rationem et modum disserendi habet determinare. Sed ratio disserendi secundum Boethium duas habet partes scilicet inventionem et judicium.

Wer dieser Elyas, der Verfasser von Kommentaren zur Topik und zu den beiden Analytiken des Aristoteles, gewesen ist, konnte ich bisher nicht feststellen. Wir dürfen annehmen, daß Magister Elyas Professor an der Pariser Artistenfakultät im 13. Jahrhundert gewesen ist. Dafür spricht besonders, daß er einen Kommentar zur Schrift De substantia orbis des Averroes geschrieben hat, der im Cod. Vat. lat. 4553 erhalten ist.

Der Topikkommentar des Magister Elyas ist nicht in Quaestionenform angelegt, sondern hat die Form einer Expositio textus, einer an der Hand der Lemmata voranschreitenden Darlegung des aristotelischen Gedankenganges, der intentio Aristotelis. Darauf deutet auch der Titel: Summa liber topicorum im Cod. Vat. lat. 4883 hin.

3. Einen Kommentar zur Topik schrieb auch Adenulf von Anagni († 1289), Neffe Gregors IX, Landsmann und Freund des hl. Thomas von Aquin und des Reginald von Piperno, der als Kanonikus von Paris, päpstlicher capellanus und Propst von Saint-Omer angesehene kirchliche Stellen bekleidete. Er lehrte zuerst an der Pariser Artistenfakultät und wurde im vorgerückten Alter Professor an der dortigen theologischen Fakultät. Über Leben und Schriften dieser sehr sympathischen Persönlichkeit sind wir durch G. Mollat, P. Mandonnet und P. Glorieux gut unterrichtet[26]). Seine wertvolle Bibliothek ver-

[26]) G. Mollat, art. Adénulfe im Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastique I, 541; P. Mandonnet, Chronologie des écrits scripturaires

machte er testamentarisch dem Kolleg der Sorbonne und der Abtei von St. Viktor[27]), in der er auch gestorben ist, nachdem er zuvor den erzbischöflichen Stuhl von Narbonne und den bischöflichen Stuhl von Paris abgelehnt hatte. Er schrieb eine Kanonistische Summa causarum de factu et usu curiae, ein Quodlibetum von 18 quaestiones, eine Anzahl von Sermones (Universitätspredigten) und einen Kommentar zur aristotelischen Topik. Eine ihm zugeteilte Summa de arte praedicandi gehört nach den Forschungen von Th. Charland dem englischen Franziskaner Johannes Guallensis. Für uns kommt nur der Topikkommentar in Betracht, der in einer Reihe von Handschriften erhalten ist.

Cod. 493 (s. XIV) der Bibliothèque publique de la Ville von Brügge enthält von fol. 121r—242r Notule magistri Adenulfi supra librum Topicorum. Der Name des Verfassers ist genannt auf fol. 179r: Expliciunt notule magistri Adenulfi supra quartum Topychorum Aristotelis[28]). Eine zweite Handschrift ist Cod. 1077 (s. XIII) der Biblioteca comunale von Perugia. Der Name des Autors ist sowohl auf dem vorderen Deckblatt: Comentum magistri Adinulfi super octo thopicorum Aristotelis wie auch am Schluß: Expliciunt notule topicorum magistri Adynulfi angeführt[29]). Anonym begegnet uns dieser Topikkommentar im Cod. 3 Pluteus XXVI (s. XIII) der Biblioteca Malatestiana zu Cesena. Auf der letzten Seite steht hier die Bemerkung: Totum, quod est in marginibus huius libri, est additamentum de Scripto Fratris Angeli de Arimino. Dieser Codex weist zahlreiche Randbemerkungen auf, welche dem Topikkommentar des Angelo de Rimini, von dem sogleich kurz die Rede sein wird, ent-

---

de Saint Thomas d'Aquin (Extrait de la Revue Thomiste 1924—1929) 56—59; P. Glorieux, Répertoire des maîtres en théologie de Paris au XIIIe siècle I, Paris 1933, 376f.

[27]) L. Delisle, Le cabinet des manuscrits de la Bibliothèque nationale II, Paris 1874, 143, 210.

[28]) A. De Poorter, Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque publique de la Ville de Bruges, Gembloux-Paris 1934, 579.

[29]) G. Mazzatinti, Inventari dei manoscritti delle biblioteche d'Italia. Volume V Forli 1895: 56—297 A. Bellucci, Perugia Biblioteca comunale pag. 242.

nommen sind[30]). Eine jüngere Handschrift ist Clm. 12707 (s. XV), der ganz der Topik gewidmet ist. Von fol. 1r—65r steht der lateinische Text der Topik. Hierauf folgt (fol. 66r—99v) ein anonymer Kommentar zu diesem aristotelischen Werk, der wohl einer späteren Zeit entstammt und also beginnt: Propositum quidem negotii. Iste est liber topicorum Aristotelis, in quo determinat de argumentatione dyalectica in generali. Das nächste Stück (fol. 100r—135r) die Quaestionen des Buridanus zur Topik mit dem Initium: Aristotelis questio. Utrum argumentatio dyalectica sit subjectum in dyalectica. Der Verfasser ist am Schluß genannt: Expliciunt questiones topicorum Magistri Biridani. Den Rest und weitaus größten Teil der Handschrift (fol. 136r—393r) füllt der Topikkommentar des Adenulf von Anagni aus. Am Schlusse ist bemerkt: Expliciunt scripta Arnulphi super librum topicorum Aristotelis. Die Tatsache, daß der Topikkommentar dieses Scholastikers noch in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts uns entgegentritt, zeugt für das hohe Ansehen, dessen sich derselbe erfreute. Ein Exemplar dieses Kommentars, das ich nicht einsehen konnte, befindet sich im Cod. 205 (s. XIII/XIV) fol. 177v—276r der Library of Peterhouse in Cambridge. M. R. James[31]) gibt in seinem Katalog als Initium dieses Topikkommentars an: Triplex est principium. Unmittelbar voraus geht der Kommentar des Robert Kilwardby zu der Analytica Posteriora.

Das Initium lautet: Triplex est principium immediate causans res, scilicet natura mos et ratio. Et penes hoc triplex principium sumitur triplex genus rerum, scilicet naturale morale et rationale, quia naturale est de rebus naturalibus, morale de rebus moralibus, rationale de rationalibus. Adenulf stellt seinem Topikkommentar eine ausgedehnte Wissenschaftslehre (im Clm. 12707 von fol. 136r—140r) voran, die für sich einen Wert hat und eine eigene Untersuchung lohnte. Diese Wissenschaftslehre

[30]) J. M. Mucciolus, Catalogus codicum manuscriptorum Malatestianae Caesenatis Bibliothecae Fratrum Minorum Conventualium I Caesenae 1780, 91; R. Zazzeri, Sui codici e libri a stampa della Biblioteca Malatestiana di Cesena, Cesena 1887, 222.

[31]) M. R. James, A descriptive catalogue of the manuscripts of the Library of Peterhouse, Cambridge 1899, 245.

ist verschieden von der divisio scientiarum omnium tam mecanicarum quam liberalium data a magistro Arnulfo Provinciali, qui rexit Parisius egregie", die im Cod. 261 (s. XIII) fol. 13r—18v des Merton College in Oxford überliefert ist[32]). Dieser Arnulfus war Provençale (Provincialis), während Adenulf aus Anagni gebürtig war. Der Topikkommentar des Adenulf von Anagni ist ungemein ausführlich und in der Form der scholastischen Quaestio disputata gehalten.

4. Ein Topikkommentar wird im Stamser Catalog und in den anderen alten Schriftstellerkatalogen des Predigerordens auch dem Dominikanertheologen, späteren Erzbischof von Canterbury und Kardinal Robert Kilwardby[33]) zugeschrieben. Derselbe stammt jedenfalls gleich seinen anderen zahlreichen Auslegungen logischer und grammatikalischer Textbücher aus der Zeit, da er als Magister an der Pariser Artistenfakultät vor seinem Eintritt in den Dominikanerorden lehrte, also aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Bei Quétif-Echard ist von diesem Topikkommentar eine Handschrift angeführt, die sich als Cod. 154 in der Bibliothek des Servitenklosters S. Annunziata in Florenz befand[34]). Dieselbe ist jedenfalls identisch mit dem Cod. 1618 B 4 (Annunziata) der Biblioteca nazionale in Florenz. Eine zweite Handschrift ist Cod. Canon. misc. 403 (s. XIV) der Bodleiana zu Oxford, der die Kommentare des Robert Kilwardby zur Isagoge des Porphyrios, zu den Kategorien, zu Perihermeneias, den beiden Analytiken, der Topik und Elenchik enthält. Der Topikkommentar beginnt auf fol. 182r mit den Worten: Totum negotium logicum est de sermone. Am Schluß (fol. 262r) ist der Verfasser genannt: Explicit scriptum super libro Thopicorum secundum reverendum doctorem magistrum Robertum.

5. Einer der fruchtbarsten Aristoteleserklärer des 13. Jahrhunderts war Radulfus Brito. Über seine Lebensdaten muß erst Klarheit geschaffen werden. Er war jedenfalls gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts Professor an der Pariser Artisten-

[32]) L. Baur, Dominicus Gundissalinus de divisione philosophiae, Münster 1902, 385—388.

[33]) Über Robert Kilwardby vgl. E. M. F. Sommer-Seckendorf, Studies in the life of Robert Kilwardby, Rom 1937.

[34]) Quétif-Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum I, 377.

fakultät. Später übte er an der dortigen theologischen Fakultät das akademische Lehramt aus. Er schrieb, wenn wir von seinem Sentenzenkommentar und theologischen Quaestionen absehen, Kommentare in Quaestionenform zu allen Büchern der Logica vetus und nova mit Ausnahme der Elenchik, zu De anima, zur Physik und den beiden ersten Büchern der Metaphysik, verfaßte Sophismata und einen Tractatus de modis significandi. Aus seinem Kommentar zu De anima, den ich im Cod. Palat. lat. 1059 näher eingesehen habe, ist ersichtlich, daß Radulfus Brito kein Averroist war, sondern der Lehrrichtung des hl. Thomas folgte. Von seinem Topikkommentar führt P. Glorieux[35]) drei Handschriften an: Cod. 3540—47 der Bibliothèque royale zu Brüssel, die Codd. lat. 11132 und 11133 der Bibliothèque nationale zu Paris. Ich habe die Brüsseler Handschrift, einen Papierkodex des 15. Jahrhunderts, der fast ganz mit logischen Kommentaren des Radulfus Brito ausgefüllt ist, im Jahre 1930 eingesehen. Dem Kommentar des Radulfus Brito zur aristotelischen Topik geht in dieser Handschrift unmittelbar dessen Erklärung der boethianischen Schrift De differentiis topicis voraus 163^{r}—195^{v}. Daß diese Schrift noch zu Ende des 13. Jahrhunderts kommentiert wurde, ist ein Beweis für ihr hohes Ansehen und ihren großen Einfluß. Der Kommentar zur Topik des Aristoteles erstreckt sich von fol. 196^{r} bis 277^{r}. Das Initium lautet: Sicut dicit philosophus 4^{0} metaphysice versus finem unumquodque ens habet propriam operationem. Der Verfasser ist am Schluß genannt: Expliciunt questiones magistri Radulfi Brithonis super librum topicorum Aristotelis complete Deo gratias in profesto penthecostes per manus Petri Boots. Ein viertes bisher nicht beachtetes Exemplar dieses Topikkommentars findet sich im Cod. Q. 276 fol. 100^{r}—131^{r} der Stadtbücherei Erfurt. Die Handschrift, die anfangs fast unleserlich ist, weist das gleiche Initium auf: Sicut dicit philosophus 4^{0} metaphysice versus finem unumquodque ens habet propriam operationem. Im Kolophon ist der Name des Autors radiert. W. Schum liest also: Expl. quest. magistri . . . fi d . . . . . cia super orto libros thopicorum Aristotelis etc. date a. D. MCCLXXXXV^{0} complete. Hierzu ist

[35]) P. Glorieux a. a. O. I, 454.

noch hinzugefügt: et sunt correcte multum sicut de ore suo processerunt. Das . . . . . fi ist jedenfalls die Schlußsilbe von Radulfi. Wichtig ist die Datierung, welche das Jahr 1295 als Entstehungszeit dieses Kommentars uns angibt. Im Katalog von Amplonius Ratinck de Berka (1410—1412), dessen Angaben W. Schum übernimmt, ist dieser Kommentar dem Walter Burleigh (Burlaeus) zugeschrieben: questiones Burley super 8 libris topicorum[36]). Diese Zuteilung ist unrichtig, da die literarische Tätigkeit dieses englischen Philosophen und Ockhamgegners, der erst nach 1343 starb, später fällt. Es handelt sich hier um den Topikkommentar des Radulfus Brito.

6. Ich möchte weiter auf einen Topikkommentar aus dem 13. Jahrhundert kurz hinweisen, der im Cod. 1298 l. L. LIV der Metropolitankapitelsbibliothek zu Prag sich findet. Dieser Kodex enthält an erster Stelle den Kommentar des Heinrich von Brüssel zu der Analytica Posteriora (fol. 1^r—80^v): Expliciunt questiones magistri Henrici de Bruxella super librum posteriorum analiticorum Aristotelis. Hierauf folgen ohne Explicit Questiones super librum elencorum Aristotelis (fol. 81^r—91^v) und Questiones super libros topicorum Aristotelis (fol. 93^r—116^v). Es legt sich die Vermutung nahe, daß auch die beiden letzteren Kommentare Heinrich von Brüssel, den Verfasser von Quaestiones naturales, eines anderen Kommentars zu den Analytica Posteriora, eines Metaphysikkommentars usw. zugehören. Ich konnte die Prager Handschrift nicht einsehen, ich kenne sie nur aus dem Katalog von A. Patera und A. Podlaha, wo auch das Initium nur sehr kurz angegeben ist: „Sicut dicit philosophus quarto metheorum versus finem."

7. Ein Topikkommentar, der auch noch dem 13. Jahrhundert angehört, hat den Augustinereremiten Angelus de Camerino († vor März 1314 als Patriarch von Grado) zum Verfasser. Da derselbe am 17. Dezember 1296 zum Bischof von Cagli ernannt wurde, ist dieser Topikkommentar vor diesem Zeitpunkt entstanden. Er hat auch Kommentare zur Isagoge des Porphyrios,

[36]) Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz. Zweiter Band, Bistum Mainz, bearbeitet von P. Lehmann, München 1928, 18; W. Schum, Beschreibendes Verzeichnis der Amplonianischen Handschriften-Sammlung zu Erfurt, Berlin 1887, 518.

zu den Kategorien und zur Perihermeneias sowie theologische Quaestionen hinterlassen. Über ihn hat in neuester Zeit A. Pelzer wertvolle Mitteilungen gemacht[37]). Von seinem Topikkommentar nennt er zwei Handschriften: Cod. lat. 16126 der Bibliothèque nationale zu Paris und Cod. Palat. lat. 1057 der Biblioteca Vaticana. Letztere beschreibt er näher und bemerkt, daß auf fol. 1r von der Hand des Marsilius von Inghen sich der Vermerk findet: Expositio thopicorum pro liberia (sic) universitatis (es ist Heidelberg gemeint) per me marsilium de Inghen propria manu. Der Auslegung der Topik ist, wie A. Pelzer bemerkt, eine Widmung und ein Prologus vorangestellt. A. Pelzer teilt diese Widmung mit, die also beginnt: Frater angelus de camerino fratrum heremitarum ordinis sancti augustini dilecto sibi in christo fratri andriolo eiusdem terre et ordinis salutem. cum augmento gratie et scientie. Licet continuis lectionibus metaphysice occupatus et ad librum topicorum percurrendum nostrorum studencium iuniorum assidua peticione inclinatus. ob tua rogamina bonum non solum speciale immo amplius commune continentia quod est divinius quolibet singulari. decrevi super memorato topicorum libro methodum perutilem continente etsi indigeat in nonnullis suis partibus et exemplis que sit conditoris intencio declarari etc. Diesem nicht näher bekannten Ordensgenossen Andriolus hat Angelus de Camerino auch seinen Isagogekommentar gewidmet, während er seinen Perihermeneiaskommentar einem andern Ordensgenossen, dem Alexander de Sancto Elpidio, dem bekannten Verfasser der kirchenpolitischen Traktate: De jurisdictione imperii und De potestate ecclesiastica († 1326) dediziert hat. Der Prologus des Topikkommentars beginnt also: Algazet dicit in logica sua, quod non est via perveniendi ad scientiam nisi per logicam, quod accepit a philosopho et a communiter loquentibus. Die Texterklärung selbst hat folgendes Initium: Propositum quidem negotii. Iste liber consuevit dividi in prohemium et tractatum. In prohemio dat intentionem dicendorum. Zu den zwei von A. Pelzer angegebenen Handschriften des Topikkommentars des Angelus de Camerino, die

[37]) A. Pelzer, Prosper de Reggio Emilia des Ermites de Saint-Augustin et le manuscrit latin 1086 de la Bibliothèque Vaticane. Revue néoscolastique de philosophie 1928, 317—351, speziell 331 ff.

auch D. Glorieux anführt, können noch zwei weitere hinzugefügt werden: Cod. 265 G 8 der Biblioteca nazionale in Florenz, ein aus der Dominikanerbibliothek von S. Maria Novella stammender Codex, und Cod. F 304 der Stadtbücherei von Erfurt (aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts). In dem Katalog des Amplonius Ratinck und auch bei W. Schum ist der Topikkommentar der Erfurter Handschrift so betitelt[38]: Item commenta Angeli (de Camelino) super octo libris topicorum mirabiliter bona, extracta originaliter ex dictis venerabilis Egidii Romani, qui erat eiusdem ordinis cum illo. Wir haben aber, wie dies F. Lajard[39]), dem sich auch Bruni[40]) anschließt, nachgewiesen hat, keine sicheren Anhaltspunkte dafür, daß Aegidius von Rom einen Kommentar zur aristotelischen Topik geschrieben hat. Mit Angelus de Camerino schließe ich die Zusammenstellung der Kommentare zur aristotelischen Topik aus dem 13. Jahrhundert. Auf Auslegungen dieser aristotelischen Schrift, die im 14. und 15. Jahrhundert in größerer Anzahl geschrieben worden sind, gehe ich hier nicht näher ein. Im Clm. 12707 haben wir einen Kommentar des Buridanus, der sich handschriftlich auch anderwärts findet, kennengelernt. Die Erfurter Stadtbücherei enthält Kommentare des Marsilius von Inghen und des Kölner Professors Hartlevus de Marca.

Von den Topikkommentaren des 13. Jahrhunderts ist nur einer gedruckt, die Paraphrase Alberts des Großen. Daran können wir nunmehr auf Grund der handschriftlichen Forschungen noch sieben ungedruckte Kommentare zu diesem aristotelischen Werk aus dem 13. Jahrhundert reihen: die Kommentare des Boetius von Dacien, des Elyas, des Adenulf von Anagni, des Robert Kilwardby, des Radulfus Brito, des Heinrich von Brüssel (?) und des Angelus de Camerino. Ich habe diese Topikkommentare nur vom literarischen Standpunkt aus behandelt, ohne auf die inhaltliche Seite näher einzugehen. Vor allem habe ich die Frage nicht erörtern können, ob und in welchem Umfange diese Kommentare für das Verständnis und die Deutung des aristotelischen

[38]) W. Schum a. a. O. 211.

[39]) F. Lajard in einem Artikel: Gilles de Rome in der Histoire littéraire de la France XXX, 421—566, speziell 453.

[40]) G. Bruni, Le opere di Egidio Romano, Firenze 1936, 176.

Werkes selber von Wert und Bedeutung sind. Von einer entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung und Darstellung des aristotelischen Schrifttums und philosophischen Systems, wie sie W. Jäger in so ergebnisreicher Weise für den ganzen Aristoteles und Fr. Solmsen und P. Gohlke für die logischen Schriften des Stagiriten vorgenommen haben, kann bei den mittelalterlichen scholastischen Kommentatoren nicht gesprochen werden. Aber es besteht kein Zweifel, daß diese Aristoteleserklärer, zuvorderst Albertus Magnus und Thomas von Aquin[41]), in die intentio, in das, was Aristoteles gemeint und gedacht hat, einzudringen sich bemüht haben. Ich habe bei anderer Gelegenheit gezeigt, wie diese mittelalterlichen Kommentatoren sich um die Deutung und Umbildung der aristotelischen Lehre vom *Νοῦς ποιητικός* bemüht haben[42]). E. Hoffmann bemerkt hierzu[43]): „Grabmanns Abhandlung ist gleichermaßen wichtig für unsere Kenntnis der Rezeption des Aristoteles und seiner Kommentatoren im 14. Jahrhundert wie für die Beurteilung des hohen philosophischen Niveaus der damaligen exegetischen Diskussionen und der Methoden jener ‚Schulwissenschaft', welche schärfer als je vorher oder nachher die Grundverschiedenheit zwischen dem platonischen und aristotelischen Denktypus erfaßt hat." Über die Bedeutung der so überaus zahlreichen Kommentare zu den Büchern des Organon besonders aus dem 12. und 13. Jahrhundert für die Auslegung und Durchdringung der aristotelischen Logik ist bisher noch wenig gearbeitet worden. Doch diese Kommentare, besonders auch diejenigen zur Topik und Elenchik, kommen noch unter einem anderen mehr allgemein kulturhistorischen Gesichtspunkt in Betracht, insofern sie nämlich an der Formung und Ausgestaltung des dialektischen Elementes im mittelalterlichen Denken und Wissen mitgearbeitet haben. Die Topik und Elenchik vor allem sind an der Entwicklung der

[41]) Vgl. M. Grabmann, Mittelalterliches Geistesleben I, München 1926, 266—313. Die Aristoteleskommentare des hl. Thomas von Aquin.

[42]) M. Grabmann, Mittelalterliche Deutung und Umbildung der aristotelischen Lehre vom *Νοῦς ποιητικός* nach einer Zusammenstellung im Cod. B III 22 der Universitätsbibliothek Basel. Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1936, 6, München 1936.

[43]) Gnomon 14 (1938) Heft 7, 391.

scholastischen Disputationstechnik beteiligt gewesen, die allen wissenschaftlichen Disziplinen damals ihr Gepräge aufgedrückt hat[44]). Die Dialektik hat auch die kirchenpolitische Streitliteratur des Mittelalters stark beeinflußt und ist auch auf die mittelalterliche Dichtung übergestrahlt. „Aristoteles im Mittelalter" ist nicht bloß ein philosophiegeschichtlicher, sondern auch ein kulturhistorischer Begriff.

---

[44]) Eine systematische Bearbeitung der aristotelischen Topik für die Zwecke der Disputation ist die im Jahre 1312 geschriebene Summa compendiosa de locis des Magister Jacobus de sancto Amando, die im Clm. 14246 (fol. 125r—131r) erhalten ist. Vgl. M. Grabmann, Mittelalterliches Geisteslebens II, 233ff. Nach Vollendung des Druckes machte ich die Wahrnehmung, daß das Initium des Kommentars zu den Analytica Priora im Cod. 322 der Biblioteca comunale in Assisi nicht bloß mit dem Initium des Topikkommentars des Magister Elyas, sondern auch mit den Anfangssätzen des Kommentars des Robert Kilwardby zu den Analytica Priora zusammenfällt (Cod. Q. 328 der Stadtbücherei zu Erfurt fol. 94a; Cod. 205 der Library of Peterhouse zu Cambridge fol. 85a; Codd. 280 fol. 38a und 289 fol. 33a des Merton College zu Oxford).Es fehlen mir zur Zeit die nötigen Unterlagen, um die Frage nach der Autorschaft des Kommentars zu der Analytica Priora in der Handschrift von Assisi klären zu können.

ZUM ANTIKENSTUDIUM TIZIANS

VON LUDWIG CURTIUS

Von den drei Fresken, die der junge Tizian in der Scuola del Santo in Padua ausführte und für die er am 2. Dezember 1511 entlohnt wurde, enthält eines ein merkwürdiges Zeugnis der Hingabe des Meisters an die Antike; nicht das erste, wie wir gleich sehen werden. Auf dem Wandbild mit der Darstellung des Wunders des neugeborenen Kindes (Abb. 1) ragt links auf hohem Sockel eine römische Panzerstatue über die in einem länglichen Rechteck zusammengeschlossene Figurenmenge hinweg. Die Statue gibt sich schon durch ihre helle weißliche Farbe als Marmorfigur zu erkennen. Sie steht auf besonderer profilierter Basis, und, da jede Einzelheit ihrer Tracht, die Tunica unter dem bronzenen Panzer, dieser selbst mit drei Reihen von Klappen an seinem unteren Rande, das Paludamentum das auf der rechten Schulter geknüpft ist und im Rücken, auf der Brust und vom linken Arm niederhängt, — da dies alles durchaus sachlich richtig wiedergegeben ist, so ist diese Statue offenbar nicht eine halb phantastische selbständige Erfindung des Künstlers, wie so viele dekorativ verwendete „Antiken" auf Bildern der Renaissance, sondern eine beabsichtigte genaue Wiedergabe einer ihm bekannten Figur. Sie muß beinahe intakt gewesen sein. Ihr Motiv, das Stehen mit dem schreitenden rechten Bein ist allbekannt, das stolz erhobene aufwärtsblickende Haupt ist offenbar ein Porträt; nur der rechte Arm ist Fragment. Welche Statue hat Tizian hier so genau wiedergegeben?

In der Lagunenstadt mit ihrer Jahrhunderte dauernden Herrschaft über die Küste Dalmatiens, über Morea und griechische Inseln, mit ihren Faktoreien am Goldenen Horn und der kleinasiatischen Küste sind immer Antiken zusammengeströmt. Die ehernen Rosse an der Fassade von San Marco, der heilige Theodor auf der einen Säule der Piazzetta, der aus einer antiken Panzer-

statue gebildet ist[1]), und die griechischen Löwen vor dem Arsenal sind Wahrzeichen einer Sammlerleidenschaft für antike Kunstwerke, die älter war als die jeder anderen Stadt Italiens. Wieviel von dem, was da einmal gesammelt war, ist wieder verlorengegangen oder zerstreut worden. Jedenfalls unter dem heutigen Antikenbestand Venedigs, unter den Statuen an der Nordfront der Hofseite des Dogenpalastes und im Antikenmuseum der neuen Prokurazien findet sich die von Tizian abgebildete Statue nicht.

Sie findet sich an ganz anderem Orte. Sie ist nämlich keine andere als die ganz links stehende Panzerfigur auf dem aus San Vitale stammenden Relief, heute im Museum von Ravenna, das Augustus mit Angehörigen seiner Familie darstellt (Abb. 2). Der Maler hat sein Vorbild so genau, Zug um Zug, bis auf den gebrochenen Arm wiederholt, daß seine Absicht, nicht eine allgemeingehaltene römische Imperatorenstatue, sondern eben diese bestimmte wiederzugeben, deutlich wird. Ja, blickt man näher zu, so fällt auf, daß seine Kopie eigentümlich flach ist, eben, weil sie von dem Relief und nicht von einer runden Statue stammt. Auch ihre schräge Anlage im Relief ist beibehalten. Offenbar, um diese Schwäche zu verdecken, malt Tizian hinter dem rechten Fuß eine Stütze, einen Baumstamm der aber so unklar und unorganisch geblieben ist, weil er nicht zum Original gehörte. Daß in der Figur des Reliefs von Ravenna G. Caesar, der ältere Sohn des Agrippa, der Schwiegersohn des Augustus und sein von ihm gewünschter Nachfolger dargestellt ist, hoffen wir an anderem Orte darzulegen. Tizian hat der Statue eine eigene Basis gegeben, die sie auf dem Relief nicht hat. Ob er sie nach einem uns nicht mehr erhaltenen Abguß oder nach einer Zeichnung vor dem Original auf einem Besuch von Ravenna von Padua aus kopiert hat, läßt sich nicht ausmachen. Diese Kopie ist zeitlich die erste Nachricht, die wir von dem ravennatischen Relief haben. In unsere archäologische Literatur gelangt es erst im 17. Jahrhundert[2]).

[1]) J. Sieveking, Eine römische Porträtstatue in der Münchener Glyptothek. 91. BWP. S. 21f. Abb. 5.

[2]) Girolamo Fabri, Ravenna ricercata (Bologna 1678) S. 69. — Gori, Thesaurus gemmarum astriferarum III S. 140. — A. Conze, Die Familie

Uns scheint, in Tizians Werk wirkt es noch an anderer Stelle weiter. Denn auf den ersten Blick ist klar, daß die viel getadelte Herrscherpose des Johannes des Täufers auf dem großen Bild in der Akademie in Venedig[3]) aus Tizians mittlerer Zeit nur auf eine antike Statue als Vorbild zurückgehen kann. Eben diese trägt die Schuld, daß der Heilige so wenig vorläuferhaft bescheiden, so blühend männlich und unasketisch erscheint. So wie er aber dasteht, mit rechtem Standbein, das linke auf einer Erhöhung des Terrains zur Seite gesetzt, und wie er mit der Linken sein härenes Gewand rafft, ist er kein anderer als der Kaiser Augustus des Reliefs von Ravenna. Der die Lanze aufstützende rechte Arm und der Porträtkopf des Augustus waren für den heiligen Johannes freilich nicht brauchbar. Deshalb die merkwürdige Verlegenheitsgebärde des Heiligen und das großartige tizianische Gesicht der neuen Fassung.

Schon vorhin haben wir angedeutet, der „Imperator" auf dem Fresko in Padua sei nicht die erste Entlehnung Tizians aus der Antike gewesen. Für die Individualität des jugendlichen Malers ist es gewiß ein höchst bezeichnender Zug, freilich auch ein Zug der Tradition von der Schule Jacopo Bellinis her, daß er damit beginnt. Auf seinem frühesten Bilde, der Verehrung des heiligen Petrus durch den Bischof Jacopo Pesaro und Papst Alexander VI. (Abb. 3), das aus dem Besitz Karls I. von England in das Museum von Antwerpen gekommen ist[4]) und dessen Datierung H. Tietze[5]) zuletzt, wie uns scheint, überzeugend auf etwa 1505—1507 anzusetzen rät, thront der erste Bischof von Rom auf einem oblongen Marmorblock, der sich durch seinen Bruch am linken Ende und durch den Schmuck seines Reliefs als antik ausgibt. Er ist es nicht wirklich. Es gibt keinen gleichen unter den erhaltenen Antiken, und auch einem nur oberflächlichen Blick offenbart sich

des Augustus. — E. Strong, La scultura romana I 95 Abb. 65; Ancient Rome I 157 Abb. 187. — Zuletzt Fredrik Poulsen, Porträtstudien in norditalienischen Provinzmuseen. Danske Videnskabernes Selskab XV 4, 1928, 61 ff. Tf. 93/94. — Photo Anderson 27670.

[3]) Mostra di Tiziano, Venezia 1935 Catalogo No. 66. H. Tietze, Tizian Tf. 151. Klassiker der Kunst III, Fischel, Tizian Tf. 97.

[4]) Mostra di Tiziano No. 3; Tietze a. O. Tf. 1; L. Ozzola, Boll. d'Arte 26, 1932, 128ff. Fischel a. O. Tf. 2.

[5]) A. O. 60.

das Relief nicht etwa als eine Darstellung einer in sich zusammenhängenden Szene, sondern als eine etwas willkürliche Aneinanderreihung einzelner Figuren und Gruppen. Zwei von diesen können näher bestimmt werden.

Fassen wir zunächst nach den beiden etwas undeutlich gehaltenen und durch den Helm des Stifters halb verdeckten Figuren ganz rechts die dritte ins Auge, so finden wir eine vom Rücken gesehene weibliche Gestalt, die sich mit dem rechten Arm auf einen Pfeiler lehnt und den linken Arm wagrecht ausstreckt. Ihr griechisch hellenistischer Charakter zeigt sich in dem komplizierten Motiv der Rückansicht, der eigentümlichen Schwingung des Körpers und der halben Entblößung der „Kallipygos" durch den um die Schenkel geschlungenen Mantel. Das Vorbild Tizians wird sofort klar, wenn wir neben sein gemaltes Relief die gravierte getriebene vergoldete Bronzeplatte [6]) halten, die 1886 aus Beirut in das Antiquarium in Berlin gelangte (Abb. 4). Auf ihr finden wir im Gegensinn die gleiche Figur, so daß es kaum nötig ist, die Wiederholung des Motivs mit aufgestütztem Arm, Entblößung und ausgestrecktem anderem Arm ausführlich darzulegen. Natürlich hat Tizian nicht etwa das Berliner Relief als Vorbild benutzt. Zu diesem hat ja schon Furtwängler nach Bernoullis [7]) Vorgang auf die zahlreichen Wiederholungen seiner Figur auf römischen Gemmen und Münzen hingewiesen und hat gewiß auch damit recht, daß der bis in die spätere Kaiserzeit wirkende Ruhm dieser Venus Victrix darauf zurückgeht, daß sie von Caesars Siegelring stammte, von dem *χλύμμα αὐτῆς* [sc. *Ἀφροδίτης*] *ἔνοπλον* (Dio Cassius 43, 43). Wahrscheinlich war Tizians Vorbild ein geschnittener Stein. Denn im Unterschied von den Münzen und Bronzereliefs, auf denen das Gewand um die Schenkel wie ein kurzes Laken erscheint, weil es erst oberhalb der Knie beginnt, geben es die geschnittenen Steine als langes die ganzen Beine bis zu den Knöcheln umfangendes schleierähnliches Tuch [8]). Den Schild, den die Gemmen

[6]) A. Furtwängler, JdI. 2, 1887, 205. [7]) Aphrodite 184 ff.

[8]) Z. B. Furtwängler, Antike Gemmen I Tf. 37, 30; 44, 78; 64, 651. Beschreibung der geschnittenen Steine im Antiquarium Tf. 22, 2388, 2391, 2393; Tf. 29, 3697; H. B. Walters, Catal. of the engraved gems in the British Museum Tf. 20, 1444; 23, 1716.

vor oder hinter Aphrodite zeigen, hat der Maler weggelassen. Auch das Schwert oder den Helm, den die Göttin auf der ausgestreckten Hand trug, bringt er nicht. Zugleich aber steigert er Schwung und Üppigkeit des Urbildes. Die Klaue des Löwen zeigt sich frühe; keiner vor ihm, keiner der Bellinis, kein Giorgione hätte dieses römische Beispiel so programmatisch in den Absichten des neuen Stils umgedeutet.

Links neben Venus Victrix steht ein römischer Panzer auf dem Boden. Wenn man sich erinnert, daß ein gleicher als Lückenbüßer unterhalb des Quaderwerks auf dem Tempelgang Mariens in der Akademie in Venedig angebracht ist, so wird im kleinen eine eigentümliche beharrliche Ökonomie der Motive sichtbar, wie sie im großen nicht nur Tizian eigen war. Der Panzer des Tempelgangs gibt sich durch Haltung und die unwahrscheinlichen Brüche sofort als freie Erfindung zu erkennen. Aber der Panzer auf dem Sockel des heiligen Petrus ist dies nicht. Er ist in der Lage, Motiv und Einzelheiten genau kopiert nach dem Panzer, den auf dem sogenannten Germanicussarkophag in Oxford [9]) einer der Eroten hält.

Links folgt auf den Panzer eine Stele mit einer hellenistischen Frauenfigur im Relief in einer Nische. Maßstab und Form dieses Monumentes sind kaum antik. Aber auf dieser Stele als Sockel steht in einem Schiffchen eine vom Maler offenbar als Eros verstandene Figur. Ja, es scheint, als habe er das Motiv des linken Armes der Venus abgeändert, um zwischen ihr und der Gebärde des Eros auf dem Pfeiler eine gewisse Verbindung herzustellen. Das Motiv aber des Eros, über den Kopf gelegter rechter Arm und ausgestreckter linker, als hätte er eben einen Pfeil abgeschossen, ist so eigenartig einzig, daß sich sein Vorbild auffinden lassen muß, wenn es überhaupt noch existiert. Es läßt sich wirklich auffinden. Die Narkissosstatue im Museo Chiaramonti[10]) des Vatikan Nr. 655 (Abb. 5) gibt jede der dargestellten Bewegungen, linkes Standbein, das rechte im Schritt zurückgestellt, den über den Kopf gelegten rechten, den ausgestreckten linken Arm. Aber dies

[9]) Michaelis, Ancient Marbles in Great Britain 113; Chandler, Marmora Oxoniana I Tf. 55, No. 150.

[10]) Amelung, Die Skulpturen des Vatikanischen Museums I 756. Aus Palazzo Accoramboni.

merkwürdige Motiv hat sie erst durch Ergänzung erhalten: Kopf und Hals, Arme und Hände, Unterschenkel und Füße sind modern. Dahinter steht ein antiker Narkissos mit beiden über den Kopf zusammengelegten Armen, der sich in einer Quelle spiegelt. Tizian hat nur die ergänzte Figur offenbar durch eine Zeichnung gekannt. In der Zeit des Petrusbildes war er noch nicht in Rom. Auch für den Narkissos ist die Wiedergabe in dem Gemälde die erste Spur seines Auftauchens.

Die nächstfolgende Gruppe Satyr und Nymphe ist zwar durch die Antike angeregt, aber in dem tiefen mit starken Verkürzungen rechnenden Relief als solche nicht antik. Auch für den hockenden Knaben, der eine Traube hochhält, läßt sich das antike Vorbild nicht mehr nachweisen. Er könnte von einem hellenistischen Grabrelief stammen, in dessen Gattung ähnliche Motive vorkommen. Die letzte Gruppe links nackter Mann und nackte Frau zu beiden Seiten eines Baumes täuscht nur ein antikes fragmentiertes Relief vor. Sie gehört Tizian ganz.

In seinem späteren Werk läßt sich von unmittelbaren Entlehnungen aus der Antike nur noch eine aufzeigen: in dem großen Bacchanal, genannt „die Andrier" im Prado von Madrid, steht hinter der schlafenden Maenade ein Putto, der eben mit beiden Händen sein Hemdchen hochhebt, um sein kleines Bedürfnis zu verrichten. Er stammt, nur wenig verändert, im Gegensinn verwertet, vom Fragment eines Erotensarkophages, das sich jetzt im Louvre[11]) befindet.

Zu diesen Beispielen unmittelbarer Entlehnung aus der Antike fügt sich der Nachweis, den Fischel[12]) so scharfsinnig geführt hat: Das Pferd im Vordergrunde der Anbetung der Könige Tizians in der Sammlung Arthur Sachs in New York ist unmittelbar einem antiken Carneol entnommen.

In anderen Fällen hat Tizian das wieder aufzeigbare antike Vorbild in seinem Sinne umgewandelt. Wenn man sich nämlich

---

[11]) Clarac, Musée de Sculpture I Tf. 132 No. 112; S. Reinach, Répert. de la statuaire I 30. Dieses kleine Männchen hat ja auch Donatello zur Nachahmung verlockt, wie A. Grünewald nachgewiesen hat. Münchener Jahrb. f. bildende Kunst VII, 1912, 167 ff.

[12]) Amtliche Berichte 69, 1917, 59.

die herrliche Grablegung im Louvre[13]) (Abb. 6) genauer betrachtet und gewahrt, daß die Größe und Zartheit der Komposition auf der Sammlung der drei Charaktere beruht, die ihre kostbare Last so sorgsam tragen, dann ist man nicht wenig erstaunt, alle wesentlichen Züge in dem Fragment eines Meleagersarkophages im kapitolinischen Museum in Rom[14]) (Abb. 7) wiederzufinden. Das ist die gleiche Gruppe der zwei Figuren, die den Leichnam tragen, und der dritten, welche seinen einen Arm hält. Nur auf diesem Fragment, in keiner anderen Darstellung des toten Meleager findet sich das so edle Motiv, daß der Arm des Toten gerade am Handgelenk gepackt wird, so daß seine Hand wie gebrochen niederhängt. Auch den anderen, den herabhängenden Arm der Leiche hat Tizian seinem Vorbild entnommen. Er gibt dieses im Gegensinn. Aber während er auch die mittlere jenseits des Toten stehende Figur beibehält, gibt er dieser zugleich einen anderen Sinn. Auf dem Sarkophag blickt diese dem Sterbenden ins Antlitz, ob er nicht noch zu retten sei. Auf dem Gemälde sieht Johannes weinend in eine unbestimmte Ferne.

Kaum je haben wir Gelegenheit, den Geist des antiken Originals und den seiner Umdichtung in der Renaissance zu vergleichen so wie hier. Das möglichst schonende Tragen eines schweren Körpers erscheint im antiken Vorbild einfacher, sachlicher, richtiger, kraftvoller. Meleager wird von dem einen Jagdgefährten unter beiden Achseln an der Brust gehalten, so wie man in solchem Falle wirklich trägt. Der andere umfaßt die Unterschenkel, und ein Vierter, ein Knabe, unterstützt ihn, offenbar, um die Füße auf seine Schultern zu laden. Tizian läßt den oberen Träger nur an der einen Körperseite untergreifen, und man kann nicht recht einsehen, wie Johannes ihm dabei hilft. Der untere Träger Meleagers schreitet aus und sieht zugleich zurück, vielleicht weniger, um zu schauen, wie es dem Sterbenden ergeht, als um sich zu vergewissern, ob alle die Sache richtig machen. Für Tizian ist dieser Blick auf den Toten die Hauptsache geworden, die Vorwärtsbewegung der Gruppe ist aufgegeben. Man

[13]) Tietze a. O. Tf. 65. Fischel a. O. Tf. 48.

[14]) H. Stuart Jones, Catal. of the sculptures of the Museo Capitolino Tf. 65, 115; Robert, Sarkophagreliefs III 2 Taf. 92, 293.

weiß nicht recht, wohin Christus getragen wird, und durch die Bewegung, mit der Joseph von Arimathia den Leichnam des Herrn nach dem Wort der Schrift mit Leinwand umwickelt, wird das eigentliche Motiv des Tragens schwächer. Man fragt sich, ob die Last nicht dem einen linken Arm, der sie hält, entgleitet.

Aber freilich, nun ist der Körper Christi stärker als der des Meleager zum Beschauer herübergedreht. Tizian läßt mit Bedacht die Figur des jugendlichen Gehilfen ganz weg und verzichtet auch auf den Trauernden im Hintergrund. So wird die Gruppe einfacher, gewinnt ein tieferes Relief und durch die stärkere Neigung der Träger, über die der Kopf des Johannes herausragt, einen neuen pyramidalen Aufbau. Den Oberkörper Christi und sein Haupt in Schatten zu tauchen, dadurch von uns zu entfernen, so daß wir ihn mit den Blicken der Träger suchen und ihre ehrfürchtige Scheu mitmachen, der größere Fluß im Aufbau der Gruppe, die leidenschaftliche Hingabe der Figuren mit ihrer ganz neuen Fülle der Gestalt, die Morgendämmerung des Himmels neben dem noch halb nächtigen Gebüsch, die Glut der Farbe und das Pathos demütigen Schmerzes: das alles ist die Leistung des Malers, durch die ein ganz neues Werk, eben das seine, entsteht.

Die herrliche Gestalt der „himmlischen Liebe" auf dem vielkommentierten Bild des Casino Borghese in Rom (Abb. 8) geht nicht bloß allgemein „auf Nereiden von Meergöttersarkophagen" zurück[15]), sondern auf einen ganz bestimmten Sarkophag, nämlich auf den des Campo Santo in Pisa[16]) (Abb. 9). Denn nur auf diesem erscheint eine Nereide, deren Motiv Tizian beinahe „wörtlich" übernommen hat: Den unter die linke Wade geschobene rechten Unterschenkel, den auswärts gekehrten rechten Fuß, ja selbst den vom rechten Oberarm niedergleitenden und um die Schenkel geführten Mantel. Wie aus dieser Nereide durch Aufstützen des rechten Armes, durch die dialogische Wendung und die Neigung des Hauptes eine ganz neue Figur geworden ist, haben wir nicht besonders darzulegen.

[15]) Tietze a. O. 93.

[16]) Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien I 85, No. 106; Lasinio, Raccolta di Sarcophagi Tf. 131/132.

Schließlich ist zu sehen, daß die Figur des Knaben auf dem Bilde Tizians „Die drei Lebensalter" im Bridgewater House in London[17]) abhängig ist von dem auf der Erde sitzenden jungen Mann der Sammlung Ludovisi im Thermenmuseum in Rom[18]). Tizian hat offenbar das Motiv des ebenso lockeren wie gesammelten Sitzens mit den sich kreuzenden Beinen und dem vorgeneigten Oberkörper gereizt. Vielleicht hat er die Figur, an der jetzt Arme und Kopf ergänzt sind, noch als unergänzten Torso gekannt.

Überblickt man diese Fälle von Entlehnungen aus der Antike, die wir versucht haben aufzuzeigen, so korrigiert sich vielleicht die herrschende Meinung von dem hinter Tizians Werk spürbaren, aber im einzelnen schwer aufzeigbaren Einfluß der Antike. Gewiß aber hat sich auch das Urteil Tietzes[19]) bestätigt, bei ihm stecke die Antike nicht hinter den Figuren, sondern in ihnen; nichts bleibe tote Form, alles sei völlig zu eigen geworden.

[17]) Tietze Tf. 25. Fischel a. O. Tf. 20.

[18]) Paribeni, Terme di Diocleziano No. 120; Schreiber, Die Antiken der Villa Ludovisi Nr. 118; Helbig-Amelung, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom [3] II 90 Nr. 1296, Anderson Phot. 3296.

[19]) Tietze a. O. 52.

Abb. 1. Tizian, Das Wunder des neugeborenen Kindes. Padua, Scuola del Santo.
Nach Photo Alinari 13169

Abb. 2. Familie des Augustus. Relief. Ravenna, Museum.
Nach Photo Anderson 27670

Abb. 6. Tizian, Grablegung. Louvre. Nach H. Tietze, Tizian, Tafelband, Tafel 65.
Mit Genehmigung des Verlages Allen & Unwin, London

Abb. 7. Fragment eines Meleagersarkophags. Rom, Capitol. Museum.
Nach Photo Nr. 14162

Abb. 8. Ausschnitt aus Tizian, Die himmlische und irdische Liebe. Rom, Casino Borghese. Nach H. Tietze, Tizian. Tafelband, Tafel 26. Mit Genehmigung des Verlages Allen & Unwin, London

Abb. 9. Sarkophag im Campo Santo in Pisa. Nach Photo Text. Neg. 1934, 658 B.

DIE ÄGYPTOLOGIE ALS HISTORISCHE WISSENSCHAFT[1])

VON WALTHER WOLF

HEINRICH SCHÄFER ZUM 70. GEBURTSTAG

I.

Als an der Schwelle zum 19. Jahrhundert während der Expedition Napoleons nach Ägypten der Stein von Rosette aufgefunden wurde, dessen dreisprachige Inschrift die Hoffnung erweckte, daß es nun bald möglich sein würde, die ägyptische Hieroglyphenschrift zu entziffern und damit hinter das Geheimnis des uralten Wunderlandes am Nil zu kommen, da war das abendländische Denken an einem Punkt angelangt, an dem es in ganz besonderem Maße geneigt sein mußte, in der Ägyptologie eine neue historische Wissenschaft in seinem Bereich zu entwickeln. Denn das „Jahrhundert der Wissenschaft" drängte zu einer Erweiterung seines Stoffbereiches, und es mußte ihm aufs höchste willkommen sein, ein Volk kennenzulernen, dessen Kultur so viel weiter als die der Griechen und Römer zurückging, und von dessen Erforschung man hoffen durfte, ein gutes Stück tiefer in bisheriges Dunkel vorstoßen zu können. So setzten denn sehr bald die Entzifferungsversuche ein, die schließlich im Jahre 1822 durch die Tat Champollions zum Erfolge geführt wurden. Damit war die neue Wissenschaft geboren.

Wenn wir heute das erste Jahrhundert der Geschichte der Ägyptologie überblicken, an der die deutsche Wissenschaft einen so bedeutenden Anteil genommen hat, dann überfällt uns ein Gefühl der Bewunderung und der Hochachtung angesichts dieser Leistung, ob sie nun mit dem Spaten des Ausgräbers unter der Sonne Ägyptens oder mit der Feder am Schreibtisch

[1]) Vortrag, gehalten während der „Leipziger Universitätstage" im Juni 1938. Ich führe hier einige Gedanken weiter aus, die ich in anderm Zusammenhang in meiner Arbeit „Wesen und Wert der Ägyptologie" (Leipziger Ägyptologische Studien, Heft 8, Glückstadt 1937) behandelt habe.

vollbracht worden ist. Wir vermögen heute jede zutage kommende Inschrift zu lesen und zu übersetzen, wir überschauen den großartigen Ablauf der ägyptischen Kunstgeschichte und sind fast immer imstande, einem neu auftauchenden Werke seinen Platz innerhalb dieses Ablaufes mit Sicherheit zuzuweisen, wir verfolgen Staat und Gesellschaft in ihren Wandlungen nach den Notwendigkeiten geschichtlichen Lebens und tun tiefe Einblicke in das religiöse Denken und Fühlen dieses gläubigen Volkes.

Wer nun als jüngerer Gelehrter in die Bezirke der Wissenschaft eintritt und sich der Rückschau in dieses Jahrhundert hingibt, der wird sich — einerlei welches Fachgebiet er im Auge hat — einer Erkenntnis nicht verschließen können: Mit welcher Unbekümmertheit sind all' diese Wissensschätze gesammelt worden! Mit einer Hingabe und Entsagung ohnegleichen, mit einem erstaunlichen Scharfsinn, mit einem nie erlahmenden Eifer ist ein ungeheurer Tatsachenstoff aufgespeichert worden. Ob aber dieser gewaltige Kraftaufwand lohne, danach ist eigentlich nie gefragt worden, weil man die bejahende Beantwortung dieser Frage für eine Selbstverständlichkeit hielt. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Selbstsicherheit der älteren Forschergeneration etwas Eindrucksvolles hat, daß sie gewaltige Kräfte entbunden und zu großen Taten beflügelt hat. Aber ebenso sicher ist es, daß die heutige Generation diese Unbekümmertheit nicht mehr besitzt, nicht mehr besitzen kann und darf. Wir können hier nicht der Frage nachgehen, warum dem so ist. Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß wir in einer Zeit leben, die von jedem Einzelnen, und also auch vom Gelehrten verlangt, daß er sich in jeder Stunde seines Daseins Rechenschaft darüber gibt, zu wessen Nutz und Frommen er arbeitet. Das bedeutet für den Forscher unserer Tage zunächst vielleicht eine Einbuße an Vitalität. Aber ich glaube, der Gewinn, der sich aus der neuen Haltung ergibt, ist kein geringer. Um ihn kurz anzudeuten: die skeptische Haltung gegenüber seinem Forschungsgebiet ermöglicht dem Forscher eine viel engere Verbindung von Wissenschaft und gegenwärtigem Leben, als sie vordem denkbar war. Wer sich immer von neuem die Frage vorlegt, ob das, was er zu ergründen sucht, auch wirklich der Mühe wert sei, d. h. ob sein wissenschaftliches Ziel in einem

sinnvollen Zusammenhang mit den unserm Jahrhundert und insbesondere unserer Nation gestellten geistigen Aufgaben steht, der bleibt ein für allemal davor bewahrt, die Verbindung mit der lebendigen Gegenwart zu verlieren, damit aber auch als Geschichtsforscher, dessen Geschichtsbild aus einem starken Gegenwartsbewußtsein und einem tiefen Einblick in die ihn umgebende lebendige Welt erwachsen muß, zu versagen. Er kommt nicht in die Gefahr, über dem Sammeln und urteilslosen Aufbewahren immer neuen Wissensstoffes dessen innere Verarbeitung zu vergessen, immer mehr zu wissen und immer weniger zu verstehen, wie es — seien wir ehrlich — einst nicht wenigen ergangen ist.

Nun ist die Forderung einer gegenwartsbezogenen Geschichtswissenschaft an sich nicht erst ein Gedanke unserer Tage. Schon Nietzsche hatte sich in seiner „Unzeitgemäßen Betrachtung Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" gegen die um ihrer selbst willen betriebene und darum entartete Historie gewandt und seiner Zeit leidenschaftlich entgegengerufen: „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangne deuten." Dabei konnte er sich seinerseits auf das seinem Kampfruf vorangestellte Goethewort berufen: „Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder mich unmittelbar zu beleben." Sein Ruf ist nicht wieder verhallt, und heute sind wir überzeugt, daß eine historische Wissenschaft aus dem bloßen Erkenntnisdrang eben so wenig eine ausreichende Begründung erfährt, wie die Kunst aus dem L'art pour l'art des Ästheten. Wir haben vielmehr die Einsicht gewonnen, daß der Hauptantrieb für das Bemühen um Erkenntnis der Vergangenheit das Bedürfnis sein muß, die Gegenwart zu verstehen. Damit ist in kategorischer Form an die Geschichtswissenschaft die Wertfrage gestellt und ihre Beantwortung davon abhängig gemacht, was sie für das Verständnis der Gegenwart zu leisten imstande sei.

II.

Und nun fragen wir, wie es denn unter solchem Gesichtswinkel um die Ägyptologie bestellt ist. Daß das schon den Griechen und Römern so überaus merkwürdige Land am Nil mit seinen

Pyramiden und Sphingen, seiner geheimnisvollen Hieroglyphenschrift, seinen sonderbaren Bildern, seiner so offenkundigen tiefen Religiosität noch immer von einem reizvollen Zauber umgeben ist und bis auf den heutigen Tag nichts, aber auch garnichts von seiner einstigen Anziehungskraft eingebüßt hat, das beweist allein schon die Statistik der Besuchsziffern unserer Museen[2]). Wie aber stellt sich das Verhältnis dar, sobald wir die Wertfrage erheben? Können und dürfen wir erwarten, aus dem Studium einer vor Jahrtausenden erloschenen Kultur, deren Fremdheit so fühlbar ist — in ihr liegt ja gerade ein gut Teil der Anziehungskraft, die sie auf den unbefangenen Betrachter ausübt —, unmittelbaren Gewinn für das Verständnis unserer eigenen Geschichte und damit unserer Gegenwart zu ziehen? Kann eine solche Wissenschaft überhaupt gegenwartsbezogen sein und also zu ihrem Teil der Gegenwart dienen? Oder muß sie sich nicht vielmehr damit begnügen, der Befriedigung einer Art geschichtlicher Neugier zu dienen, und damit im Sinne unserer Wertfrage versagen?

Es wäre einfach, diese Frage durch einige Hinweise auf den Nutzen zu erledigen, den die Ägyptologie andern Wissenschaften zu bieten vermag. Wer heute eine Geschichte der Weberei, der Bierbrauerei, der Goldschmiedekunst oder zahlreicher anderer technischer Verfahren zu schreiben unternimmt, der würde nur zu seinem großen Nachteil sich des reichen Stoffes entschlagen, den ihm die Ägyptologie aus ihrem Arbeitsgebiet zu bieten vermag. Die Tier- und Pflanzengeographie, die Klimatologie, die Geologie, die Anthropologie und Rassenkunde[3]) und so manches andere Fach vermögen aus ihrer Hand ein ungewöhnlich reichhaltiges, über viele Jahrtausende verteiltes und zumeist genau datierbares Material entgegenzunehmen, das für ihre Unter-

[2]) Ich verweise auf v. Holst, Das Führungswesen in den Berliner Museen (Berliner Museen, 58. Jahrg., 1937, S. 43ff.). Danach stand die ägyptische Abteilung mit der Abteilung christlicher Bildwerke hinsichtlich der Gesamtbesucherzahl der amtlichen Führungen an der Spitze, während die übrigen Abteilungen erst in weitem Abstande folgten.

[3]) So ist, um nur eins zu erwähnen, neuerdings die Blutgruppenforschung mit Erfolg auf datiertes ägyptisches Mumienmaterial angewendet worden. Vgl. L. G. Boyd und W. C. Boyd, Les groupes sanguins chez les anciens Egyptiens, Chronique d'Egypte, 12. Jahrg., 1937, S. 41ff.

suchungen von einer gar nicht zu überschätzenden Bedeutung ist. Aber auch, wer von unserer heutigen Schrift ausgehend ihre Geschichte bis zu ihrem Ursprung zurückzuverfolgen unternimmt, wird letzten Endes auf ägyptischen Boden geführt, ebenso wie jener, der unserer Tageseinteilung in zweimal 12 Stunden oder dem Kalenderjahr von 365 Tagen nachgeht. Eine Geschichtsschreibung der arischen Völker kann niemand leisten, ohne ausgiebig die ägyptischen Quellen heranzuziehen, die außer vielem andern vorzügliche Rassenbildnisse aus der Zeit des ersten Eingreifens der Arier in die Weltgeschichte liefern. Solche Hinweise ließen sich beliebig vermehren; aber auf sie kommt es mir hier nicht an, sind sie doch von der Ägyptologie aus gesehen eigentlich nur Nebenfrüchte, die für andere Wissenschaften abfallen, freilich für diese sehr willkommen sind. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß die Ägyptologie einen sehr bedeutenden Wert in sich selbst trägt, und nur von diesem soll im folgenden die Rede sein.

Um es vorweg zu sagen: ich erblicke den Hauptwert, den die Ägyptologie für uns besitzt, darin, daß sie uns eine Hochkultur von großartiger Beispielhaftigkeit erschließt, und zwar ist das Beispiel der ägyptischen Kultur um so wertvoller, weil sie keinen Vorläufer auf unserer Erde gehabt hat, sie also durch andere Kulturkreise unbeeinflußt blieb und ihre Formenwelt in vollendeter Reinheit aufzubauen vermochte. Das gilt in gleicher Weise für den äußeren Formenschatz wie für das ihr innewohnende Seelentum. Die Verwirklichung der in dieser Kultur angelegten Möglichkeiten, d. h. die ägyptische Geschichte, ist von einer Klarheit der Gestalt, wie sie keine spätere Kultur aufweisen kann, und eben darin ist es begründet, daß an ihrer Betrachtung ein Fragespiel angeregt wird, das immer wieder an die Grundtatsachen alles geschichtlichen Lebens heranführt, deren Feststellung und Deutung für jeden Historiker, gleichgültig, auf welchen Geschichtsabschnitt seine Arbeit zielt, von grundsätzlicher Bedeutung ist.

III.

Nachdem das Niltal im wesentlichen seine heutige Gestalt erreicht hat, tritt uns etwa zu Beginn des 5. Jahrtausends v. Chr.

an seinen Rändern ein jungsteinzeitliches Bauerntum entgegen, dessen geistige Struktur, nach seinen bescheidenen Hinterlassenschaften zu schließen, noch wenig Eigenart entwickelt hat. Wir dürfen wohl annehmen, daß sein gesellschaftliches Bedürfnis in der Bildung von Siedlungsgemeinschaften, sein religiöses in der Verehrung der sinnlich-faßbaren Naturformen und -Erscheinungen seine Befriedigung suchte und fand.

Ein tiefgreifender Wandel wird in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends deutlich. Der Geist beginnt, das Chaos zu ordnen und sich schrittweise aus der Bindung an das Sinnlich-faßbare zu lösen. Es wird vermutlich niemals möglich sein, aus der Religion, wie sie in der geschichtlichen Zeit geworden ist, die werdende der Vorzeit voll zu erschließen. Dennoch sprechen mancherlei Überlegungen dafür, daß es diese Periode gewesen ist, in der zuerst in einem Prozeß schöpferisch-geistiger Begriffsbildung die Naturerscheinungen zum Symbol geistiger Mächte erhoben und in einem naturreligiösen System erd- und sonnenhaftes Prinzip mit der Beziehung der Geschlechter in Verbindung gebracht werden. Damit geht Hand in Hand die Ausweitung des gesellschaftlichen Bewußtseins, das in beiden Landesteilen, im Delta und in Oberägypten, zur Bildung von Gaustaaten und Staatenverbänden drängt. Und eben jetzt erfolgt in Gestalt des Metallgusses jene folgenschwere Wandlung im technischen Denken, die, anders als es bei der Steinbearbeitung, der Töpferei und Webetechnik der Fall ist, sich einen Werkstoff erst künstlich schafft und zwischen ihn und den fertigen Gegenstand eine Gußform einschiebt, die es ermöglicht, diesen reihenweise herzustellen.

Nicht lange vor 3000 gelingt die Einigung beider Landeshälften in der Hand eines einheitlichen Königtums. War in der ersten Periode das Bauerntum der Jungsteinzeit noch Teilnehmer eines kulturellen Zusammenhanges, der über Nordafrika hinaus auch Westeuropa und Vorderasien umfaßte, war dann in der zweiten Periode eine Absonderung des Niltals erfolgt, die freilich noch kaum etwas von dem ahnen ließ, was wir später als das eigentlich Ägyptische kennenlernen, so sehen wir nunmehr mit erstaunlicher Schnelligkeit in wenigen Generationen einen Formwillen sich durchsetzen, der buchstäblich

jeder Lebensäußerung einen so unverkennbaren Stempel seines Geistes aufprägt, daß es heute auch dem Ungeübten möglich ist, jedem aus der ägyptischen Werkstatt hervorgegangenen Gegenstand seine Herkunft auf den ersten Blick anzusehen. Zugleich drängt die Götterwelt aus ihren alten Naturformen heraus, weil diese die Fülle der neuen seelischen Inhalte nicht mehr zu bergen vermögen. Mit einem Schlage erfolgt die Ablösung der Götter von ihrem Naturgrunde und ihre Vermenschlichung, ein Prozeß, der, da die alte Tiergestalt einem ägyptischen Wesenszug entsprechend nicht völlig aufgegeben wird, zu den merkwürdigen Mischgestalten führt, die auch dem flüchtigen Betrachter so eigentümlich ägyptisch erscheinen. Und über dieser bunten Götterwelt wölbt sich allmählich die Idee eines rein geistigen, allumfassenden Weltgottes. Mit diesem Prozeß in gewissem Sinne vergleichbar löst sich aus dem mit dem Boden verwachsenen Bauerntum eine Schicht von königlichen Gefolgsleuten und Priestern, den Vorläufern der beiden Stände der Pyramidenzeit.

Doch bevor wir uns dieser zuwenden, ist es notwendig, bei einigen grundsätzlichen Einsichten zu verweilen, die die Betrachtung dieser vor- und frühgeschichtlichen Phase uns gewinnen läßt. Da ist zunächst die Frage nach dem Menschentum, das Träger dieses Prozesses ist. Es ist unzweifelhaft von der größten Wichtigkeit, zu erfahren, welche rassischen Bestandteile ein Volk ausmachen, mit andern Worten, den menschlichen Rohstoff kennenzulernen, den die Kultur vorfindet, als sie ihre formprägende Arbeit beginnt und von dem sie umgekehrt ihre Färbung empfängt. Wir sind heute noch weit davon entfernt, diese Fragen für Ägypten befriedigend beantworten zu können[4]). Wir vermögen kaum mehr zu sagen, als daß das jungsteinzeitliche Bauerntum Teil einer einheitlichen Bevölkerung ist, die in dieser Zeit ganz Nord- und Ostafrika in Besitz genommen und in der Folgezeit in mehreren Wellen einen Zustrom asiatischer Einwanderer in sich aufgenommen hat, wobei dieser Zustrom, wenn wir den bisherigen Ergebnissen der Sprachwissen-

[4]) Vgl. v. Bissing, Ägyptische Kunstgeschichte, II. Bd., S. 1 ff. Zur Rassenfrage.

schaft trauen dürfen, Ägypten weniger betroffen hat als die übrigen Teile Nord- und Ostafrikas[5]).

Um so deutlicher drängt sich eine andere Erkenntnis von größter Tragweite auf: die rassebildende Kraft des Bodens und der Kultur selbst. Was den Einfluß des Bodens auf den körperlichen und geistigen Habitus seiner Bewohner anlangt, so handelt es sich um eine Tatsache, die heute kaum noch bezweifelt werden dürfte, die freilich viel zu wenig in Rechnung gestellt zu werden pflegt. Viel schwieriger steht es mit dem Eindruck der Landschaft auf ihre Bewohner. Daß die Klarheit der Luft, die auch weite Fernen in voller Schärfe erscheinen läßt, und die ungemildert nebeneinander stehenden Gegensätze grünen Fruchtlandes, goldgelber Wüste und tiefblauen Himmels den klaren Formen- und Farbensinn des Ägypters hat bilden helfen, daß das Unromantische der weiten Ebenen und einförmigen Berge nicht ohne Einfluß auf den nüchternen Sinn des Ägypters gewesen sind, glauben wir zu fühlen. Daß der das schmale Land in seiner ganzen Länge durchziehende Flußlauf das starke Gefühl für Richtung ausgebildet hat, das den Ägypter bis zum heutigen Tage auszeichnet, daß die bewahrende Kraft des Bodens seinen beharrenden Sinn bestärkt hat, der so gern alte Formen neben neuen weiterschleppte, und daß die einfache Größe der ägyptischen Landschaft, der gegenüber Menschenwerk sich nur schwer behauptet, die ägyptische Monumentalität geradezu gefordert hat, das wird kaum jemand bezweifeln, der für solche Dinge überhaupt ein Organ besitzt. Doch läßt sich dafür kaum ein wissenschaftlicher Beweis erbringen. Wenn sich die Forschung einmal stärker Fragen dieser Art zuwendet, wird sie jedenfalls gut daran tun, das ägyptische Musterbeispiel im Auge zu behalten[6]).

Nicht minder hat die Kultur selbst in Ägypten ihre rasse-

[5]) G. Lefèbvre, Sur l'origine de la langue Egyptienne, Chronique d'Egypte, 11. Jahrg., 1936, S. 266ff.

[6]) Ich bekenne dankbar, für alle Fragen, die den Einfluß von Boden und Landschaft auf Körper und Seele des Menschen betreffen, aus dem Werke von W. Hellpach, Geopsyche[4], Leipzig 1935, viel gelernt zu haben. Unter anderm verdanke ich ihm die Scheidung zwischen (tonischen) Einflüssen und (sinnlichen) Eindrücken als zwei grundsätzlich verschiedenen Wirkungsweisen.

bildende Kraft bewiesen. Sie hat die Bindung zwischen Blut und Geist hergestellt und die uneinheitlichen Stämme der Vorzeit zu einem einheitlichen Volkstum umgeprägt. Damit hat sie jenen ägyptischen Menschen geformt, mit dem wir es fortan als dem Träger der ägyptischen Kultur zu tun haben[7]). Es ist der gleiche Prozeß, der aus den germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit um 900 das deutsche Volk hat werden lassen.

Und noch zu einer andern Betrachtung regt das Studium der ägyptischen Frühzeit an: zur Frage nach der geheimnisvollen Geburt der Kultur selbst. Es gibt kein klareres Beispiel in der Weltgeschichte als eben das ägyptische. Durch beträchtliche Zeiträume hindurch verfolgen wir die allmähliche Entfaltung des menschlichen Geistes und seine Auseinandersetzung mit der ihn umgebenden gegenständlichen Welt, ohne daß eine Formprägung zutage träte, deren Eigenart sich scharf gegenüber andern abgrenzen ließe, bis sich mit einem Schlage sprunghaft eine geistige Mutation vollzieht. In einem erstaunlichen Tempo schafft er sich vor unsern Augen eine Formenwelt schärfster Prägung und Eigenart, die von nun an mit innerer Notwendigkeit, dem Gesetz folgend, nach dem sie angetreten ist, und mit immer neu bewährter Lebenskraft ihrem Ziele zustrebt. Jeder Versuch, eine ursächliche Begründung für dieses Phänomen zu geben, versagt. Obwohl wir alle Phasen des Geburtsaktes verfolgen können, bleibt sie, wie alles Leben, letztlich ein Mysterium.

Mit dem sog. Alten Reiche, der Pyramidenzeit, sind vorzeitliche Dumpfheit und Weltangst gewichen, die formlosen Urgewalten der Vorzeit mit einem kühnen Griff in Formen gebändigt und die Fülle der Lebensformen einheitlich gestaltet. Ein sie alle umfassender Staatsbau ist errichtet, der in der Person des vergöttlichten Königs vor allem Volke sichtbar geworden ist. Er herrscht als der „große Gott" unumschränkt, gestützt auf ein von ihm nach freiem Ermessen berufenes Beamtentum, dessen höchste Vertreter er ebenso wie die Hohenpriester der angesehensten Reichsheiligtümer seiner eigenen Familie entnimmt; denn es gibt nur ein Geburtsrecht, das des Königs.

[7]) Hierzu vgl. O. Menghin, Geist und Blut[2], Wien 1934.

Diese Lage versinnbildlicht der königliche Friedhof in Gise, der, nach einheitlichem Plan angelegt, die Großen des Reiches noch im Tode mit dem Herrscher vereint. Sein Grab, die Pyramide, steht mit einem monumentalen Kultbau in Verbindung, dessen klare, bedeutungsschwere Formensprache der Größe der Zeit zu schlechthin vollendetem Ausdruck verhilft. Den Ewigkeitsdrang, der die ägyptische Kultur erfüllt, sucht man durch kompakte Steinmassen zu befriedigen.

Hatte sich die Vor- und Frühgeschichte durch zwei Jahrtausende hingezogen, so hat nun der Prozeß der Formentfaltung ein Tempo angenommen, das dem des Abendlandes seit der Zeit der Sachsenkaiser in nichts nachsteht, und es vollziehen sich nun tiefgreifende Wandlungen in wenigen Generationen. So kann denn dieses Urbild einer vollständig zentralisierten, glänzend durchorganisierten absoluten Monarchie nur von kurzer Dauer sein. Das weltliche und geistliche Beamtentum, das der König mit Land und Privilegien belehnt, um es sich auf diese Weise zu ewigem Totenkult zu verpflichten, folgt der natürlichen Neigung, dieses ursprünglich persönlich begrenzte Lehen in ein erbliches zu verwandeln. So entstehen Adel und Priestertum als politische Stände, und schon entzündet sich das Kräftespiel zwischen Königtum und den beiden Ständen, dessen Verlauf einen so wesentlichen Teil der Geschichte aller jugendlichen Kulturen ausmacht. Als Ergebnis dieses Ringens erscheint ein Feudalstaat. Er bringt politisch den Wandel von der absoluten zentralisierten Macht zu einem diffusen Spiel der Kräfte, künstlerisch eine Auflockerung und Vergeistigung der dichten Steinmassen, in die sich nun Räume hineinbohren, von deren Wänden Bild und Wort mit den Mitteln der Magie die Ewigkeit zu bezwingen suchen, religiös den Umschwung vom Glauben zur Skepsis, allgemein den Wechsel von Bindung und Bedingtheit zu Entbindung und Unbedingtheit, von der Idee zur Wirklichkeit.

Der Einheitsstaat bricht schließlich auseinander, und in einem zweihundertjährigen Ringen verströmen die Lebenskräfte, erschöpfen sich die Möglichkeiten des Alten Reiches. Die Gesellschaftsordnung wandelt sich wie ihr wirtschaftlicher Unterbau. Das „Volk" kündigt sich an, das in den Städten heraufkommt und aus bürgerlicher Lebenssphäre zur Bildung eines neuen

politischen Standes schreitet. Seine Sprache dringt jetzt in die Literatur ein mit Wendungen, „denen man das Volkstümliche, Vulgäre, ja Plebejische auf der Stelle anhört" (Sethe). Der Zeitcharakter verrät einen kulturellen Tiefstand, er ist roh, äußerlich, ungebildet. Mit dem Abnehmen der kulturellen Formkraft kommt der ungeprägte Rohstoff wieder zutage. Die höhere Betrachtungsweise des Jenseits weicht einer materiell gerichteten, deren irdische Wünsche mit den Mitteln der Magie erfüllt werden sollen. Das vergeistigte Weltbild des adeligen Menschen des Alten Reiches ist in eine irdische Gestalt zurückverwandelt. Der Zerfall des Reiches, das allen Lebenswerten eine absolute Ordnung verliehen hatte, hat das gesamte Weltbild ins Wanken gebracht. Aber zugleich kündet sich die Ausbildung neuer Wertmaßstäbe an, die sich auf eine neue ethische Auffassung gründen und in literarischen Äußerungen ihren Niederschlag finden. So steht diese Zeit im Zeichen schwerer seelischer Erschütterungen und heftiger geistiger Spannungen. Der Weg ist voller Mühsal, voller Kämpfe und Rückfälle, voll angestrengten Ringens um eine neue Festigung des Daseins.

Es zeigt sich an diesem Punkte aufs deutlichste, daß eine geistige Wende immer nur dann erfolgen kann, wenn die Möglichkeiten einer Stufe erschöpft sind, und andererseits Kräfte vorhanden sind, die ein sprunghaftes Übergehen zu neuen Bewußtseinsinhalten auf dem Boden eines ganz neuen Lebensgefühles ermöglichen.

Die Begründung des Mittleren Reiches ist ein Neuanfang, und wer seinen rhythmischen Ablauf verfolgt, kann sich nicht leicht dem Eindruck entziehen, daß er in gewissem Sinne den des Alten Reiches wiederholt, nur fließt eben der geschichtliche Strom auf einer höheren Bewußtseinsebene. Nach Überwindung der Vielstaaterei steht ein harmonisches Staatsgebilde vor uns, das vom König geführt und von den drei Ständen getragen wird, auch das freilich nur für einen Augenblick. Das Königtum drängt in wenigen Generationen den unter ihm zunächst fortbestehenden Feudaladel beiseite und schafft sich einen neuen Hofadel, wodurch der Adel von einer kulturellen Macht zu einer Gesellschaftsschicht herabgedrückt wird; das Priestertum verliert an Bedeutung, weil der Schwerpunkt des Denkens sich aus dem

Religiösen ins Philosophische verlagert, der Vorrang des Religiösen also eine Abschwächung erfährt und die Religion nicht mehr jene letzte Maßgeblichkeit besitzt wie ehedem. Das Bürgertum endlich kommt in steigendem Maße zu Geltung und Ansehen, um so mehr, als das Königtum die neue Staatsidee vermutlich nur mit seiner Hilfe gegen den überlebten Feudalgedanken zum Siege führen konnte. So steht die Geschichte des Mittleren Reiches im Zeichen fortschreitender Verbürgerlichung und Verweltlichung, zugleich aber im Zeichen einer Überhöhung des Königtums, das schließlich absolut sich über einer nicht mehr ständisch gegliederten, sondern nur noch gesellschaftlich nuancierten Nation wölbt, ein Königtum, dessen Sinn nicht mehr wie einst die Ausübung der Macht, sondern die Sorge für das Volk ist, das nicht mehr nur Anspruch, sondern auch Aufgabe bedeutet.

Dieser Staat ist nicht mehr auf die Religion, sondern auf sich selbst gegründet. Seine ethischen Grundlagen leiten sich nicht mehr aus der Beziehung auf die Gottheit, sondern aus der Besinnung des menschlichen Geistes auf sich selbst her. Die Gottheit ist dem Gerechtigkeitsbegriff nicht mehr übergeordnet, sondern zugeordnet, und das religiöse Ideal verknüpft sich mit einem weltlich gebundenen Idealismus.

Vollendeter Ausdruck der geistigen Spannungen des Mittleren Reiches ist die großartige Bildnisplastik, die nun zur führenden Kunstgattung wird. Der tragische Heroismus dieser groß und erhaben gesehenen Königsköpfe legt Zeugnis ab von dem tödlichen Ernst und der Tapferkeit des auf sich selbst gestellten Individuums, das seine Rechtfertigung nur mehr aus der Tiefe seines sittlichen Bewußtseins herleitet. Es ist der nämliche Heroismus, der mit der Reformation ins Abendland eingezogen ist, der Marienkult und Bußsakrament, Heiligen- und Reliquienverehrung und nicht zuletzt die rettende Hand des Priesters beiseite schob und die Einzelpersönlichkeit ganz allein auf sich stellte.

Wie das Alte Reich an den zentrifugal gerichteten Kräften des Feudalismus zugrunde gegangen war, so zerbricht das Mittlere an der Sprengwirkung des Bürgertums, das sich gegen die Krone als das Symbol der absoluten Staatsidee wendet und damit das

Land der Anarchie überantwortet. Die am Alten Reich orientierte Konzentration, mit der das Mittlere Reich eingesetzt hatte, erfährt eine wachsende Auflockerung, bis schließlich das Volk, dem die zunehmende Vergeistigung viel genommen und wenig gegeben hat, sich durch eine Kluft vom Geistigen getrennt sieht. Es fühlt sich auf sich selbst zurückverwiesen und sinkt in die Magie zurück. Damit steht Ägypten in einer Kulturkrisis, die uns als die tiefste Zäsur der ägyptischen Geschichte erscheint.

Wo wir Ägypten im Neuen Reich nach langer Fremdherrschaft noch einmal zu einer Neuordnung seiner Daseinsformen schreiten sehen, da fällt die kühle Bewußtheit auf, mit der das geschieht und die in so krassem Gegensatz zu der traumwandlerischen Sicherheit und Selbstverständlichkeit des Alten Reiches steht. Was einst triebhaft gewesen war, ist jetzt Gegenstand praktischer Überlegung. Das Dasein ist vollkommen domestiziert. Dabei zeigt sich, daß die Lebenskraft durchaus noch nicht gebrochen ist. Aber es ist nicht zu leugnen, daß die einstige Fülle der Möglichkeiten nicht mehr gegeben ist. Waren die Herrscher des Alten Reiches göttlich, die des Mittleren heroisch, so sind die des Neuen Reiches ganz und gar menschlich. Zäsarische Herrschergestalten von höchst individuellem Gepräge sind es, die, gestützt auf die beiden Pfeiler Heer und Beamtentum, den Staat regieren. Dieser kennt weder einen Adel noch ein Bürgertum als politische Machtfaktoren. Immer deutlicher erscheint als Widerpart des den Staat vertretenden Königtums die nicht nur geistige, sondern auch wirtschaftliche Macht des Priestertums der Staatskirche. Im Hintergrunde aber steht mit wachsender Deutlichkeit die Anteil am kulturellen Leben heischende Masse.

Das Denken bildet keine neuen Bewußtseinsinhalte mehr; es beschränkt sich darauf, die alten Formen zu überliefern, umzuprägen und neu zu verstehen. Der Verbreiterung und Nivellierung der an der Kultur teilnehmenden Schicht entspricht eine allgemeine Verflachung und Sinnentleerung. Eben darum kann das Ägyptertum jetzt auch außerhalb Ägyptens verstanden werden. Sein Wesen ist gewissermaßen übertragbar geworden, eine Tatsache, die besonders deutlich wird, wenn man die wortkarge, bedeutungsschwere Sprache der alten Zeit mit der wortreichen, abgeschliffenen des Neuen Reiches vergleicht, die ohne Zweifel

viel leichter von fremden Bevölkerungen erlernt werden konnte als jene.

So bereitet die Verflachung dem Ausdehnungsdrang die Wege, der das Neue Reich beherrscht und der sich politisch als imperiale Expansion auswirkt. Das machtvolle Alte Reich hatte sich damit begnügt, nach Norden und Süden auszugreifen, um sich die notwendigen Rohstoffbasen zu schaffen. Es war dabei auf die kulturell tief unter ihm stehenden Nomaden Palästina-Syriens, Libyens und Unternubiens gestoßen, die seine naive Gleichsetzung von Ägypter und Mensch nicht zu erschüttern vermochten. Das Mittlere Reich hatte sich demgegenüber als einen Faktor in einem verwickelten System von Staatengebilden der Mittelmeerwelt fühlen gelernt und sicherlich eine starke Erschütterung des egozentrischen Weltbildes erfahren. Aber erst das Neue Reich ist von einem gewaltigen Drang nach außen erfaßt, der seine Heere tief nach Afrika hinein und bis jenseits des Euphrat führt und diese weiten Gebiete seinem eigenen Wirtschaftskörper einzugliedern unternimmt.

Das alles aber bedeutet nichts Anderes, als daß wir vor dem historischen Problem der Zivilisation stehen, dem Endstadium der Kultur. War das Thema des Alten und Mittleren Reiches die Prägung der ägyptischen Form und ihre lebendige Entwicklung, so ist das des Neuen die Versteinerung eben dieser Formenwelt. Wir können dieses Verhältnis von Kultur und Zivilisation nicht klarer charakterisieren, als Goethe es in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre" getan hat, wo er von den „zwei Momenten der Weltgeschichte" spricht: „Der erste ist derjenige, in welchem sich die einzelnen untereinander frei ausbilden; dies ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemütlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf. Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Krieges, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet." So ist denn das Neue Reich ein ausdrucksvolles Beispiel der Vergreisung einer Kultur. Die sieghafte Macht des Expansionsdranges, die in wenigen Jahren ein

Weltreich zusammenrafft, die glänzende Organisation des Reiches, von der noch die Ptolemäer zehrten, der leidenschaftliche Bauwille, dessen Werke heute noch das Bild ägyptischer Ruinenstätten vorwiegend bestimmen und das Land als ein ungeheures Museum erscheinen lassen, das alles vermag nicht darüber hinwegzutäuschen, daß die innere Lebenskraft langsam aber unaufhaltsam versiegt. Das Königtum endet in einer Theokratie, in der die Priesterkaste das gesamte politische und kulturelle Leben beherrscht. An die Stelle der einstigen organischen Gliederung des Volkes tritt eine mechanische Kasteneinteilung, also der gesellschaftliche Stillstand. Formel- und Zauberwesen überwuchern das ehemals formvolle religiöse Leben. Die Kunst erschöpft sich in der Bewahrung des äußeren Formenschatzes und der peinlichen Anwendung der Stilregeln, also des Erlernbaren auf Kosten des Erlebbaren. Die Kopie zieht als Symbol eines rückwärts gewandten Geistes in die Kunstgeschichte ein. Und während man anfangs noch ganz bestimmte Stilphasen der alten Zeit kopiert, an deren Haltung man innerlich anzuknüpfen sucht, so verfällt man allmählich in einen Historismus, der mehr oder weniger wahllos seine Vorbilder aus allen Zeiten der ägyptischen Geschichte zusammensucht.

Das alles sind Kennzeichen der Erstarrung von einer nicht mißzuverstehenden Typik. Ägypten tritt in das Stadium ein, in dem ein Volk seine Geschichte erleidet. Die ägyptische Kultur sinkt schließlich in den Boden zurück, aus dem sie erwachsen war, ohne daß ihr etwa von außen her der Lebensfaden abgeschnitten wäre, noch im Tode ein Beispiel von monumentaler Größe und nicht zu überbietender Eindringlichkeit[8]).

IV.

Ich mußte in diesen knappen Strichen eine Skizze des ägyptischen Geschichtsablaufs zu geben versuchen, weil ich von

[8]) Selbstverständlich muß ich es mir hier versagen, für die obigen Andeutungen meiner Auffassung von der ägyptischen Geschichte, die von der herkömmlichen in wesentlichen Punkten abweicht, Begründungen im einzelnen zu geben. Ich hoffe das einmal in einer Darstellung der ägyptischen Geschichte auf breitester Basis tun zu können. Ich darf aber hier sagen, daß sie sich mir in immer neuem Durcharbeiten und Durchdenken des überlieferten Tatsachenstoffes bewährt hat.

seiner Beispielhaftigkeit gesprochen und in ihr den Hauptwert der Ägyptologie als historischer Wissenschaft erblickt hatte. Kann nun aber der Ablauf der Geschichte eines Volkes überhaupt beispielhaft sein, also ein Beispiel für den eines andern Volkes, vor allem unseres eigenen geben? Wenn ich diese Frage entschieden bejahe, so kann ich das nur tun, weil ich mich zu einem Geschichtsbilde bekenne, das die Fülle der geschichtlichen Tatsachen nicht als eine fortlaufende Entwicklungsreihe ordnet und erklärt, deren Glieder in einer ursächlichen Beziehung zueinander stehen, sondern das die Reihe der großen Kulturen als Organismen schaut, deren jeder ein Schicksal erlebt, das von einer ihm innewohnenden, zielstrebig geleiteten, naturbestimmten Lebenskraft, einer Entelechie im Goetheschen Sinne, geleitet wird. Nur im Zeichen dieser weltgeschichtlichen Denkform vermag uns ein Kulturablauf zum Beispiel zu werden, an dem wir lernen können. Denn nur so vermögen wir im einzelnen, besonderen Fall das Allgemeine zu erkennen[9]).

Die heute vor uns sichtbar gewordenen Kulturschicksale weisen eine tiefe Ähnlichkeit sowohl untereinander als mit unserm eigenen auf. Eine jede wird aus einer fest umrissenen Landschaft geboren, entfaltet sich, reift, altert und sinkt in den Boden zurück, aus dem sie gekommen ist. Und eine jede gelangt zu diesen Stadien nicht in geradliniger Fortentwicklung, sondern wie jeder Organismus in sprung- und stoßweisen Metamorphosen. Dieser Grundtatsache entsprechend sind jeder Kultur eine Reihe von Problemen, d. h. von schicksalsbestimmten inneren Zielen gestellt, die an sich gleichartig sind, die jedoch von jeder einzelnen auf eine eigene und für ihr Seelentum höchst charakteristische Weise gelöst werden[10]). Herrschertum, Adel und Priestertum z. B. sind als Möglichkeiten in einer jeden Hochkultur

[9]) Für diese Fragen verweise ich auf meine Arbeit „Wesen und Wert der Ägyptologie". Es war mein Hauptziel, in ihr die verschiedenen Grundformen weltgeschichtlicher Betrachtung darzulegen und zu untersuchen, wie sich die Ägyptologie im Lichte dieser Betrachtungsweisen ausnimmt.

[10]) Es leuchtet ein, daß sich aus der Betrachtung der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der Lösungen gleichartiger Probleme ein ganz neuer Gesichtspunkt ergibt für die Beantwortung der Frage, ob eine Kultur unserer eigenen verwandt oder fremd ist. Es will mir scheinen, daß das alte Ägypten, so betrachtet, uns sehr viel näher steht als etwa die Antike.

angelegt. Die Frage, wie sie in Erscheinung treten, wie sie sich zu- und gegeneinander stellen, wird in sehr verschiedener Weise gelöst. So ist es für die Erkenntnis ägyptischen Wesens ungemein aufschlußreich, daß der Adel aus dem hohen Beamtentum erwächst und der Feudalismus in dem Wunsche des Herrschers wurzelt, sich durch Vergebung von Land und Leuten den Totenkult zu sichern. Überall ist auf der Reifestufe die Idee eines absoluten Herrschertums gegeben, und sei es nur, indem ihre Verwirklichung mit allen Mitteln bekämpft wird. Ein Vergleich der englischen und französischen Geschichte des 17. Jahrhunderts erweist, wie diametral sich die Lösungen sogar in den ein und demselben Kulturbereich angehörenden Nationen entgegenstehen können, und wie bezeichnend die Art der Lösung jeweils für eine Nation sein kann. Mit unausweichbarer Notwendigkeit schließlich tritt die Wende zur Zivilisation ein, an der die lebendigen Formen langsamer Erstarrung anheimfallen.

Da die Entelechie einer Kultur in allen ihren Erscheinungsformen wirksam ist, so kann es gar nicht anders sein, als daß Gesellschaft, Kunst, Religion, Wirtschaft usw. in Parallele stehen, d. h. gemeinsam wachsen, gleichzeitig die gleichen Phasen durchlaufen und damit (für uns als Betrachter) einander gegenseitig verdeutlichen[11]). Die Architektur der Pyramidenzeit z. B. steht nicht nur in einem engen Verhältnis zum religiösen Denken, sondern auch zur Staatsform, und ihre Geschichte ist ein getreues Spiegelbild von deren Wandlung: die Auflockerung des festgefügten Staatsbaues im Sinne des Feudalismus wird begleitet von einer Auflockerung der Bauformen wie von einer Auflockeruug der religiösen Denkformen, in denen der Zweifel die Glaubenskraft allmählich aushöhlt. Der Verweltlichung des Denkens im Mittleren Reiche ist der profane Gedanke des Na-

[11]) Es muß also grundsätzlich möglich sein, aus der Betrachtung einer einzelnen Kulturerscheinung auf die übrigen zu schließen, also z. B. aus der ägyptischen Kunstgeschichte des Mittleren Reiches auf die gleichzeitigen Staats- und religiösen Denkformen zu schließen, wie es Evers in seinem großangelegten Versuch (Staat aus dem Stein, München 1929) getan hat. Andererseits bietet dem Forscher gerade die gemeinsame Betrachtung aller Erscheinungsformen den unschätzbaren Vorteil, seine an einer Einzelform gewonnenen Ergebnisse an den übrigen Formen zu kontrollieren und damit die innere Wahrscheinlichkeit seines Geschichtsbildes zu erhöhen.

tionalstaates und eine Denkmalsplastik von wesentlich politischem und weniger religiösem Gehalt zugehörig, und ohne Zweifel entspricht dieser Lebensstufe ein eigener Wirtschaftsstil. Alle diese Lebensformen stehen also nicht etwa in einem kausalen Abhängigkeitsverhältnis zueinander. Wandlungen der Kunst werden nicht durch Wandlungen der Gesellschaft oder der Wirtschaft, Veränderungen der Struktur der Staatsform nicht durch Veränderungen der Struktur der religiösen Denkform „verursacht". Sondern die organische Entfaltung der Kulturerscheinungen veranschaulicht die Entfaltung des ihnen allen zugrunde liegenden weltanschaulichen Apriori, sie sind Ausdruck des inneren Wandels der geistigen Verfassung der Kulturträger. Darum bedeuten die angeführten Vergleiche nicht bloß Analogien, rein gefühlsmäßige Zuordnungen an sich unvergleichbarer, weil ungleichartiger Erscheinungen. Vielmehr vermögen, da die Erscheinungen sich auf einen gemeinsamen weltanschaulichen Urgrund zurückführen lassen, gemeinsame Grundbegriffe jenes Tertium comparationis darzustellen, in dem der Vergleich — der ja nur in bezug auf Gleichartiges möglich ist — seine exakte logische Begründung erfährt [12]).

Neben dem Symbol der organischen Entfaltung ist es ein zweiter Aspekt, der — gleichfalls außerhalb aller kausalen Forschungsmethoden — erlaubt, einen Geschichtsverlauf in seiner inneren Dynamik zu erfassen: das Gesetz der rhythmischen Periode, das in unseren Tagen in verstärktem Maße Gegenstand wissenschaftlicher Bemühungen gewesen ist. Wir wissen vom Rhythmus der Tagesperiodik des Seelenlebens, die in Tagesleistungs- und Schlafkurve sich experimentell hat nachweisen lassen, und von einer Jahresperiodik des Seelenlebens, die schon das 19. Jahrhundert, von der Frühlingskrise ausgehend, verfolgt und sichtbar gemacht hat. Wir kennen rhythmische Perioden im Leben des Einzelmenschen, die bei der Betrachtung bedeutender Lebensläufe so deutlich werden [13]). Schließlich ist uns der tiefe Sinn jener Urväterweisheit aufgegangen, die in der Überzeugung

[12]) Solche Grundbegriffe sind z. B. Bindung — Entbindung, Bedingtheit — Unbedingtheit. Vgl. S. 252.

[13]) Einen guten Überblick über alle diese Periodizitäten, ihre Feststellung und die Erklärungsversuche bietet Hellpach a. a. O. S. 152ff.

von der Wiederkehr des Großvaters im Enkel das Problem des rhythmischen Wechsels der Generationen erschaute[14]). Wir suchen diesen aus dem Vorhandensein zweier Pole zu begreifen, die, sich ablösend, aufeinander wirken. Wie steht es nun mit dem Rhythmus der Zeiten, also größerer Einheiten, die eine Anzahl von Generationen übergreifen? Auch hier haben wir es offenbar mit zwei Polaritäten zu tun, deren Ablösung den Rhythmus erzeugt. Goethe liebte sie unter dem Bilde des Ein- und Ausatmens, als Systole und Diastole, zu betrachten, und in ihnen Urphänomene einer ewigen Ablösung von Zurückziehung ins Bestimmte und Ausdehnung ins Grenzenlose zu sehen, sagt freilich einmal: „Kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf." Wir rühren hier in der Tat unmittelbar an das Göttliche in der Geschichte, an Fragen, die je beantworten zu können wir nicht hoffen dürfen. Aber wir bekennen uns heute wieder zu einer Wissenschaft, die sich nicht damit begnügt, Tatsachen nur dann festzustellen, wenn sie erklärbar erscheinen, die vielmehr fühlt, daß sie ohnehin überall dem Unbekannten dient. Wenn wir aber Fragen wie den hier berührten überhaupt nachgehen wollen, so kann das gar nicht anders als im Wege gestaltvergleichender Geschichtsbetrachtung geschehen.

Unter solchen Blickpunkten aber gewinnt für uns die vergleichende Betrachtung der kristallklaren und lückenlos überschaubaren Gestalt der ägyptischen Geschichte einen unermeßlichen Wert. Sie wird uns zum Mittel, die Form unseres eigenen Daseins und Schaffens zu erkennen und aus geläutertem Bewußtsein zu handeln. Denn das Studium der ägyptischen Geschichte vermag uns Wachstumsparallelen aufzuzeigen, und zwar sowohl für vergangene Epochen unserer Geschichte wie für künftige, hat doch die ägyptische Kultur zweifellos Lebensstufen erreicht, die noch weit vor uns liegen. Sie vermag zu verdeutlichen, was für uns selbst schicksalhafte Notwendigkeit ist, was freier willensmäßiger Entscheidung unterliegt; was im Wesen alles lebendigen Wachstums liegt, was dagegen Ausdruck nur

[14]) Wilhelm Pinder, Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas[2] (1928); Alfred Lorenz, Musikgeschichte im Rhythmus der Generationen (1928); Julius Petersen, Die literarischen Generationen (1930).

unserer Eigenart und Einmaligkeit ist; was echter, dauernder Grundzug unseres Wesens, was Eigentümlichkeit einer geschichtlichen Periode ist, die wir eben durchlaufen. Mit einem Wort, sie lehrt uns, das Besondere unserer geschichtlichen Existenz zu erkennen, weil sie uns ihr Allgemeines verdeutlicht. Das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen ist ja ein dialektisches: gewiß leitet sich das Allgemeine erst aus der Betrachtung des Besonderen ab, zugleich aber zeigt uns erst das Allgemeine, was denn die Fülle der geschichtlichen Besonderheiten überhaupt „besondert". Und nur die Erkenntnis des Allgemeinen ist es, die unserem Geschichtsbilde innere Wahrscheinlichkeit verleiht und uns von der tiefen Skepsis befreit, die uns im Angesichte der überlieferten geschichtlichen Stoffmassen immer wieder zu überwältigen droht.

So bewahrheitet sich in großartiger Weise eine Ansicht Goethes, die er dem Kanzler v. Müller gegenüber in einem Gespräch darlegte und die uns dieser in seinem Tagebuch[15]) überliefert hat:

„Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden erblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen wie über die einzelnen ausgeübt haben, und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben. Wohl übersetzt sich jeder diese Formeln in die ihm eigentümliche Sprache, paßt sie auf mannigfache Weise seinen beengten individuellen Zuständen an und mischt dadurch oft so viel Unlauteres darunter, daß sie kaum mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung zu erkennen sind. Aber diese letztere taucht doch immer unversehens wieder auf, bald in diesem, bald in jenem Volke, und der aufmerksame Forscher setzt sich aus solchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammen."

[15]) Unter dem 29. April 1818.

ÜBER EINIGE LANGOBARDISCHE HERZOGSTÄDTE IN ITALIEN

VON EMERICH SCHAFFRAN

Die Langobarden fanden bei ihrer nach 568 erfolgten Besetzung Oberitaliens die territoriale Landeinteilung des byzantinischen Imperiums vor, welche selbst wieder die weströmische Administration benutzte. Diese Landeinteilung bestand aus einer civitas als Mittelpunkt eines kleinen Verwaltungskörpers und einem dazu gehörigen, mehr oder minder großen Landgebiet[1]).

Die Langobarden haben daran nichts Grundsätzliches geändert, als sie aus diesen Verwaltungsbezirken langsam ihre Dukate machten; auch bei ihnen bildete die civitas den Mittelpunkt, und dem hier residierenden Herzog war das ganze dazu gehörige Landgebiet unterstellt. Was sich grundlegend geändert hatte, war die innere Zusammensetzung dieser Herzogstädte. Denn in dieser spiegelte sich das Gefüge des langobardischen Volkes wider. Dieses war in Sippen, das Heer darüber noch in Geschlechter (farae) eingeteilt, und diese altgermanische Sitte wurde schon deshalb noch geraume Zeit nach der Landnahme beibehalten, da die Langobarden sich im Gegensatz zu den Ostgoten nicht als Freunde, sondern als Feinde der Römer fühlten[2]) und diese bei der Neuorganisierung des Landes auf lange hinaus vollkommen ausschalteten. Wenn der König nun, dessen Gewalt

---

[1]) Hartmann L., Geschichte Italiens im Mittelalter II/I S. 43ff. ferner L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme, die Ostgermanen I. (1933) S. 611ff. Weitere Literatur über die Siedlungsgeschichte der Langobarden in Italien: Blasel, Der Übertritt der Langobarden zum Christentum (Archiv für kathol. Kirchenrecht 1903), Schneider, Die Entstehung von Burg- und Landgemeinde in Italien (1924). Codex diplom. langob. in Historiae patriae monum. vol. XIII, Augusta taurin. 1873, A. Crivellucci: Le chiese cattoliche e i Longobardi ariani (Studii storiche Vol. IV—VI), G. Tamassia, Langobardi, Franchi e la chiesa romana fino a tempo di rè Liutprando (Bologna 1888).

[2]) Schmidt a. a. O. 612.

bei der Besetzung Italiens schon feststand, an die Besetzung des obersten Postens in einer „civitas" schritt, so verwendete er dazu in erster Linie die Häupter der Sippen und Geschlechter oder wenigstens ein ihm dazu besonders befähigt erscheinendes Mitglied und legte auf diese Weise den Grund für einen Lokaladel, der bisher bei den Langobarden in der Form eines Stammesherzogtums nicht zu finden war. Aus diesem Krieger- und Beamtenadel entwickelte sich auffallend bald der „Dux", der zu sich die Vornehmen seiner eigenen oder einer verwandten Sippe heranzog und dadurch, am Anfang sicher unabsichtlich, den Grund für den späteren unheilvollen Partikularismus dieser Herzöge legte. Bereits die militäradministrative Besetzung der ersten in Besitz genommenen Stadt, des friulanischen Cividale, ging, wie Paulus Diaconus eindeutig berichtet, nach diesem Muster vor sich. Gisulf, der Neffe des Königs Alboin, also ein edler und zugleich sehr tüchtiger Mann, wurde mit der Besetzung von Cividale und Umgebung beauftragt, und dieser Gisulf erklärte, er werde nicht eher die Herrschaft über Stadt und Volk (also über Civitas und Gebiet) annehmen, bis er nicht die Farae, jene Geschlechter bekäme, die er sich dazu auserwählt habe[3]).

Der Dux war innerhalb seines Gebietes der höchste militärische, verwaltungstechnische und juridische Beamte, seine Stellung war daher von Haus aus zu Sonderbestrebungen geeignet. So lange die Besetzung Oberitaliens noch im Fluß war, war der später „Dux" genannte lokale Herr nur der Befehlshaber einer Truppe, er blieb, mit der Besetzung einer Stadt betraut, dort mit ihr zurück. Wie diese Unterbefehlshaber ursprünglich bei den Langobarden genannt wurden, wissen wir nicht, die Bezeichnung „Dux" erhielten sie erst nach der Konsolidierung des Reiches und nach der sicher bewußten Übernahme mancher antiken Verwaltungsform, in welcher auch der Name Dux für die Befehlshaber der Grenzgarnisonen und Grenzstädte gebraucht wurde[4]).

---

[3]) Paulus Diaconus, Historia langobardorum II/9.

[4]) Schmidt a. a. O. S. 614 und Hartmann a. a. O. II/I/39ff. Auch Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen II S. 361. Siehe auch meine 1939 bei Koehler u. Amelang in der Buchreihe des „Ahnenwerkes" erscheinende Geschichte der Langobarden in Italien.

In jeder besetzten Stadt behielt sich der König bestimmte Besitztümer als Krongut zurück; diese waren der herzoglichen Beaufsichtigung entzogen und der Kontrolle eines königlichen Vertrauensmannes unterstellt, der Gastalde hieß. Doch scheint die Tätigkeit dieser Gastalden erst nach der Beendigung des herzoglichen Direktoriums (574—584) richtig eingesetzt zu haben, da die Könige vorher nur wenig eigenen Besitz hatten, wogegen jedoch Authari, der erste König nach dieser Zwischenregierung der Herzöge, von ihnen mit der Hälfte ihres Besitzes ausgestattet wurde[5]). Diese vom König nicht ohne Druck herbeigeführte Vermehrung des Krongutes erhöhte natürlich auch die Macht des Gastalden, denn er überwachte nunmehr sogar den Dux und dessen Verwaltung, er erläuterte die Gesetze, setzte ihre Ausführung durch und kontrollierte das ganze öffentliche Leben im Namen des Königs. Da aber diesen Gastalden im Bedarfsfalle Machtmittel nicht sofort zur Verfügung standen, waren sie dennoch praktisch dem Herzog gegenüber ohnmächtig, wenn es diesem einfiel, aus eigener Machtvollkommenheit und gegen die Gesetze vorzugehen. Das Königtum hatte seit Rothari daraus die Lehre gezogen, neu eroberte Städte fest in der Hand zu behalten, das heißt dort keine Herzöge einzusetzen, sondern durch Gastalden die Verwaltung durchführen zu lassen. Tatsächlich hörte man nie von einem solchen, er wäre gegen seinen königlichen Herrn aufgestanden.

Von keiner einzigen langobardischen Herzogstadt wissen wir, wie ihre räumliche Zusammensetzung aussah, da die späteren Zeiten die Struktur der langobardischen Siedlung vollkommen verwischten. Wir können auf ihre Art nur bei Berücksichtigung der Zusammensetzung des langobardischen Volkes, dem Verhältnis desselben zur unterworfenen Bevölkerung und aus jenen sehr knappen Angaben der Archivalien schließen, die sich irgendwie mit der Siedlungsform beschäftigen.

Die Langobarden lebten bis in die Spätzeit des Reiches im Sinne der Rassenschutzgesetze scharf von den Römern abge-

---

[5]) Hartmann a. a. O. II/I/65ff. ferner Schmidt a. a. O. S. 603 und die überaus wichtige Bemerkung bei Paulus III/16.

trennt[6]), wir müssen also eigene langobardische Quartiere annehmen, insofern nicht wenigstens die Krieger in den Häusern der Römer untergebracht waren, wie sich dies auf dem Lande als Regel ergab[7]). Der Mittelpunkt dieses langobardischen Quartiers war der Sitz des Herzogs und des Gastalden. Während der Sitz des Herzogs entweder im römisch-byzantinischen Kastell oder in einem Neubau lag, und als solcher mehrmals, sogar in Bauresten, nachgewiesen werden konnte, wird von einem besonderen Sitz des Gastalden nie gesprochen; er wird daher seine Amtsräume in der herzoglichen Regia gehabt haben. Aber auch die Neubauten einer herzoglichen Burg treten in den Quellen nur höchst unklar auf, und wo wir Baureste vorfinden, ist es stets fraglich, ob sie wirklich einem Neubau angehören, oder dem alten traditionellen Sitz der Stadtregierung, also dem römischen oder dem ostgothischen Palaste. So relativ gut wir über den langobardischen Kirchenbau[7a]) und so besonders gut wir über ihre Schmuckkunst[8]) unterrichtet sind, so gar nichts wissen wir über den langobardischen Nutzbau im allgemeinen und den Palastbau im besonderen, wenn auch die Quellen über sie des öfteren sprechen[9]).

Mit den Langobarden unter König Alboin waren seinerzeit noch größere Scharen Sachsen, Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier und mehrere swebische und norische Stämme nach Italien gezogen, von denen außer den Sachsen der größere Teil dort auch verblieb[10]). Diese für die Langobarden fremden Völker

[6]) Mon. Germ. Hist. Leges IV an vielen Stellen und die Interpretation dieser Gesetze von Rothari, Liutprand und Aistulf durch Hartmann und in der juristischen Fachliteratur. Schmidt a. a. O. S. 612.

[7]) Schmidt a. a. O. S. 622, Hartmann a. a. O. II/I S. 41ff.

[7a]) E. Schaffran, Die Historia langobardorum des Paulus Diaconus als kunstgeschichtliche Quelle („Welt als Geschichte" 1936) und teilweise auch A. Haupt, Die älteste Baukunst (letzte Auflage). Dazu meine 1939 bei Diederichs erscheinende zusammenfassende Kunstgeschichte der Langobarden.

[8]) A. Haupt a. a. O., Nils Aberg, Goten und Langobarden in Italien, E. Schaffran, Die Schmuckkunst der Langobarden in „Das Bild" (1936). Ferner H. Picton, Die langob. Kunst in Italien (1931).

[9]) E. Schaffran in „Welt als Geschichte" Dezember 1936 mit den Angaben des Paulus.

[10]) Paulus II/26 und Schmidt a. a. O. S. 612. Troya cod. dipl. lang. IV/III/481.

— fremd, auch wenn sie Germanen waren — lebten nach eigenen Gesetzen, hatten ihre eigenen Privatinteressen, waren vollfrei, doch nicht ebenbürtig und durften z. B. deshalb auch nicht an der Volksversammlung teilnehmen. In der Stadt wohnten sie in eigenen „Vici", die noch im 8. Jahrhundert in ihrer ethnographischen Sonderstellung bekannt waren. Doch werden auch die swebischen, norischen usw. Landsiedlungen „Vici" genannt. In der Stadt werden sie sich schon aus Gründen der militärischen Bereitschaft in nächster Nachbarschaft der langobardischen Stadtteile befunden haben und sind sicher mit diesen von den römischen Quartieren abgetrennt gewesen. Denn wenn auch die Römer seit Authari persönlich frei waren und unter sich nach römischem Recht lebten (das langobardische Recht galt für sie nur im Verkehr mit den Eroberern), so war dennoch eine räumliche Vermischung noch lange vollkommen ausgeschlossen, denn sonst hätten die bekannten Rasseschutzgesetze praktisch keinen Zweck gehabt. Ob diese Trennung in sichtbarer Form erfolgte, durch Mauern, Sperren, und dergleichen oder nur eine ideelle war, ist nicht mehr feststellbar.

Bei ihrem Einbruch in Italien waren die Langobarden „Heiden" oder schon Arianer und blieben dies, trotz der offiziellen Begünstigung der römischen Kirche durch die Könige ab Agilulf bis weit in das 7. Jahrhundert, Spuren „heidnischen" Brauchtums sind an manchen Orten, z. B. in Benevent[10a]) noch im späteren 8. Jahrhundert deutlich nachweisbar. Bei der Einrichtung der Herzogstädte wurden nun einfach katholische Kirchen für den Arianismus verwendet, was leicht geschehen konnte, da bauliche Verschiedenheiten durch den Kult nicht gegeben waren. Arianische Kirchenneubauten sind nicht bekannt und auch sehr unwahrscheinlich; doch beginnt schon unter der Königin Theudelinde in großer Zahl und in immer mehr national

[10a]) Stefano Borgia, Memorie istoriche die Benevento (Roma 1764) bildet auf Tafel 1 des 2. Teiles eine von den Langobarden verehrte heilige Schlange ab. Eine solche ist wohl auch die bronzene Schlange in S. Ambrogio-Mailand. Über das Aufhören des Vipernkultes: Troya, cod. dipl. langob. IV/II/514 (zum Jahr 688) und ebenda IV/III/22 (zum Jahre 688). Ferner: Aus dem Leben des Hl. Barbatus in Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit (7. u. 8. Jahrh. S. 248ff.). Siehe auch meine Kunstgesch. d. L. a. a. O.

werdenden Bauformen der Neubau katholischer Kirchen und Klöster, sowohl in den Königsstädten Pavia und Mailand als auch in den Herzogstädten und natürlich auch auf dem Lande[11]). In vielen Herzogsitzen müssen wir noch um 640 einen arianischen und einen katholischen Bischof nebeneinander annehmen. Jeder diente seinem Volksteil und von einem friedfertigen Zusammenleben war keine Spur.

Noch vor 580 griff der langobardische Bewegungskrieg auch auf die Gebiete südlich des Appennins über; es wurden in der Toscana zwei Herzogtümer errichtet (Lucca und Florenz), dann u. a. knapp vor den Toren Roms jenes unter Spoleto, welches bald zu großer Macht gelangen sollte, und schließlich ganz im Süden der berühmteste und am längsten lebende Ducat, jener von Benevent. Spoleto und Benevent dienten dem König nur wenn sie wollten oder mit den Waffen dazu gezwungen wurden, sonst bildeten sie praktisch eigene Staaten mit betonter Erhaltung des langobardischen Volkstumes. Diese mit Erfolg gekrönten Selbständigkeitsbestrebungen der mittel- und süditalienischen duces stachelten auch die Herzöge Oberitaliens zur Opposition gegen die Krone auf und der geringe Gemeingeist dieser Stadtdynasten (Dynasten, weil ihre Regierung immer mehr zum Erbrecht neigte) war auch am frühen Ende des langobardischen Staates mit schuld.

Nun sollte man meinen, diese betonte Selbständigkeit der Herzöge hätte innerhalb des Volksganzen auch eigene Stadtkulturen hervorgebracht; davon ist keine Spur zu sehen, wenigstens was Oberitalien anbelangt, denn gleich ob in Cividale oder Trient oder Asti oder Bologna finden wir überall die gleichen baulichen Bestrebungen und die gleiche Schmuckkunst. Diese ist ebenso in Lucca, Spoleto und, soweit es dort schon durchforscht ist, auch in Benevent nachzuweisen, wenn sich auch in Spoleto neben der typisch langobardischen Ornamentik stärker als anderswo die Beeinflussung durch die Antike Roms in umbrischer Umformung[12]) zeigt. Baulich geht aber auch Spoleto

[11]) Siehe meinen Aufsatz in „Welt als Geschichte" a. a. O.

[12]) Einiges darüber wird im Kapitel „Spoleto" gesagt werden, im allgemeinen harren noch alle diese Fragen der Bearbeitung, wozu ich seit Jahren das Material zusammengetragen und manches daraus veröffentlicht habe. (Siehe meine „Kunstgesch. d. L." a. a. O).

seine eigenen, nordischen Wege, wovon noch Näheres gesagt werden wird.

Mit dem Tode des Königs Klef begann eine zehnjährige Gesamtregierung der Herzöge. Solche waren damals in Oberitalien angeblich folgende[13]): Im Ostteil des Reiches, in Austrien: Cividale, Treviso, Ceneda, Vicenza, Feltre, Verona, Trient, Brescia, Bergamo, Parma, Piacenza, Reggio. Im Westteil, in Neustrien: Mailand, Pavia, Asti, Turin, Ivrea, San Giuliano im Ortasee und sechs ungewisse in Vercelli, Lomello, Acqui(?), Alba(?), Auriate(?) und Bredulo(?). In Toscana und in den Marchen sind wenig gesichert: Lucca, Chiusi, Florenz, Populonia, Fermo, Rimini, vollkommen ungewiß Siena, Camerino, Perugia und Imola. Die Herzogtümer Parma, Reggio und Piacenza wurden dann anfangs des 7. Jahrhunderts wieder unmittelbar der Krone unterstellt, verlieren also ihren Dux. Die damals schon betont selbständigen Herzogtümer von Spoleto und Benevent sind wegen dieser Selbständigkeit in dieser Aufstellung nicht mehr enthalten.

Für die nun folgende Schilderung einiger Herzogsstädte, soweit hier von einer Schilderung im topographischen Sinne überhaupt gesprochen werden kann (siehe u.), werden aus der Reihe herausgegriffen: Cividale, Verona, Asti und Spoleto. Jede dieser Städte stellt innerhalb des Ganzen einen bestimmten Typus dar. Cividale ist die Grenzstadt an der ursprünglich gefährdetsten Front gegen Osten, wo nicht nur die Verbindung mit der alten Heimat in Ungarn aufrechtzuerhalten war[14]), sondern von wo aus auch Einbrüche aus Nordosten (Awaren) und Südosten

[13]) Paulus II/30 und nach ihm ohne weitere Quellen u. a. auch Gabiani, Asti nei principali suoi ricordi storici (1927). Geht man jedoch an Hand von Hartmann (a. a. O.), der die meisten Quellen beibringt, das Verzeichnis des Gabiani durch, so wird man nur in wenigen Orten die Existenz eines Herzogs nachweisen können. Auch Troya, Cod. dipl. long. wäre dafür als sehr aufschlußreich heranzuziehen.

[14]) Alboin hatte mit den Avaren vor der Abwanderung aus Ungarn eine Art Rückversicherungsvertrag geschlossen (Paulus II/7). Es zeigen sich überhaupt merkwürdig enge politische Verbindungen zu den Avaren, denen sich auch die kulturellen anschließen. Daraus mag sich so mancher eigenartige Zug in der Schmuckkunst der Langobarden erklären. (Siehe meine Studie Der Tassilokelch in „Das Bild" Karlsruhe, Sonderheft 1937.) Diese Beeinflussung, wozu noch so manche skythische Anregung aus der ungarischen Zeit kommt, verdient höchste Beachtung.

(Byzanz) zu befürchten waren. Verona ist die Stadt der Etappe und des militärischen Rückhaltes, wenn das stark befestigte Trient als Frontstellung gegen Norden, gegen Franken und Bayern, gefallen oder umgangen sein sollte. Asti, nahe der Königsstadt Pavia, ist die kleine Herzogsresidenz geringerer Bedeutung; sie ist dennoch interessant wegen der nicht unerheblich großen Zahl baulicher Reste aus langobardischer Zeit. Die Aufnahme Spoletos in diese Reihe ist in erster Linie durch die politische Bedeutung der Stadt, dann aber auch durch die Fülle ihrer Kunstdenkmäler gerechtfertigt.

Die Schilderung einer langobardischen Herzogstadt kann aus den schon mehrmals erwähnten Gründen leider keine topographische Beschreibung mit Planbild u. a. m. sein. Sie muß sich erstrecken und beschränken auf die Charakterisierung der Lage der Stadt, auf Versuche, die langobardischen Quartiere festzustellen und in erster Linie auf Aufzählung und Beschreibung der baulichen und sonstigen Kunstdenkmäler. Nur mit diesen gewinnen wir einigermaßen sicheren Boden, sonst muß wohl beinahe alles hypothetisch genannt werden. Das Kunstgeschichtliche wird daher im Vordergrund der Darstellung stehen müssen. Für alles Topographische wird es meistens nur im Wege von Rück- und Analogieschlüssen zu verwerten sein.

I. CIVIDALE

Cividale, das antike Forum julii, bildet zusammen mit Aquileja in der römischen Verteidigung eine Einheit, da der Besitz beider Städte erst die Beherrschung der von Norden (Canaletal), Nordosten (Isonzotal) und Osten (Cormons) her kommenden Straßenzüge gewährleistete. Die Wichtigkeit dieser Doppelstellung hat König Alboin ganz richtig erkannt, als er Cividale und Aquileja fast gleichzeitig besetzte und den Patriarchen der letztgenannten Stadt auf die Inselstadt Grado vertrieb[15]). Leider besaßen die Langobarden auch später weder die Kraft, noch die seefahrerischen Mittel, um Grado einzunehmen, und so wurde diese Stadt ein Sitz der Gegenbewegung[16]).

[15]) Schmidt a. a. O. S. 589, Paulus (II/10) ist darüber viel kursorischer.
[16]) Jedenfall seltsam, da sie doch in der Urheimat ein küstenbewohnen-

Cividale wurde gegen Norden sofort durch eine Reihe von Castellen gedeckt, von denen Nemes (Nimis), Artenia (Artegna), Glemona (Gemona), Reunia (Reana) und Julium Carnicum (Zuglio) nachweisbar sind; nach dem Tod des ersten Herzogs von Cividale Gisulf (er fiel 610 gegen die Awaren) griff die langobardisch-friulanische Macht aus Sicherheitsgründen weit nach Norden bis in das Gail- und Drautal aus, wo bei Maglern an der Gailitz und in Duel an der Drau langobardische Befestigungen auf römischer Grundlage bekannt geworden sind[17]).

Die Geschichte des langobardischen Cividale hängt innig mit der großen Bedeutung der Stadt als Grenzfestung zusammen. Die loyale Gesinnung des dortigen Herzogs war für den König sehr wichtig, seine Opposition hat die Krone wiederholt in schwere Bedrängnis gebracht. Wenn nun der König im Kampf gegen den Herzog, oder dieser im Aufstand gegen seinen Herrn den Feind als Hilfe ins Land rief, so trachtete jener, z. B. im Falle der awarischen Unterstützung, sich zuerst der Stadt Cividale zu bemächtigen, da er in ihr ein unbezahlbar wichtiges Faustpfand besaß[18]).

Einen besonderen Ruhm genießt Cividale als Heimat des größten Geschichtsschreibers der Langobarden, des Paulus Diaconus, der dort um 730 als Sproß des edlen Geschlechtes des Leupichis geboren wurde. Vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand hieß der wahrhaft große, bedeutende und aufrechte Mann Warnefrid und hat selbst anmutig und frei von der damals üblichen Übertreibung seine Herkunft geschildert[19]).

---

des Volk waren. Doch erwähnt Paulus IV/20, der König Agilulf hätte dem Kaikan (König der Avaren) Handwerker zur Erbauung von Schiffen geschickt. Waren das Langobarden oder Römer (Byzantiner)?

[17]) Paulus IV/39. Die Gegend Zellia ist nicht, wie noch Abel, der Übersetzer des Paulus meint, Cilli, sondern das untere Gailtal, Meclaria ist demnach Maglern. Dort und bei Duel im Drautal oberhalb von Villach wurden spätantike und langobardische Baureste und sonstige Funde gemacht. Egger R. in „Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum (1916) und der Gleiche in: Jahreshefte des österr. archäol. Institutes (1929). Ferner meine Studie „Langobardische und nachlangobardische Kunstdenkmäler in den deutschen Ostalpen", soll demnächst in „Mannus" erscheinen.

[18]) Paulus an mehreren Stellen, wenn er der Kämpfe der Langobarden mit den Awaren erwähnt, so IV/37 und VI/24.

[19]) Nähere Literatur über Paulus bei O. Abel in seiner Übersetzung

Die militärisch-politische Bedeutung Cividales reicht nach dem Falle des langobardischen Reiches (776) noch weit in die fränkische Epoche hinein, geht aber zu Beginn des 11. Jahrhunderts rasch zurück, da der Grenzschutz weiter nach Osten verlegt werden konnte. Trotzdem tritt keine vollkommene Bauruhe ein und den unausgesetzten baulichen Veränderungen im Mittelalter müssen wir es zuschreiben, wenn Umfang und Art der langobardischen Siedlung heute nicht mehr einwandfrei rekonstruiert werden kann. Bekannt ist nur ihr Mittelpunkt, in diesem einzigen Falle sogar die Lage des Hauses des königlichen Gastalden. Dies erfahren wir aus einem Dokument der Zeit König Berengars (um 904), in welchem der Sitz des königlichen Gastalden als neben der Kirche und dem Kloster S. Giovanni gelegen erwähnt wird[20]). Dieses S. Giovanni ist aber jener Kirchen- und Klosterbau, der umittelbar an den sogenannten Tempietto longobardo anstößt; es ist dies jenes S. Giovanni, das in einer Urkunde Karls d. Gr. (Regensburg, 4. August 792) als Besitz von Aquileja bezeichnet wird: Senodochium, quod dux Rodoald edificavit in Forojuli vocabulo S. Joannis cum omnibus adiacentiis et pertinentiis suis[21]). Daher lag der Sitz des Gastalden im Sinne des Berengarschen Dekrets in der Nachbarschaft des Tempietto; dieser ist ferner eindeutig als Kirche im langobardischen Quartier anzusehen, weshalb dieses längs des Natisone lag. Ob es nun auch auf dessen linkes (südliches) Ufer hinübergriff, bleibt so lange eine ungelöste Frage, bis nachgewiesen werden kann, ob der berühmte Pemmoaltar in St. Martin am linken Natisoneufer dort entgegengesetzt der bisherigen Meinung in sito ist oder später übertragen wurde. Sollte er dort

---

des Paulus (Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit, 7. u. 8. Jahrh.). Sehr ansprechende Arbeiten über den Paulus von Monteverde (Paolo diacono, abbozzo di un profilo), L. Chiappelli (Il senso d'arte in Paolo diacono e nel suo popolo) u. a. in der wichtigen Zeitschrift Memorie storiche forogiuliesi, 1929.

[20]) Dazu der grundlegende große Aufsatz von C. Cecchielli, „Arte barbarica cividalese in Mem. stor. forog. (a. a. O.) 1919, 1920, 1921, 1922 u. 1923. Dazu „I dipolomi di Berengario (Roma 1903, S. 424) und Cecchielli a. a. O. 1922 S. 134.

[21]) Mon. germ. hist. Diplomatum Karolinorum Nr. 175 und Cecchielli a. a. O. 1922, S. 127.

ursprünglich sein, so könnte dann auch die südlich des Natisone auf einem Hügel gelegene Kirche Santa Maria in bosco das mehrfach erwähnte, doch nie sicher lokalisierbare Gotteshaus des langobardischen Hauptheiligen St. Michael gewesen sein. Jedenfalls ist der Mittelpunkt der langobardischen Stadt zwischen Tempietto longobardo, beziehungsweise der Klosterkirche S. Giovanni und der schönen und kühnen Teufelsbrücke (ponte del diavolo) vollkommen und in einer Weise gesichert, wie dies in keiner zweiten oberitalienischen Herzogsstadt mehr möglich ist. Der Friedhof mit den von Paulus Diaconus erwähnten charakteristischen Totenstangen[22]) kann aber unmöglich in diesem Bezirk gelegen sein, da bisher fast alle langobardischen Grabfunde außerhalb der Stadtmauern gemacht wurden. Nur das Grab eines Adeligen, angeblich des Herzogs Gisulf, wurde im Mittelpunkt der späteren Stadt aufgedeckt. Den langobardischen Friedhof als um den heutigen Dom gelegen anzunehmen ist irrig, da dieser immer katholisch und nie arianisch war. Auch ist die Anlage von Friedhöfen um die Kirche den Langobarden unbekannt geblieben.

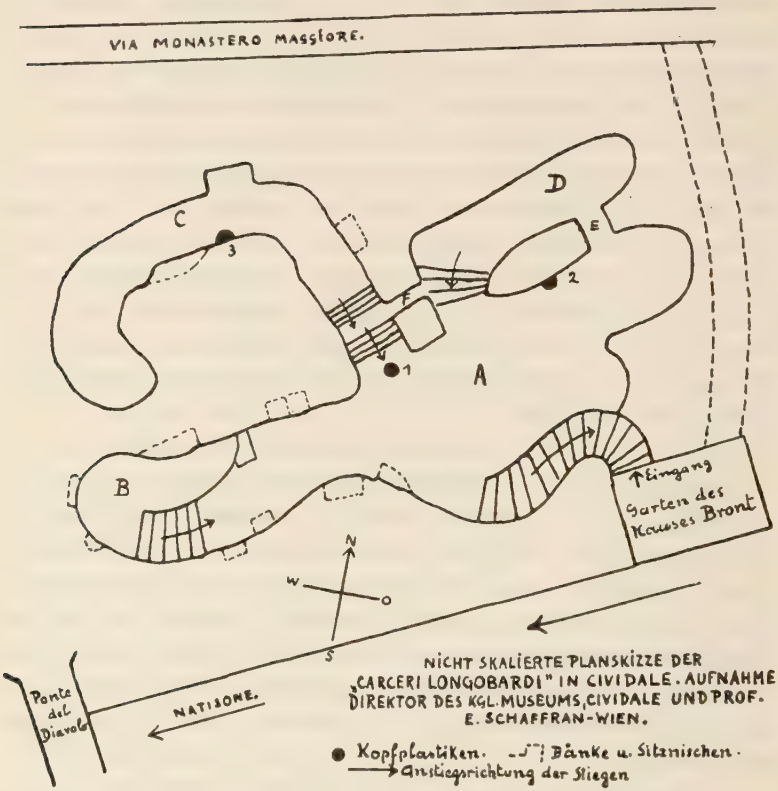
Das Bestehen der langobardischen Stadtmitte im Raum zwischen Tempietto und Teufelsbrücke wird dann noch durch einen anderen, der Kulturgeschichte bisher fast unbekannt gebliebenen Bau bekräftigt. Es sind dies die langobardischen Kerker, die carceri longobardi. Sie liegen tief unter der Sohle der auf dem Fels des rechten Flußufers gebauten Häuser, sind in den Nagelfluh eingearbeitet und reichen bis fast in die Höhe des Flußbettes hinab. Da diese langobardischen Kerker bisher noch nie beschrieben wurden, mögen sie nunmehr zum erstenmal in eingehenderer Darstellung in der Kulturgeschichte erscheinen[23]).

Der Eingang befindet sich im Garten des Hauses Bront. Man steigt auf einer nur teilweisen alten Stiege aus Ziegeln und Bruch-

[22]) Paulus V/34. Man kann diese Totenstangen sinnbildlich mit den Totenbrettern zusammenbringen.

[23]) Die über meinen Auftrag angefertigten Photographien werden zum erstenmal in meiner „Kunstgeschichte d. L." a. a. O. veröffentlicht. Der außerordentlich entgegenkommenden Direktion des kgl. Museums in Cividale verdanke ich die hier veröffentlichte Planskizze und so manchen wertvollen Hinweis. Eine kurze Erwähnung der Carceri nur bei Cecchielli a. a. O. 1920, S. 131.

steinen steil zu einem im Grundriß unregelmäßig gebildeten großen Vorraum A hinab. Seine innere Lichte schwankt zwischen vier bis fünf Metern. Wände und Decke zeigen schon hier deutliche Spuren energischer Meißelarbeit. Nach Südwesten verengt sich der Vorraum gangartig und endet in eine Stiege, die in die kleine, vier Meter hohe Zelle B hinabführt. Sie bildet den am



schönsten ausgearbeiteten Teil des Ganzen. Wände und Decke sind mit dem Meißel zugerichtet, an mehreren Stellen sind genau rechteckig geformte Sitznischen aus dem Fels geschnitten, sie haben Platz für einen sitzend kauernden Menschen. An der Nordwand des großen Vorraumes ist ein starker Felspfeiler stehengeblieben; links, westlich von ihm führt eine Treppe hinab in die zweimal nach links gewundene gangartige Zelle C, die gleichfalls viele, gut gearbeitete Sitze und Sitznischen, ferner einige

breite Gesimse besitzt, und rechts, östlich des erwähnten Pfeilers in die langgestreckte, doch gerade Zelle D. Die Zellen C und D sind niedrig, ihre Höhe schwankt zwischen 1,50 m und 2 m. Zwischen der Zelle D und Zelle C und zwischen Zelle D und dem großen Vorraum A bestehen ferner noch zwei schlitzartige Schlupfgänge E und F. Solche Schlitze, aber nur für Durchblicke berechnet, sind ferner in der ganzen Anlage anzutreffen. Manche Sitznischen liegen ganz unter der Decke, so daß der dafür bestimmte Mensch, falls diese Nischen tatsächlich dem Sitzen gewidmet waren, nur mühsam hineinkriechen konnte. Ferner sind des öfteren an den Wänden Reste von Eisenklammern, eiserne Ringe oder die Löcher dafür festzustellen. Der Boden ist überall der gewachsene Fels in geringer Zurichtung und Glättung.

Nun besitzen diese Räume auch figurale Ausstattung, nämlich drei unheimlich drohend aussehende, fast lebensgroße Köpfe. Der eine (Nr. 1) befindet sich im Vorraum über dem Abgang zur Zelle C und mißt als der größte 55 cm Höhe und 49 cm Breite; der Kopf ist löwenähnlich mit großem, offenem Maul, im Kinn klafft ein Loch, das mit einem solchen unterhalb der Stirn in Verbindung steht. Der Erhaltungszustand ist sehr schlecht, die Verwitterung leider unglaublich weit fortgeschritten. Kopf Nr. 2 befindet sich im Vorraum rechts neben dem Abgang zur Zelle D. Er ist kleiner (31 mal 22 cm), bedeutend länglicher als der fast kugelförmige Kopf Nr. 1 und ruht auf einer gleichfalls stark verwitterten Konsole. Kopf Nr. 3 befindet sich an der Südwand der Zelle C und hat vor allem ein groteskes Profil (43 mal 23 cm).

Einen weiteren „Schmuck" enthalten die im übrigen finsteren, weil fensterlosen Räume nicht. Spätere Zutaten sind, obwohl diese „Kerker" bis unlängst zum Aufbewahren von Fleisch dienten, keine besonderen zu sehen, nur im Vorraum wurde eine originale Nische durch eine moderne Ziegelmauer unterteilt.

Außer einer zweimaligen kurzen Erwähnung in den Schriften des fleißigen und sehr genauen Carlo Cecchielli (siehe v.) hat sich noch niemand mit diesen, seit jeher „Carceri longobardi" genannten unterirdischen Räumen beschäftigt. Trotz dieser tra-

ditionellen Bezeichnung ist ihre Entstehung in langobardischer Zeit wohl sehr wahrscheinlich, doch nicht mit restloser Sicherheit nachzuweisen, wenigstens, was die Räume als solche anbelangt. Da sie nicht nur im Mittelpunkt der langobardischen, sondern auch in jenem der römischen Siedlung liegen, wäre ihre Entstehung in antiker Zeit immerhin möglich. Als Katakomben können sie dann, wenn sie damals entstanden sein sollten, nicht gedient haben. Erstens kennt Oberitalien keine solchen Kulträume und dann fehlen hier alle Beigaben der Bildnerei und Malerei, die zu Katakomben ebenso dazugehören wie Inschriften, die hier gleichfalls nicht anzutreffen sind. Es bleiben also noch römische Kerker übrig. Solche gibt es in dieser Art in größerer Zahl, aber alle sind frei von bildhauerischen Zutaten. Diese jedoch treten hier in Cividale dreimal und in auffällig betonter Art und Weise auf. Diese Köpfe können hier unmöglich später dazugearbeitet worden sein, dagegen spricht die vollkommen gleiche Meißelarbeit an den Wänden und Decken, an den Nischen und Gesimsen und der Umstand, daß die Köpfe mit den nächstgelegenen Kanten und Ecken der Wände nur in einem Arbeitsgang entstanden sein können. Man sieht noch heute deutlich, wie der Steinmetz mit seinem Werkzeug unmittelbar von der Wand zu den Köpfen übergegangen ist. Wenn also diese Köpfe der antiken Denkart nicht entsprechen, ein vorrömisches Denkmal hier doch nicht angenommen werden kann, so müssen sie später entstanden sein. Der Geist, der einst diese schauerlich eindrucksvollen Schädel aus der Wand vorglotzen ließ, damit der Betrachter in Schrecken versetzt werde (vgl. den Medusenkopf auf griechischen Schilden!), dieser Geist kann nur nordisch, also langobardisch sein. Das ist sicher eine nur gefühlsmäßige Feststellung, aber wie könnte sie für diese Zeiten archivalisch unterbaut werden — gelingt uns dies nicht einmal mit besonderer Sicherheit für die Jahrhunderte des romanischen Stiles, in welchen die grausame Art der Köpfe aus den Cividalenser Kerkern sehr oft eine mitunter noch gesteigerte Fortsetzung findet! Aber auch rein formal spricht manches für die Entstehung der Köpfe in langobardischer Zeit. Cecchielli machte sehr richtig auf die Birnenform dieser Schädel aufmerksam und verwies auf die übrigens von mir schon des öfteren aufgezeigte Vorliebe der langobardischen Stein-

und Metallbildner für diese Kopfform[24]); sie muß als typisch langobardisch angenommen werden, wenn sie auch in der Romanik nachlebt, und vielleicht erst gerade deshalb. Es ist in diesen Köpfen aus den Kerkern in Cividale und in ihren Zeitgenossen nicht die Spur einer west- oder oströmischen Verfallskunst zu finden, sondern wir erkennen in ihnen den noch ungefügen, einer ganz anderen Welt- und Kunstanschauung dienstbaren Meißel eines germanischen Bildhauers. Auf diese Weise rückt die Entstehung dieser Räume in langobardische Zeit, geschaffen von einer nordischen Hand als Kerker, in eine immerhin recht große Wahrscheinlichkeit, die in erster Linie durch den stilistischen Vergleich der Köpfe mit anderen, ähnlichen und zeitgenössischen Arbeiten entsteht. Es bleibt nunmehr der weiteren Forschung vorbehalten, hier das letzte Wort zu sprechen. Aus dem germanischen Kulturkreis wird dieses Denkmal nicht mehr herausrücken. Übrigens besitzt Cividale selbst, was die Form der Birnschädel anbelangt, im Baptisterium des Patriarchen Callixtus im Dom und an den Platten des Pemmoaltares, ferner an einigen Gegenständen der Kleinkunst im Museum mehr als genügende Vergleichsmaterialien, um auch die Köpfe in den mutmaßlich als Kerker dienenden unterirdischen Räumen als typisch langobardische Werke ansprechen zu können.

Diese erwähnten anderen Denkmäler gehören nun jener Gruppe von Kunstwerken an, die den einstigen Kunstreichtum der Herzogsstadt Cividale bekunden und als Gegenstände langobardischer Volkheit das ersetzen müssen, was uns in der Topographie der frühmittelalterlichen Stadt fehlt.

Das wichtigste dieser Denkmäler, und zugleich ein Werk von größter volkspolitischer Bedeutung, ist jenes kleine Bethaus Santa Maria della Valle, welches einer sehr alten Tradition zufolge „Tempietto longobardo" genannt wird[25]).

[24]) Mein Aufsatz „Die Schmuckkunst der Langobarden" in „Das Bild" (Karlsruhe 1936) und Picton a. a. O. Abbildungen dazu bei Haupt a. a. O. und bei G. Fogolari Cividale del Friuli (Serie Italia artistica 1906, der Text mit Vorsicht zu genießen. Gute Bilder dort für alle noch weiter zu erwähnenden Denkmäler).

[25]) Dazu die grundlegende, ausgezeichnete Studie von Cecchielli in allen schon erwähnten Jahrgängen der Memor. stor. forogiuliesi, mit reichlichster Quellen- und Literaturangabe. Ferner meine Studie „Der

Es ist hier leider nicht der Platz, um alle jene Fragen um Wesenheit, Datierung des Baues und seiner großartigen Ausschmückung mit Stuck (der zu dem schönsten mittelalterlichen Stuck in ganz Europa gehört) und Freskomalereien in jener Genauigkeit zu erörtern, die sie unbedingt verdienen, und ich muß es hier mit Bedauern vermerken, daß sich noch kein deutscher Verlag fand, der für die Unterbringung einer solchen Schrift über den volkspolitisch so wichtigen Tempietto longobardo mehr als wie ein platonisches Interesse gezeigt hätte.

Der kleine Bau steht hoch über dem felsigen Ufer des Natisone und hat wegen seiner Schönheit und dem Dunkel seiner Herkunft seit jeher die Wissenschaftler beschäftigt. Er ist mit der Klosterkirche San Giovanni Battista e Evangelista baulich eng verbunden und war früher überhaupt ein Teil des Klosters. Dieses lag mitten im langobardischen Quartier (siehe vorhin) und zwar in nächster Nähe des Sitzes des Gastalden und damit auch jenes des Herzogs. Jenes Bethaus, der spätere Tempietto longobardo, den die Urkunden „in loco qui dicitur vallis" gelegen nennen, war, typisch langobardisch, dem Patriarchen von Aquileja nicht unterstellt. Das angeschlossene Frauenkloster wurde nun um 762 durch eine edle Frau (Herzogin?) Piltrudis gegründet und Benediktinerinnen übergeben. In dieser Zeit sind die Hauptteile des Baues errichtet worden. Die viereckige Apsis mit ihren drei längsgestellten Tonnengewölben ist aber wohl früher entstanden — ein Rest eines antiken oder antik-frühchristlichen Baues —, so verlockend es hier wäre, im Sinne kärntnerischer und westgotisch-spanischer rechteckiger Ostpartien der Kirchen von einem langobardischen Ostbau zu sprechen. Langobardisch ist jedoch das Langhaus, nur erfuhr es in weit späterer Zeit Veränderungen in den Fenstern und die ursprüngliche flache Holzdecke, von welcher Spuren von Trams an der Nordwand sichtbar sind, wurde durch ein Kreuzgewölbe ersetzt. Langobardisch sind ferner jene schönen Reliefplatten, die heute ganz unmotiviert zum sogenannten Sarkophag der Piltrudis zusammengestellt sind, langobardisch ist die ganze Anlage der Chorschranken mit Verwendung

Tempietto longobardo in Cividale" (Christliche Kunstblätter, Linz a. d. D. 1938) worin ich neue Datierungen vorschlage und eine gründliche Beschreibung des ganzen Baues versuche.

älterer Säulenkapitelle; ebenso gehört der Kunst dieses wackeren Volkes Einiges in der Leibung des Stuckbogens und im Gebälk der Tür im Westen an und ferner alle jenen vielen Reliefplatten, die heute im Vorraum, einem sehr beachtenswerten Lapidarium, aufbewahrt werden, und die zusammen mit dem Säulchen des Lesepultes im Innern eine Rekonstruktion der ganzen langobardischen Inneneinrichtung erlauben dürften. Doch das wichtigste langobardische und bisher ganz übersehene Denkmal im Innern sind jene bescheidenen ornamentalen Malereien auf der Ostseite des Chorbalkens, die zwischen achtzackigen Sternen, den Sinnbildern des achtgeteilten germanischen Jahres doppelte Mannrunen darstellen; das sind wohl die einzigen Runen in Italien, andere sind mir nicht bekannt, mit Ausnahme einiger runenartiger Ornamente der Normannen in Sizilien.

Die berühmte und überaus künstlerisch wertige Ausschmückung der Westwand mit Stuckornamenten und Stuckfiguren hat mit langobardischer Kunst unmittelbar nichts mehr zu tun. Der Weinlaubbogen ist ein byzantinisch-östliches Meisterwerk, entstanden um das Jahr 1000 auf dem Platze einer langobardischen Dekoration, von welcher noch das Flechtband der Leibung und das Achtergeflecht auf dem Türsturz vorhanden sind; die Umrahmung des Westfensters und die wunderbar schönen und menschlich ergreifenden Stuckfiguren oberhalb dieses Weinlaubbogens entstanden dann nach dem Erdbeben von 1222 mit sichtlich gewollter Benutzung älterer Teile und Beibehaltung ihres, im Grunde nach Westdeutschland weisenden herben Stiles.

Weitere bauliche Reste im Stile langobardischer Kunst sind bisher nicht bekannt geworden, es ist auch kaum anzunehmen, daß Cividale solche noch besitzt.

Das Baptisterium des Patriarchen Callixtus[26]), heute im Dom in der rückwärtigsten Seitenkapelle des rechten Seitenschiffes aufgestellt, steht an der Grenze zwischen Kleinarchitektur und reinem Schmuckwerk. Auf einem achteckigen Sockel

[26]) Abbildungen bei Fogolari a. a. O., Text bei Cecchielli a. a. O. Dazu A. Haseloff, Vorromanische Plastik in Italien (1930), der sich nie zur Anerkennung einer volkstümlichen langobardischen Bildnerei entschließen kann.

erhebt sich auf Säulen mit zierlichen Kapitellen, die ihre Herkunft aus der ravennatischen Kunst des 7. Jahrhunderts nicht verleugnen, eine reichgeschmückte rundbogige Architektur mit flachem Gebälk. Laut einer in klassischer Antiqua eingemeißelten Inschrift in Streifenform oberhalb der Archivolten ist Callixtus Patriarch von Aquileja, der Errichter des Baptisteriums, das wäre also nach 737 und vor 748. Nun sind auf dem heute nicht mehr im ursprünglichen Zustand befindlichen Sockel drei sehr merkwürdige Schmuckplatten eingesetzt, von denen eine die Inschrift trägt: Hoc tibi restituit Sigvald Baptesta Johannes. Sigwald, gleichfalls Patriarch von Aquileja, regierte von 762—776 und hat zweifellos Veränderungen an dem Werk seines zweiten Vorgängers vorgenommen. Während nun der ganze, reich mit sehr flachen Reliefs geschmückte Aufbau wohl einige der bekannten langobardischen Schmuckformen besitzt, weist doch die ganze technische Behandlung der damals beliebten Sinnbilder viel eher auf eine griechische, als auf eine germanische Hand. Besonders die Weinlaubranke auf dem Bogen mit dem Teil der Gebälkinschrift: Ema quod Callisti beati ornabi wirkt wie eine Vorstufe zum Weinlaubbogen über der Westtür im Innern des Tempietto longobardo.

Einer ganz anderen Stilauffassung gehören jedoch die beiden, aus dem ursprünglichen Verband gerissenen Platten des Sockels an, und besonders gilt dies für jene mit der Sigwalt-Inschrift. Das ist trotz ihrer technischen Überreife, begreiflich durch die späte Entstehung, dennoch reine langobardische Kunst, die sich bei der Sigwaltplatte in der formalen Durchführung jeder Einzelheit klar äußert. Typisch ist hier der Tierkopf des Marcus-Sinnbildes mit seiner nordischen Flächenfüllung[27]), wie solche noch in langobardischen Denkmälern des 9. Jahrhunderts in Rom anzutreffen ist[28]), und typisch ist auch der Menschenkopf

[27]) Ein Beispiel: Grabbeigaben aus Mayen in der Eifel, Tierköpfe aus Holz. (Abbild. 130—132 in W. Schultz, Altgermanische Kultur 1935.)

[28]) Die römischen Denkmäler dieser Art befinden sich in Santa Maria in Cosmedin (Vorhalle, I. Stock) und Santa Maria aventino (Reliquiar). Ihre und aller „langobardischen" Denkmäler aus Rom Veröffentlichung steht durch mich bevor. (Siehe meinen Aufsatz in „Germanien" August 1938).

des Matthäus-Sinnbildes; der Birnschädel, mit den in der Art eines nassen Taues strähnig herabhängenden Haaren ist für langobardische figurale Plastik auf das deutlichste charakteristisch.

Reine langobardische Kunst zeigt sich auch auf jenen Reliefs, die einst für die Kirche San Giovanni Evangelista, dem heutigen Dom, bestimmt gewesen sein sollen, und sich derzeit im sogenannten Pemmo-Altar eingebaut in St. Martin am linken Natisoneufer befinden[29]). Ratchis, der spätere König (744—749) stiftete diese vier ornamental und figural geschmückten Platten in Erinnerung an seinen Vater Pemmo. Nachdem Pemmo 738 als Herzog abgesetzt worden war und Ratchis in der Weiheinschrift noch nicht als König genannt wird, fällt der Tod des Herzogs Pemmo und damit die Stiftung des Altares in die Zeit zwischen 738 und 744. Sogar die ganz freizügig hingeschriebene Inschrift ist auf diesem außerordentlich wichtigen Werk nordisch, um so mehr dann die ornamentalen und besonders die figuralen Bestandteile. Diese, eine Majestas domini in griechisch angeregter Komposition, eine dann wieder ganz nordisch-persönlich empfundene Heimsuchung und eine ganz ähnlich gedachte Anbetungsszene zeigen überall neben dem harten Kampf bei der ornamentalen Umwertung naturalistischer Vorbilder, alle Eigenschaften des langobardischen Schmuckstiles und sind auch trachtengeschichtlich ungemein wertvoll. Denn sowohl die Drei Könige, als auch die Madonna tragen langobardische Kleidung. Abweichend von der Regel ist die ganz ungewöhnliche Verwendung von zwei- und vierstreifigen Flechtband[30]), während sonst das dreistreifige Flechtband auf allen langobardischen Denkmälern bis weit in das 9. Jahrhundert hinein herrschend ist. Für diese Eigentümlichkeit am Pemmoaltar kann natürlich nicht technisches Unvermögen, sondern viel eher eine gewisse überquellende Freude am Schmücken an und für sich noch am ehesten als Erklärung verwendet werden.

[29]) Abbild. Fogolari a. a. O. Kritik „Cecchielli a. a. O. Eine wichtige Lesart der Weiheinschrift bei Dartein, Etude sur l'architecture lombarde.

[30]) Eine solche Vermischung ist außerordentlich selten, mir ist nur noch ein Beispiel bekannt, eine späte Reliefplatte im langobardischen Stil im Museum zu Bregenz. Sonst sieht man im allgemeinen und mit Recht das zweistreifige Flechtband als eine Spätform an.

Alle weiteren Denkmäler langobardischer Kunst enthält das königliche Museum, das in dieser Beziehung eines der schönsten und wichtigsten Sammlungen ganz Italiens ist. Zeitlich am Beginn steht jener einfache Dachsarkophag[31]), der die Inschrift C(G?)ISVL(F?) trägt, und im Mai 1878 im Herz der heutigen Stadt, auf der Piazza Paolo Diacono gefunden wurde; er gilt, obwohl wiederholt kräftig angezweifelt, noch heute als die letzte Ruhestätte des ersten friulanischen Herzogs Gisulf. Der Beweis dafür rührt an recht stachlichte Probleme. Dem gleichen Herzog gehörig, wird auch ein schönes Brustkreuz, gefunden im erwähnten Sarkophag, zugeschrieben, das auf jeden Fall ein Hauptwerk langobardischer Goldschmiedekunst in Verbindung mit eingesetzten Edelsteinen ist, gleich, ob es um 730 oder um 620 entstanden ist; die schwer entwirrbaren, oft scheinbar rückläufigen Entwicklungslinien der langobardischen Kunst lassen beide Datierungen zu. Reife, aber noch immer volkhaft gebundene Spätformen ihrer Schmuckkunst zeigt das große silberne Vortragskreuz und das lange Nachwirken langobardischer Kunstauffassung jener elfenbeinerne große Buchdeckel, genannt La pace del duca Orso, dessen Inschrift sich kaum auf einen langobardischen Herzog dieses Namens, sondern auf einen fränkischen Nachfolger mit dem gleichen Namen bezieht; ein Cividaler Herzog Ursus (Orso) ist als Nachfolger Aistulfs um 750 anzunehmen, in diese Zeit ist der Buchdeckel mit seinen schon fast frühromanisch beweglichen Figuren nicht zu datieren. Ein fränkischer Herzog Ursus erscheint in den friulanischen Urkunden um 880 und jetzt könnte der elfenbeinerne Mittelteil bereits entstanden sein. Doch ist es möglich, daß als Rahmen eine ältere Arbeit verwendet wurde, da tatsächlich zwischen diesem und dem Kreuzigungsrelief in der Mitte ein stilistischer und zeitlicher Unterschied ist.

Das Museum enthält ferner außer einer großen Zahl von reliefierten Schmuckplatten aus dem Tempietto longobardo und anderen Kirchen in erster Linie die berühmte Sammlung von Grabfunden, wie Fibeln, Aufnähkreuze, Gewandspangen, Riemenzungen u. v. a. m. Alles dies beweist ein starkes volkhaftes

[31]) Cecchielli a. a. O. 1922.

und künstlerisch ergiebiges Leben in Cividale und in seinem näheren Umkreis.

II. VERONA.

Wie alle langobardischen Herzogstädte aus einer berühmten, großen und reichen antiken Stadt herausgewachsen und an einer strategisch und taktisch wichtigen Stelle gelegen[1]).

Verona hatte keinen unmittelbaren Grenzschutz durchzuführen, da dieser hier an der Nordfront durch das stark ausgebaute Trient erfolgte. Da aber die Trientinerstellung westwärts durch Judicarien und die Furche des Gardasees, östlich durch das Suganatal und durch einige von den Lessinischen Alpen gegen Süden herabziehende Täler umgangen werden konnte[2]), mußte ein Verteidigungssystem geschaffen werden, das solche Umgehungen auffing. Das geschah in erster Linie durch das mächtige Verona und seine, ungefähr einen Tagmarsch entfernten Flügelstellungen von Vicenza und Brescia. Wie deutlich die langobardischen Könige die Wichtigkeit dieser Stellungsgruppe erkannten, zeigt die Einsetzung eines Herzogs in jeder dieser drei Städte. Um nun sowohl mit Trient, als auch mit Brescia und Vicenza eine gesicherte Verbindung aufrechterhalten zu können, wurde der Zwischenraum reich mit Wachttürmen besetzt, die der Form der römischen Propugnaculi folgten; solche sind noch im hohen Mittelalter besonders in der Klause zwischen Peri und Ala nachzuweisen. Wenn davon noch heute Reste bestehen sollten, so sind sie aus späteren Verbauungen kaum mehr mit Sicherheit herauszulösen.

So ungewöhnlich reich in Cividale die langobardische Zeit in den quellenmäßigen Berichten und vor allem in den Denkmälern

---

[1]) Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme I (1934) S. 587, ferner E. Schaffran, Cividale und Verona, zwei langobardische Herzogstädte in der Zeitschrift „Germanien" (1938, Jännerheft). Die relativ geringere militärische Bedeutung Veronas unter den Römern erklärt sich aus der großen Entfernung von der Nordgrenze und der dadurch gegebenen sicheren Lage. Nach der Bildung germanischer Reiche in den Alpen erhält Verona auch eine steigende militärische Wichtigkeit und behielt diese bis zum Jahre 1918. Dann: Cartellieri, die römischen Alpenstraßen.

[2]) Siehe den Krieg gegen die Franken im Jahre 590, Paulus III/31.

der Kunst erscheint, so dürftig wirkt dagegen Verona. Die ganz wenigen bekannten Namen seiner Herzoge ergeben keine Reihe und sind schließlich auch recht wenig authentisch, die Archivalien nennen kein einziges wirklich von einem langobardischen Großen innerhalb der Stadt Verona errichtetes Baudenkmal und was heute an Architekturresten vorhanden ist, ist wohl langobardisch, doch gering an Zahl und vielfach aus dem ursprünglichen Verband gerissen. Nur die Kirche S. Tosca e Teuteria, sowie die erhaltene Vorhalle der Kirche Santa Maria matricolare sind zusammen mit der wuchtigen Westfront von S. Lorenzo Bauwerke aus langobardischer Zeit, aber nur S. Lorenzo ist auch ein solches von langobardischer Hand. Sogar die musealen Gegenstände sind auffallend gering an Zahl und künstlerischer Bedeutung. Die wichtigsten Nachrichten über den veronesischen Ducat beziehen sich auf Orte der Umgebung und dort befinden sich auch schöne und aussagekräftige Denkmäler der Bau- und Schmuckkunst. Sie müssen den Mangel in der Stadt ersetzen helfen.

Das Fehlen größerer langobardischer Bauwerke in der Stadt ist durch die schweren Erdbeben des 12. Jahrhunderts und durch die sehr große und radikal vorgehende Bautätigkeit der Romanik, Gotik und Renaissance zu erklären, denn Verona war bis weit in das 16. Jahrhundert eine Kunststadt ersten Ranges, Cividale lag in dieser Zeit schon längst in einem Dornröschenschlaf. . . .

Die Besetzung Veronas durch die Langobarden unter Alboin erfolgte im Frühjahr 569; der König versäumte jedoch damals auch Mantua in die Hand zu bekommen und so wurde diese Stadt in dem Kriege von 589/90, von Franken und Byzantinern gemeinsam gegen den jungen langobardischen Staat geführt, ein namentlich für Byzanz wichtiger Ausgangspunkt für Operationen gegen Verona. Erst nach Beendigung dieses Krieges wurde noch im Jahre 590 Mantua besetzt und dadurch erhielt Verona in der Richtung gegen das byzantinische Exarchat von Ravenna die notwendige Rückendeckung.

In Verona erfolgte der unselige Mord an König Alboin; Paulus Diaconus erzählt ausführlich darüber. Das geschah am blutigen 28. Juni 572, und das Ganze war eine widerliche Ehebruchsgeschichte, hinter welcher als treibende Kraft die Unzufrieden-

heit eines großen Teils der Langobarden mit der immer romfreundlicher werdenden Politik des Königs stand. Die unmittelbare Auslösung der Katastrophe erfolgte dadurch, daß Alboin seine Gattin Rosemunde zwang, aus jenem Becher zu trinken, der aus dem Schädel ihres im Kriege gegen die Langobarden gefallenen Vaters Kunimund gefertigt war[3]).

Die nächste geschichtlich bedeutendere Nachricht über Verona bezieht sich auf die Vermählung des Königs Authari mit der bayrischen Prinzessin Theudelinde auf dem „Sardisfeld oberhalb Veronas" am 15. Mai 589. Manche suchen dieses Sardisfeld in der Nähe der heute nicht mehr feststellbaren, jedenfalls in der Nähe von Ala gelegenen römischen Station Sarnis, welche auch in der Tabula peutingeriana eingezeichnet ist, andere bezeichnen das Kirchlein S. Pietro in bosco bei Ala (1 Stunde nördlich von Ala) als von Theudelinde zur Erinnerung an ihre hier vollzogene Hochzeit erbaut[4]). Dieser Platz liegt von Verona viel zu weit weg, um noch als „oberhalb von Verona" bezeichnet werden zu können. Außerdem ist das Tal dort schmal und war anfangs Mai von den Hochwässern der Etsch höchstwahrscheinlich zu stark überschwemmt, um einem so prunkvollen Hochzeitsfest genügenden Raum zu bieten. Ferner bläst in dieser Jahreszeit von den Alpen ein kalter Wind herab, der sich in der Klause von Ala zur Sturmstärke verdichtet. Also kein Platz, geeignet für die Freuden einer Hochzeit.

[3]) Über die Schädelbechersache besteht eine ausgiebige Literatur. Schmidt a. a. O. bezeichnet auf S. 583 u. 594 den doch klaren Bericht des Paulus (II/28) als eine Erfindung. Dazu die grundlegende Studie von Karl Krenn, Schädelbecher, in der Zeitschrift „Sudeta" (5. Jahrg. 1929) und Alois Schneider, Herkunft und Geschichte der pannonischen Langobarden (1926) S. 33 mit einigen Literaturangaben aus der nordischen Sage. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Verwendung solcher Schädelbecher den Germanen im allgemeinen fremd war, doch den Ostgermanen durch die Skythen vermittelt wurde. Von ihnen lernten auch die Langobarden diesen barbarischen Brauch kennen. Bei den Skythen ist er durch Herodot (IV/65) bezeugt. Von den Skythen gelangte diese Sitte auch zu den Hunnen und Avaren und weiter zu den Westgermanen, ohne bei diesen eine besonders krasse Form anzunehmen. Merkwürdigerweise ist die Verwendung des Schädelbechers bei den Goten nicht bekannt.

[4]) Über die Hochzeit: Paulus III/30. Über den Platz in der Nähe von Ala: K. Atz, Kunstgeschichte von Tirol und Vorarlberg (1909) S. 28 und 70.

Nun liegt ungefähr 18 km Luftlinie nordwestlich von Verona auf einer Rückfallkuppe des Monte Solane der weithin sichtbare Ort S. Giorgio di Valpolicella mit seiner berühmten Langobardenkirche aus der Zeit Königs Liutprand. Dieser Ort muß den Langobarden in Verona besonders wertvoll gewesen sein, vielleicht als Zuflucht bei übergroßer Sommerhitze unten im Tal. Dort liegt unterhalb, südlich des Hügels von S. Giorgio, in vollem Nordschutz eine fast ganz ebene Bucht und dort könnte am ehesten, wenn auch kein Ort- oder Riedname darauf mehr deutet, das Sardisfeld zu suchen sein. Auch sind in den Ortschaften San Floriano und S. Pietro in Cariano am Ostrand dieser Bucht noch einige langobardische Schmuckplatten und wenig bedeutende figurale Reliefs anzutreffen, beweisen also die dichte langobardische Besiedlung gerade dieser Gegend.

Tragisch, wenn auch geschichtlich ganz und gar nicht belegbar, endet die langobardische Geschichte von Verona. Als der letzte Langobardenkönig Desiderius von Karl d. Franken in Pavia eingeschlossen wurde, flüchtete sich sein heldenhafter Sohn Adelchis mit der Witwe und den Kindern Karlmanns, also mit seiner Schwägerin und seinen Neffen und Nichten, nach Verona, welches als die festeste Stadt der Langobarden galt[5]). Wenige Monate danach ist sie fränkisch und geht einem sehr bedeutenden Abschnitt ihrer mittelalterlich-deutschen Geschichte entgegen.

Unsere Kenntnis der frühmittelalterlichen Baugeschichte von Verona beruht auf zwei schriftlichen Quellen: Dem sogenannten Rhythmus Pipiniani (um 790)[6]) und der Inschrifttafel des Pacificus (gestorben 846)[7]) im Dom und auf einer bildlichen, dem unter dem Namen Iconographia Rateriana bekannten Plan von Verona aus der Zeit um 900[8]). Aus diesen Texten und dem Plan

[5]) Hartmann a. a. O. II/II S. 267 und dazu Anmerkung.

[6]) Monum. germ. hist. Poetae latin. I/119ff.

[7]) Monum. germ. hist. Poet. latin. II/655.

[8]) Eine gute Abbildung in G. Biadego, Verona (Serie Italia artistica, 1928) auf S. 128. Die wichtigste geschichtliche und kunstgeschichtliche Literatur über Verona, die auffallend reich und gut ist: Girolamo della corte: Dell' istorie della città di Verona (1594), Biancolini, Notizie delle chiese di Verona (1760), Maffei Scipio, Verona illustrata (1825), Persico G. B. Descrizione di Verona (1820), Moschini M. Osservazioni intorno agli antichi confini del territorio della provincia Veronese col Trentino (1860), Rossi G. M., Nuova guida di V. e provincia (1854), Simeoni L. Dr.

entnehmen wir eine große Stadt, reich an Baudenkmälern. Waren daran schon die Langobarden beteiligt, oder entstanden diese vielen kirchlichen und weltlichen Bauten erst in der karolingischen Zeit? Diese trennt sich von der langobardischen Epoche in erster Linie durch das Aufhören einer nordisch eingestellten Bau- und Schmuckkunst. Der fast international-antikisierende Sinn der karolingischen Weltanschauung ließ besonders im fremden Land Italien das volkhafte Element stark zurücktreten und bereitete dadurch jenen spätantiken Eigenschaften den Weg, die dann in der lombardischen Romanik eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollten. Nordisch ist in Italien unter den Karolingern höchstens der militärische Profanbau gewesen.

Nun müssen die vielen im Ritmo pipiniano und in der Inschrift des Pacificus erwähnten kirchlichen Bauten keineswegs unmittelbar vorher, also in spätlangobardischer oder karolingischer Zeit entstanden sein, denn es kann sich auch um ältere Anlagen handeln. Archivalisch gesichert als zur Zeit der langobardischen Könige errichtet, sind in Verona überhaupt nur zwei Gotteshäuser, nämlich die heutige Unterkirche von S. Fermo maggiore, um 775 oder 764[9]), anläßlich der Übertragung der Gebeine dieses Märtyrers aus Istrien erbaut, und Santa Tosca e Teuteria, geweiht durch Bischof Anno (Arn) von Verona im Jahre 751[10]).

Nun enthält die heutige Unterkirche von San Fermo magg. höchstens noch in der seltsamen Ostpartie eine Erinnerung an die Erbauung unter König Desiderius, und Santa Tosca könnte in seiner harten und starren, wenn auch von byzantinischen Denkmälern abgeleiteten Form einen nordischen Bauwillen ver-

---

Verona, Guida illustrata artistica della città e provincia (1909, mit guter Literatur), Simeoni L. Dr., La principia di Verona (1913, mit wertvollen Literaturangaben). Dazu das verstreute Material in den kunstgeschichtlichen Sammelwerken von Cattaneo, Rivoira, Toesca und Venturi. Bildermaterial in G. Biadego Verona (1928, Serie Italia artistica).

[9]) Simeoni a. a. O. S. 239, Biancolini a. a. O. S. I/321. Was in S. Fermo magg. heute als Krypta bezeichnet wird, ist der einstige Kirchenbau des 11./12. Jahrhunderts, der wegen Überschwemmungen aufgegeben und durch die heutige höher gelegene Kirche ersetzt werden mußte.

[10]) Simeoni a. a. O. S. 138, Venturi, Storia dell arte italiana II/164, Biancoli a. a. O. I/59, alle erwähnen die Weihe unter Bischof Anno 751 ohne kunstgeschichtliche Schlüsse daraus zu ziehen.

raten; da aber in dieser hochinteressanten Kirche jede schmükkende Einzelheit fehlt, die gerade bei den Langobarden so wichtig sind, so ist es auch hier schwer möglich von einem langobardischen Bau im Sinne ihrer Kunst zu sprechen[11]).

Die anderen Kirchen Veronas, die einwandfreie langobardische Bau- und Schmuckreste aufweisen, wie SS. Apostoli, S. Lorenzo, die Krypta von S. Procolo und einige Innenräume um den Kreuzgang von S. Zeno maggiore, kommen zusammen mit heute verschwundenen langobardischen Kirchen wohl ebenso im Ritmo wie beim Pacificus vor, sind aber wieder durch keine Archivalien als Bauten der langobardischen Zeit nachweisbar. Doch scheint die stilistische Belegung wichtiger als die archivalische zu sein.

S. Lorenzo besitzt in seiner typisch vorromanischen Westfront mit den zwei klobigen Rundtürmen daran mit ihrem stark verschiedenen Durchmesser (charakteristisch für sehr frühe Turmanlagen!) das bedeutendste germanisch-langobardische Baudenkmal Veronas. Diese Westfront ist scharf vom Langhaus der Kirche zu trennen. Nun pflegt man dieses entweder als einen vollkommenen Neubau nach dem Erdbeben von 1117 oder als einen solchen unter dem um 1110 gestorbenen Bischof Zuffetus anzusehen, auf welchen sich eine heute im Stiegenhaus des anstoßenden Pfarrhofes aufbewahrte Inschrifttafel aus Blei bezieht. Das Langhaus kann mit seinen Emporen und seiner vorgeschrittenen Wölbung kein Bau des 8. Jahrhunderts sein, wenn auch die Verwendung antiker Säulen und Kapitelle im rauhen Stil der Langobardenzeit wie hier in der romanischen Epoche nur sehr selten mehr vorkommt. Wenn man aber berücksichtigt, wie in Sta. Eufemia in Spoleto, also in einer baulich keineswegs sehr modern gesinnten Gegend, diese Kirche bereits um 1040 sicher ihre schönen Emporen besaß, so könnten diese in dem doch weit fortschrittlicheren Verona, hier in S. Lorenzo, doch auch schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts errichtet worden sein[12]). Jedenfalls erfuhr S. Lorenzo nach dem Jahre

[11]) Eine Abbildung bei meinem Aufsatz „Cividale und Verona, zwei langobardische Herzogstädte" in „Germanien", Jänner 1938. Sonst siehe meine „Kunstgeschichte d. L." a. a. O.

[12]) Im Ritmo und beim Pacifico erwähnt. Biancolini a. a. O. I/378, Simeoni a. a. O. S. 141 und die vielen Erwähnungen im modernen Schrift-

1000 einen Umbau. Ob damals schon oder, wie eher anzunehmen, erst später, die langobardische Inneneinrichtung verschwand, ist nicht mehr nachzuweisen. Diese Reste sind heute im südlichen Vorhof an der Wand des Pfarrgebäudes eingemauert und zeigen die sattsam bekannten langobardischen Ornamente Flechtband, Korbboden, laufende Krabbe, Tau u. a. Alles 8. Jahrhundert. Nun enthält die Sakramentsnische auf der Epistelseite des Hochaltares ornamentale Malereien, die, wenn man sie mit den geringen Resten solcher Malereien in der Krypta von Sesto al Reghena und in der Oberkirche San Salvatore in Brescia vergleicht, als langobardisch bezeichnet werden müssen. Da diese Sakramentsnische nicht von einem älteren Bau später hierher übertragen werden konnte, so ist durch sie die Ostpartie und die ganze Länge der Kirche als vor dem Jahre 1000 stammend gegeben.

Die Krypta wurde von den Langobarden stets in ungewöhnlich starker Weise bevorzugt; es gibt keine langobardische Stadt, in welcher nicht wenigstens eine Krypta aus dieser Zeit vorhanden wäre[12a]). Die Vorliebe dafür kann wissenschaftlich nicht begründet werden. Es scheint hier eine rein gefühlsmäßige Einstellung für das Geheimnisvolle vorgelegen zu sein. Nun ist es merkwürdig, daß, worauf in diesem Zusammenhang noch nie verwiesen wurde, gerade Cividale, diese an langobardischen Denkmälern so reiche Stadt, keine einzige Krypta besitzt. In Verona ist wenigstens eine, jene von S. Procolo, weniger dem ziemlich umgearbeiteten Bau nach, als durch einige hübsche Schmuckstücke den Langobarden zuzuteilen[13]). Hier wurden

---

tum, die alle den Bau ohne den Charakter der Westfront zu berücksichtigen und ohne Kenntnis der von mir zum erstenmal festgestellten Sakramentsnische in das 12. Jahrhundert setzen, was nur zum Teil richtig ist. P. O. Rave (Der Emporenbau 1924), kann sich auf S. 87ff., einzig die Emporen berücksichtigend, auch nicht für die Westfront einsetzen, sondern datiert den ganzen Bau sogar in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Man vergleiche dazu aber die bei S. Eufemia in Spoleto bereits für 1040 gesicherten Emporen.

[12a]) Dazu mein Aufsatz „Die Krypta bei den Langobarden" in der Zeitschrift „Das Bild" (Karlsruhe 1936) und „Die Historia langobardorum des Paulus Diaconus als kunstgeschichtliche Quelle in „Die Welt als Geschichte" (1936).

[13]) Eine Abb. bei meinem Aufsatz „Die Kunst und Kultur der Lango-

besonders im Gewölbe nach dem Erdbeben von 1117 Veränderungen vorgenommen, so daß ursprünglich nur der Grundriß und einige schöne Kapitelle mit typisch langobardischen Motiven, wie Flechtband, gereihten Ausnehmungen u. a. sind. Eine nähere Würdigung kann hier ebensowenig erfolgen, wie bei den Bau- und Schmuckresten in einigen Räumen des Kreuzganges von S. Zeno maggiore und bei den hochinteressanten, doch schwer beschädigten Freskenmalereien in den „Grotte di San Nazzaro"[14]), da eine solche Würdigung nur im Wege einer kunstwissenschaftlichen Behandlung möglich und mit Erfolg durchzuführen ist.

Unerörtert blieb bis jetzt die Frage, wo sich in Verona die Burg des Herzogs befand. Die vorerwähnte Iconografia Rateriana (um 900) und das kulturgeschichtlich noch viel zu wenig ausgenützte Velum classense (Museum Ravenna, um 840) kennen auf dem Platz des heutigen Castell vecchio keinen Befestigungsbau, wohl aber einen solchen auf dem Hügel von Castell San Pietro am linken Etschufer. Dort befand sich mindestens seit Dietrich von Bern das Castell so lange, bis es unter den Skaligern auf den Platz des Castell vecchio verlegt wurde. Große und gewaltsame militärische Bauten des hohen Mittelalters und der Neuzeit haben auf dem Hügel von S. Pietro die Spuren des gotischen und langobardischen Castells scheinbar ganz verwischt, und so lange dort oben nicht sehr kostspielige Grabungen einsetzen, muß der frühmittelalterliche Bau als verloren gelten. Wohl ist er auf dem schönen Veroneser Stadtsiegel von 1202[15]) in imposanter Form dargestellt, aber mehr als eine schematische

---

barden in Oberitalien" in „Germanien" (1936). Im Ritmo und beim Pacificus genannt. Ferner Biancolini a. a. O. I/1. Mothes a. a. O. S. 326 erwähnt vier verschiedene Säulen, die Krypta hat solcher sechs.

[14]) Stilkritik von Venturi a. a. O. II/262. Biancolini a. a. O. I/261 und Simeoni a. a. O. S. 319ff. Eine kritische Veröffentlichung meiner Fotos in meiner „Kunstgeschichte der Langobarden" a. a. O.

[15]) Eine Abbild. bei Biermann, Verona (Serie Berühmte Kunststätten, 1904 S. 10). Das Stadtsiegel zeigt als Bekrönung eines Berges einen Rundbau mit flacher Kuppel und zwei engangeschlossenen Rundtürmen (Form S. Lorenzo), daneben zwei breite vier oder vieleckige Türme mit Pyramidendach. Das Ganze ruht auf einer krenelierten Mauer, die zwischen gedrehten Säulen die Inschrift Verona und zu unterst rundbogige Blendarkaden besitzt.

Erinnerung an den damals sichtlich noch deutlich wahrnehmbaren Bau darf man darin doch nicht erkennen. Die Lage auf dem beherrschenden Hügel von S. Pietro läßt die Bemerkung Einhards, „Verona sei die festeste Stadt der Langobarden" begreiflich erscheinen.

Ob und was die langobardischen Herzöge dort oben gebaut haben, könnte erst dann erörtert werden, wenn die vorhin als sehr wünschenswert bezeichneten Grabungen ein brauchbares Ergebnis haben würden. Da aber sich alle zeitgenössischen Berichte und Archivalien über die langobardischen Herzöge von Verona, über ihren Sitz und über ihre Tätigkeit in ein sehr merkwürdiges Stillschweigen hüllen, wenn sie nicht überhaupt aus dieser Zeit fehlen, so ist es beinahe zu glauben, daß Verona hierin keine besondere Rolle gespielt habe.

Nun gehörte zum nächsten Bereich des Veroneser Ducats nicht nur der nördlich gelegene nächste Teil des Etschtales, sondern auch die große Landbucht zwischen Fluß und dem Südabfall der Lessinischen Alpen und ferner das ganze Ostufer des Gardasees. Mit Ausnahme des erwähnten Teiles des Etschtales, das auf langobardische Denkmäler noch nicht systematisch durchsucht wurde, konnten sonst überall langobardische Kunstarbeiten in erstaunlich großer Zahl und von auffallendem Wert festgestellt werden. Jedoch auch hier ist nicht in einem einzigen Falle die kulturfördernde Mitwirkung der dortigen Herzöge erwähnt, wenn auch diese Denkmäler in unmittelbarem Zusammenhang mit der Stadtgeschichte stehen.

Das wichtigste Werk ist die hochgelegene Kirche San Giorgio di Valpolicella[16]) nordwestlich von Verona, auf einer Rückfallkuppe der Lessinischen Alpen. Dieser Bau mit seinem berühmten Ciboriumaltar ist bereits derart oft und gründlich beschrieben und ausgewertet worden, daß es genügt, wenn über ihn zusammenfassend gesagt wird: Es handelt sich um eine drei-

[16]) Eine reich bebilderte Studie darüber von mir in „Das Bild" (Karlsruhe 1936) und erweitert in „Christliche Kunstblätter", Linz a. d. Don. 1937. Bei beiden Aufsätzen genügend Bilder und ein Grundriß. Haupt (Die älteste Baukunst) kennt den Bau nicht, die anderen Bearbeiter wie Cattaneo, Rivoira, Frankl und Venturi legen der Doppelchörigkeit keinen oder nur einen geringen Wert bei. Über die geschichtlichen Verhältnisse: Simeoni, La provincia di Verona a. a. O. S. 292 mit reicher Literatur.

schiffige, doppelchörige Basilika, die in ihren wesentlichen Teilen aus dem 8. Jahrhundert stammt. Ungewöhnlich ist hier für Italien die Form der Doppelchörigkeit, denn eine solche ist in Oberitalien heute nur mehr in San Pietro di Civate bei Bergamo nachweisbar, während diese Doppelchörigkeit am Mittelrhein und in Nordostfrankreich unter den Karolingern fast zur Regel wurde. Ungewöhnlich ist aber auch der regelmäßige Stützenwechsel, wenn hier nicht, was heute aber nicht mehr nachweisbar ist, in der Zeit der Erbauung der Ostpartie mit ihren drei in ungleicher Höhe stehenden Apsiden, also nach 1050, aus den Mauern der damals noch einschiffigen langobardischen Kirche durch Ausbrechen Arkaden in die neu dazugebauten Seitenschiffe entstanden sind. Doch sei auch hier auf die dreischiffige Kirche San Sabino bei Spoleto mit ihrem regelmäßigen Stützenwechsel schon deshalb verwiesen, da dort eine Veränderung nach dem Jahr 1000 nicht anzunehmen ist.

In der alten Ostapsis stand der heute für die jetzige Ostapsis wieder zusammengestellte berühmte Ciboriumaltar; er ist eines der bedeutendsten Stücke dieser von den Langobarden sichtlich gepflegten Altarbauform und trägt auf zwei Säulen eine paläographisch (Runenform!) und inhaltlich sehr wichtige lange Weiheinschrift. Aus ihr erfahren wir in seltener Deutlichkeit, daß dieses Ciborium unter der Herrschaft König Liutprands (712—744) von einem Bildhauer Ursus mit seinen Gehilfen Juventinus und Juvianus errichtet wurde, daß der Diakon Gondelme den Text verfaßte, Refol Gastalde (von Verona also wohl?) war, und Männer mit den Namen Vidalianus, Tancol, Vergondus, Teodal und Foscari dabei mitwirkten; welche Stellung diese fünf einnahmen, geht aus der Inschrift nicht deutlich hervor, Vidalianus und Tancol könnten Mitglieder eines Priesterkollegiums gewesen sein, da San Giorgio bald darauf als Kollegiatkirche erscheint. Die Erbauung dieser für damalige Verhältnisse nicht unbedeutenden Kirche und ihre Ausschmückung mit einem durch eine solche umfangreiche Inschrift ausgezeichneten Ciboriumaltar deutet zweifellos auf die Bevorzugung des glücklich gelegenen Platzes durch die Veroneser Langobarden.

Auf der Halbinsel Sirmione des Gardasees sind bereits im

7. Jahrhundert mehrere Kirchen und Klöster langobardischer Entstehung nachweisbar; der letzte langobardische Klosterbau erfolgte durch Ansa, die Gattin des Königs Desiderius, im Jahre 760[17]); dieses Kloster San Salvatore wurde dem Bischof von Verona unterstellt. Von diesen Kirchenbauten, denen sich auch ein Kastell anreihte, sind alle Spuren verschwunden, nur eine etwas herkömmlich gearbeitete Reliefplatte mit den üblichen Ornamenten hat sich in Sirmione in einer Durchfahrt eingemauert erhalten.

Cisano besitzt an der Westfront seiner heute unbedeutenden Kirche höchst wichtige, bisher unpublizierte ornamentale und figurale Reliefplatten aus bester Langobardenzeit und das nördlich davon gelegene Bardolino eine ebenso unbekannte spätlangobardische Krypta in der heute entweihten Kirche S. Severo[18]). Ihre Oberkirche ist eine frühestromanische Anlage mit drei gleichgelagerten halbrunden Apsiden; unter der mittleren, größten, liegt, heute halb Ruine, die Krypta. Acht Wandpfeiler mit langobardischen Ornamenten, wie Flechtband, Reihen von Sonnenrädern u. a. m. trugen einst, ähnlich dem Ostteil der Krypta San Salvatore in Brescia, eine flache Decke, denn mit Rücksicht auf den geringen Abstand zwischen den Kämpferkapitellen dieser Wandpfeiler und dem trotz Einsturz deutlich sichtbaren Boden der darüber gelegenen Apsis ist praktisch an eine Wölbung nicht zu denken. Die Krypta ist wenig älter wie die Oberkirche, kann also, trotz ihrer noch reinen langobardischen Schmuckformen, erst im 9. Jahrhundert entstanden sein. Näheres über diesen wichtigen Bau ist aus den ganz unzulänglichen Archivalien nicht zu entnehmen.

In der nächsten westlichen Umgebung Veronas interessant ist der kleine Ort Soave[19]) mit seinem hochgelegenen Castell. Im Namen erkennt man eine Erinnerung an jene Gruppe von Sveben, die als Gefolgsleute der Langobarden nach Italien kamen

[17]) Troya, Codice dipl. longob. Nr. 747 zu 4. Oktober 760, ferner Bethmann u. Holder-Egger, Langob. Regesten N.A. II S. 374.

[18]) Meine Fotos werden in meiner „Kunstgeschichte der Langobarden" veröffentlicht. Dazu Simeoni, La provincia etc. a. a. O. S. 332 und C. Cipolla S. Severo di Bardolino in Arte e storia (1903).

[19]) Simeoni, La provincia etc. a. a. O. S. 381 und der Gleiche: Gli antichi possessori del Castello di Soave (1899).

und dort gesondert, in eigenen vici siedelten; die Erinnerung an diese Sveben erhielt sich in Urkunden bis in das 10. Jahrhundert. Außerdem sei auf den Reichtum an langobardischen Ortsnamen in der Veroneser Umgebung verwiesen; die Endungen auf Engo, wie Pastrengo, Bussolengo, gelten heute mit Recht als langobardisch[20]).

III. ASTI.

Das Tal des Tanaro trennt das aus der piemontesischen Ebene castellartig emporragende Hügelland von Monferrato vom südlich benachbarten Genueser Appennin. Nördlich dieses Hügellandes verbindet eine große, kaum gegliederte Ebenenbucht das Flachland von Turin mit der weit größeren lombardischen Ebene. Es standen somit jedem von Westen her über die Alpen vordringenden Gegner, der als Ziel die Lombardei hatte, dorthin zwei Wege offen: Der breitere, zur Entfaltung größerer Truppenmassen günstigere über Ivrea-Vercelli und der durchschnittlich nur ungefähr 8 km breite Durchgang im Tanarotal über Asti in der Richtung auf Pavia. Der Einbruch in das westliche Oberitalien konnte nach Forcierung der Westalpenpässe erfolgen entweder über den Simplon in der Richtung Ortasee-Mailand, dann aus dem Rhonetal über den Großen St. Bernhard mit dem Ziel Aosta, Ivrea, Mailand, aus dem Flußssystem der Durance entweder über den Montcenis oder den Montgénèvre über Susa nach Turin, und schließlich von der Provence her über den Colle di Maddalena und den Colle di Tenda nach Cúneo und weiter über Asti auf Pavia.

Geschichtliche Bedeutung und militärische Wichtigkeit hatten nur die Pässe nördlich des Montgénèvre, diesen eingeschlossen, besessen und dies berücksichtigte auch das byzantinische Reich, als es den Simplon durch das Castell im Ortasee, den Gr. St. Bernhard durch die Befestigungen von Aosta und Ivrea, und den Montcenis und Montgénèvre durch die immer sehr stark ausgebauten Werke von Susa sperrte. Um aber bei einem Fall einer dieser Sperren dem Gegner noch einen weiteren Widerstand

[20]) Simeoni, La provincia etc. a. a. O. S. 289. Orte mit Engo-Endungen sind auch in der östlichen Lombardei vorhanden.

leisten zu können, wurden in Ivrea und Turin Auffangstellungen ausgebaut. Erst spät entschloß sich das byzantinische Reich auch das Tanarotal durch Aktivierung des römischen Castells von Asti zu schützen, woraus schon damals auf die operativ geringere Bedeutung dieser Linie geschlossen werden kann.

Die Langobarden hatten das byzantinische Sperrensystem schon deshalb ohne wesentliche Veränderung übernehmen können, da auch sie hier eine ausgesprochene Westfront — gegen das Frankenreich — hatten und die Langobarden allem Anschein nach überhaupt wenig Lust zur Schaffung eigener, den manchmal geänderten Verhältnissen angepaßten Befestigungen hatten, sie begnügten sich mit dem Vorhandenen und führten mehr Bewegungskrieg[1]). So behielten sie in Piemont die Sperren von Susa und Aosta bei, verstärkten sie immer erst knapp vor einem fränkischen Einbruch und besetzten außerdem die Insel im Ortasee, die Städte Ivrea, vielleicht auch Vercelli, dann Turin und schon zu Beginn ihrer Herrschaft auch Asti mit einem Herzog, der mit seinen militärischen Kräften hier den oft recht umfangreichen Grenzschutz durchzuführen hatte. Der Raum von Asti erschien ihnen wichtig, da sie nach Überschreiten der Seealpen selbst wiederholt Kriegszüge längs der Riviera bis in die Gegend der Rhonemündung unternahmen und Gleiches auch von einem Westgegner annahmen.

Die geringe Bedeutung Astis in der römischen Kaiserzeit ging unter den Goten noch mehr zurück, denn wenn auch Cassiodor von Asti als Civitas berichtet, so wird es doch wieder als die armseligste der an und für sich verelendeten Städte Liguriens genannt, wohin es seit den Römern administrativ gehörte. Aber auch Paulus Diaconus spricht bei seinen wenigen Erwähnungen

[1]) Man sieht das aus der Grabungsergebnissen in Kärnten, Friaul und der Schweiz ebenso, wie man aus dem vollkommenen Schweigen der Quellen nichts über einen langobardischen Befestigungsbau dauernden Wertes entnehmen kann. Flüchtige Feldbefestigungen entstanden natürlich oft, so besonders an der Westgrenze anläßlich der Frankenkriege. Auch die Torre della porta palatina in Turin, die lange Zeit als ein langobardischer Bau angesehen wurde, gilt heute im unteren Teil als römisch, im oberen als mittelalterlich, um das Jahr 1100. Aber das ist kein Endergebnis, denn man wird stutzig, wenn man den gleichfalls zwölfeckigen Turm der Abtei S. Severo e Martirio bei Orvieto ansieht, einer langob. Gründung auf einem Platz, wo nie ein Römerbau stand.

von Asti entweder von einer Civitas, womit er mehr das ganze Verwaltungsgebiet des dortigen Herzogs meint, und von einer civitatula[2]), was sich wohl auf den wenig guten Zustand der Stadt selbst bezieht. Wie in der byzantinischen Zeit die näheren Verhältnisse dort beschaffen waren, ist unklar, besetzt war Asti auf jeden Fall[3]).

Nach der Einnahme von Pavia im Jahre 572 scheinen die Langobarden auch Asti unterworfen zu haben, doch ist es nach einigen Bemerkungen bei Paulus möglich, daß die Stadt bereits vorher, gleich nach der Besitznahme von Mailand erobert wurde. Wann in Asti nun ein Herzog eingesetzt wurde, ist unbekannt. Die erste Erwähnung eines solchen erfolgt im Mai 589, als König Authari seinen Schwager Gundoald, den Bruder der Theudelinde, zum Herzog von Asti machte[4]). Es ist aber kaum anzunehmen, daß der kluge König ein neu gegründetes Herzogtum sofort mit einem Volksfremden, das der Bayer doch war, besetzt hätte, oder er bewertete Asti so gering, um den Herzogsposten nur als eine Art Ehrenstelle zu vergeben. Dieser Gundoald bleibt nun bis zum Zusammenbruch der einzige Herzog von Asti, der gesichert dem Namen nach bekannt wurde, sonst hüllt sich auch hier, gleich Verona, die Geschichte der Stadt-Herzöge in Dunkel. Die erste Erwähnung der „curtis ducati" in Asti erfolgt überhaupt erst in einem Dekret vom 1. August 880, aus welchem aber auch das Bestehen des „Mallus publicus", also der Gepflogen-

[2]) Niccola Gabiani, Asti nei principali suoi ricordi storici (1927) S. 223 u. 250 mit einer richtigen Kritik der Begriffe Civitas und Civitatula (Civitatucula). Das Werk Gavianis ist die einzige moderne Geschichte Astis, fleißig, doch wenig selbständig gearbeitet. Ohne Bedenken und ohne persönliche Kritik werden andere, ältere Autoren ausgenutzt, wogegen die moderne, nur sehr verstreute Literatur über Asti (hauptsächlich in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Turin und im Archivio storico lombardo) nicht benutzt erscheint.

[3]) Darauf deuten mehrere Erwähnungen bei Jordanes (Geschichte der Goten) und Prokopius von Cäsarea (De bellum gothorum). Dazu Gabiani a. a. O. an vielen Stellen im 4., 5. und 6. Buch.

[4]) Die Origo nennt deutlich den Gundoald, Bruder der Königin Theudelinde, der von seinem Schwager, dem König Authari, zum Herzog der Stadt Asta bestellt wurde. Das geschah anläßlich der Hochzeit auf dem Sardisfeld. Paulus erwähnt in III/30 wohl den Gundoald als Begleiter seiner Schwester, verschweigt jedoch dessen Erhebung zum Herzog von Asti, wie denn Paulus überhaupt über die Verhältnisse in Asti nichts beibringt.

heit die Richter zu ernennen, hervorgeht, ein Hinweis auf eine vorkarlingische, wohl langobardische Sitte[5]). Während nun die Urkunden des öfteren vom Palatium des Königs in Pavia und vom herzoglichen Palatium in Turin sprechen, kommt Asti auch in dieser Beziehung kurz weg, da eines herzoglichen Palastes nicht mit einem Wort gedacht wird. Um 612 wurde dann Gundoald, der erste Herzog, durch den Pfeilschuß eines nicht genannten Mörders und aus einem unbekannten Grunde getötet. Ein Jahr vorher stiftete der fromme Herzog, denn er war ein Bayer, das Benediktinerinnenkloster St. Anna. Es lag im Südosten der Stadt in dem heute San Rocco genannten Vorort und mußte dann 1878 der Karl-Albert-Kaserne weichen[6]).

In der Zeit des ersten Herzogs und noch lange nachher wurde Asti zu Ligurien gerechnet und sogar noch im frühen 12. Jahrhundert, als der Zusammenschluß der lombardischen und ostpiemontesischen Städte bereits begann, wurde Asti nach wie vor zu Ligurien eingeteilt. Die Grenze des langobardischen Reiches in Oberitalien war überhaupt gegen Südwesten ganz fließend und ist auch an der Küste der Riviera di ponente nie deutlich gewesen. Daraus mag man die geringe Gefährdung dieses Grenzabschnittes und die dadurch bedingte relative Bedeutungslosigkeit Astis erkennen, sein Herzog hatte wenig zu sagen, und, vermutlich mit einem nur kleinen Landgebiet ausgestattet, fehlte ihm eine besondere Macht, denn er erscheint weder als ein besonderer Parteigänger des Königs, als auch nie in der großen Reihe der aufrührerischen Herzöge. Im Entscheidungskampf des Königs Desiderius gegen Karl d. Gr. blieb Asti, das eine wichtige Rolle hätte spielen können, abseits liegen, da mit Rücksicht auf die Flußübergänge Karl den Marsch von Turin über Vercelli, Mortara auf Pavia der schwierigeren Stoßrichtung über Moncalieri, Asti vorzog[7]).

---

[5]) Gabiani a. a. O. S. 231 mit Quellen und Literatur.

[6]) Gabiani a. a. O. S. 233. Reste des Klosters scheinen nicht mehr zu bestehen.

[7]) Hartmann a. a. O. II/II in Kapitel 6, wo der Endkampf zwischen Langobarden und Franken eingehend geschildert ist. Ferner „Aus dem Leben der heiligen Amelius und Amicus" (in Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit, 7. u. 8. Jahrh. S. 192), wo eine Schlacht bei Mortaria erwähnt wird, heute Mortara, das wegen seiner Lage nordwestlich von

Wenn gerade vorher von einer geringen militärischen Bedeutung von Asti gesprochen wurde, so gilt dies auch für jene berühmte Schlacht von 665, die die Langobarden den Franken bei Rivus francorum, heute Refrancore, lieferten. Von Pertarit, dem verjagten Kronprätendenten gerufen, fielen die Franken unter Clotarich III. diesmal aus der Provence her, auf in den Einzelheiten leider unklaren Gebirgswegen im Talbecken von Cúneo ein, und ohne von dem flankierend gelegenen Herzog von Turin gestört zu werden, gelangte das fränkische Heer bis ungefähr 15 km östlich von Asti. Da traf es auf das rasch entgegengezogene langobardische Heer des Königs Grimoald und in diesem typischen Begegnungsgefecht blieb nach Anwendung einer Kriegslist der Langobarde in einer sehr blutigen Schlacht Sieger. Asti hat hiebei keine Rolle gespielt, es bildete für keinen der Streitteile einen Rückhalt oder einen Stützpunkt, die Schlacht fand zufällig, den Marschgeschwindigkeiten der beiden Heere entsprechend, in der Nähe dieser Stadt statt[8]).

Gering und eigentlich auch bedeutungslos sind die geschichtlichen Angaben über den astensischen Dukat. Ungewiß sind ferner die bei Gabiani zusammengetragenen Nachrichten über die Ausbreitung dieses Herzogtums[9]). Sie würden erst dann an Wert gewinnen, besäßen wir über die administrative Einteilung der Cottischen Alpen eine bessere Vorstellung. Und wenn der gleiche Verfasser von „Asti un centro politico" spricht, so ist dies ein schöner, aber wissenschaftlich nicht belegter Lokalpatriotismus. Nur in einem mögen wir ihm zustimmen, daß in ganz Südpiemont Asti der einzige wichtigere Ort war, da die römischen Städte Acqui, Alba und Cúneo längst bedeutungslos geworden waren. Ebenso phantasievoll ist Gabianis Bemerkung, König Aripert I., der Nachfolger Rodualds und Sohn des ersten

---

Pavia auf die Marschrichtung der Franken von Turin nördlich des Hügellandes von Monferrato weist.

[8]) Ein genauer Bericht bei Paulus V/5. Die Jahreszahl schwankt zwischen 663 (Abel in seiner Übersetzung des Paulus) und Gabiani a. a. O. S. 249 auf 665, dort eine richtige Begründung der späteren Datierung.

[9]) Gabiani a. a. O. X, 251ff. G. benutzt hier die recht bedenklichen Angaben der Chronik des Fredegar, der besonders dort wenig zu brauchen ist, wo er sich nicht auf Autopsie stützen kann, und das war bei den langobardischen Besitzverhältnissen nicht der Fall.

Herzogs von Asti, Gundoald, sei vor seiner Wahl zum König Herzog von Asti gewesen[10]). Die in den meisten Herzogtümern übliche Erblichkeit der Würde auch hier vorausgesetzt, hätte Aripert ja tatsächlich seinem schon lange verstorbenen Vater als Herzog folgen können, aber keine Quelle, auch keine der spärlichen lokalen, berichtet davon. Paulus bezeichnet Aripert bei seiner Thronbesteigung kurz als Sohn des Gundoalds[11]). Aber auch Pertarit war ebensowenig wie sein Bruder Godipert, beide Söhne Ariperts, je Herzog von Asti, denn Paulus läßt Pertarit deutlich und mehrmals in Mailand residieren[12]) (ob als Herzog?) und Godipert verbringt seine kurze Regierungszeit als König natürlich in der Königsstadt Pavia und wird dort im Winter 661/62 von Grimoald ermordet[13]). Ebenso frei erfunden ist die Übertragung des Ducats an jenen Kuninkpert, der 679 von seinem Vater Pertarit zum Mitregenten angenommen wurde[14]). In Verona fehlen uns fast alle Herzognamen, weil die Archivalien aus dieser Zeit überhaupt nicht mehr vorhanden sind; in Asti bestehen sie, wenn auch nicht sehr zahlreich, doch nennen sie keine Herzöge. Da nun gerade im 7. Jahrhundert mehrere Könige aus der Familie des Gundoald, des ersten Herzogs, stammen, wäre es nicht unwahrscheinlich, daß sie schon wegen der Nähe Astis zu Pavia mit ihrer Königswürde auch die herzogliche behielten und ihren Ducat administrieren ließen, wieder ein indirekter Beweis für die geringe Wichtigkeit jenes Herzogtums. Ebenso unhaltbar sind die von Gabiani genannten letzten langobardischen Herzöge von Asti Ansulf und Aliprant[15]).

Wenn schon die zeitgenössischen Quellen uns die Namen der

---

[10]) Weder Paulus noch die anderen Quellen erwähnen diese Herzöge.

[11]) Paulus IV/48 zum Jahr 653.

[12]) Paulus IV/52 „Godipert nahm seinen Herrschersitz zu Ticinus, Pertari aber in der Stadt Mailand."

[13]) Paulus IV/52.

[14]) Paulus IV/35. „Nachdem nun Pertari neun Jahre lang allein regiert hatte, gesellte er sich im achten Jahr seinen Sohn Kuninkpert als Mitherrscher bei."

[15]) Über diese und die früheren ganz ungewissen Herzöge von Asti: Gabiani a. a. O. S. 262ff., der dort auch eine kühne Chronologie der Herzöge seiner Stadt aufstellt, ohne auch nur den Versuch zu machen, seine Angaben zu belegen. Auch aus Fredegars Chronik stammen sie nicht.

Astenser Herzöge verschweigen, so sollte man meinen, sie brächten wenigstens Nachrichten über ihre kulturelle Tätigkeit und solche, brauchbar für die Baugeschichte der im 7. und 8. Jahrhundert in Asti errichteten Kirchen und Klöster. Aber auch hierin die gleiche, peinliche Lücke wie in Verona.

Es fehlte, wie schon erwähnt, in Asti ein herzogliches Palatium, damit auch der Sitz des königlichen Gastalden. Das bedingt ferner, wegen des Mangels eines Hofstaates die Ausbildung eines eigenen langobardischen Quartieres, wie ein solches in Cividale so deutlich nachzuweisen war. Daß aber trotzdem in Asti unter den Langobarden Einiges in ihrer typischen Kunst gebaut und geschmückt wurde, ist durch den stilgeschichtlichen Befund der in Betracht kommenden Denkmäler einwandfrei nachzuweisen.

Die römische Stadtmauer bestand ohne Veränderung bis in das 13. Jahrhundert, die Langobarden nahmen auch hier keine Vergrößerung der Stadt vor, begreiflich bei der geringen Kopfzahl dieses Volkes und dem Fehlen einer größeren, durch Handel und Gewerbe begünstigten Zuwanderung fremder Elemente. Jede langobardische Herzogstadt zeigt dieses wenig günstig anmutende Bild der wirtschaftlichen und räumlichen Erstarrung.

Im nordöstlichen und zugleich höchsten Teil des von der antiken Stadtmauer umgebenen verbauten Gebietes lag das römische, dann gotische und schließlich mittelalterliche Kastell, von dem noch kunstgeschichtlich nicht durchforschte Spuren vorhanden sind. Von den stilistisch aus der langobardischen Zeit stammenden Kirchenbauten liegt der Dom mit der Krypta von San Giovanni im Nordwesten innerhalb der Mauern, die Krypta von San Secondo hingegen derart in ihrem südöstlichen Zug, daß die Apsis außerhalb der Mauer zu liegen kommt.

Als ein noch zur Zeit der Theudelinde errichteter Bau gilt nach der nicht belegbaren astensischen Tradition das Kloster der Benediktiner von Vallombrosa; es lag bei der Einmündung des Maneratales in das weitere Stadtgebiet und ist heute angeblich vollkommen verschwunden[16]).

[16]) Gabiani a. a. O. S. 271. Die dort angegebenen Reste der Umfassungsmauer des Klosters konnte ich trotz wiederholter Bemühungen nicht auffinden.

Vorhanden ist die Krypta von San Secondo, aber es fehlen hier wieder brauchbare geschichtliche Unterlagen. San Secondo, der Stadtheilige von Asti, wurde 119 oder 120 martirisiert. Über seiner Opferstätte erhob sich bald ein kleines, wahrscheinlich unterirdisches Heiligtum. Aus diesem entstand im 4. Jahrhundert die Vorläuferin der heutigen Krypta, die nach der ganzen Herbheit der Anlage und dem frühen Stil der Kapitelle noch als ein langobardisches Bauwerk des 7. Jahrhunderts angesehen werden muß[17]). Es besteht aus einem dreischiffigen, barockisierten Langhaus, wobei die ursprünglichen Säulen mit noch andeutungsweise erkennbaren Trichterkapitellen pfeilerartig ummauert wurden, und einem um drei Stufen tiefer gelegenen Altarraum, der im Osten in der üblichen Art halbkreisförmig endet. In diesem Altarraum stehen vier Säulen, die heute durch eine jüngere Mauer zu einem Altareinbau verbunden erscheinen; von diesen vier Säulen ziehen sich sehr frühe rundbogige, gegratete, doch gurtenlose Kreuzgewölbe zu vier schmucklosen, ebenso sehr frühen Wandpfeiler der halbkreisförmigen Außenmauer. Da diese Kreuzgewölbe mit den Säulen gleichzeitig sind, entfällt jede Vermutung, sie (die Säulen) seien Reste eines Ciboriumaltares. Tatsächlich gehören Säulen und Gewölbe einer sehr altertümlichen Anlage an, die als Überbau über dem Sarkophag des Heiligen in Form einer Confessio diente. Dadurch entsteht hier irrig der Eindruck einer Umlaufkrypta. Hochinteressant ist ferner die Verzierung dreier Kapitelle jener „Confessio". Es sind hier ganz strenge konzentrische Kurvaturen und Linien bei vollkommener Ignorierung der gegebenen Kapitellform in den Stein eingeritzt; es stellt dies eines der frühesten und deutlichsten Denkmäler der Nordkunst auf italienischem Boden dar, bevor

[17]) Eine genaue, aber kunstgeschichtlich wenig exakte Beschreibung bei Gabiani a. a. O. S. 272ff., der dort auch Grundriß und Schnitte beibringt. Weit besser ist die Behandlung der Krypten in Asti in dem sehr guten, doch wenig bekannten Werk des Bevilaqua-Lazise, Architettura prelombarda (1920) S. 17, dazu die wichtigen Ergänzungen durch C. Cecchielli in seiner fundamentalen Studie: Arte barbarica cividalese, hier in Memorie storiche forogiuliesi, 1923 S. 160f. Eine Abbildung eines der Kapitelle bei meinem kleinen Aufsatz „Die Krypta bei den Langobarden" in der Zeitschrift „Das Bild" (Karlsruhe 1936). Eine ausführliche Behandlung der drei Krypten in Asti in meiner „Kunstgeschichte der Langobarden", a. a. O.

durch den Einfluß der west- und oströmischen Kunst neue, immer noch nationale Formen entstanden.

Die dem Täufer geweihte Krypta unter dem heutigen Dom[18]) entstand ihren ausgereifteren Formen nach erst im 8. Jahrhundert und dürfte, bevor sie Krypta wurde, eine kleine Basilika mit Taufbefugnis gewesen sein. Erhalten haben sich aus der Erbauungszeit nur Teile der Mauern und der gut gelösten Kreuzgewölbe, wogegen die Säulenkapitelle derart überarbeitet sind, daß sie keine stilistische Bestimmung mehr gestatten; im wesentlichen sind sie langobardisch; überhaupt wurde die ganze Anlage später bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Die dritte Krypta, jene von S. Anastasio, liegt heute im Keller der Staatsgewerbeschule[19]); sie besteht aus einem hochromanischen Hauptteil und einem tiefer gelegenen Rest, nahe dem Eingang, auf welchen Rest sich ein Dokument im Archiv des Domkapitels zu Asti aus dem Jahre 792 beziehen dürfte. Es spricht von einem „Kleriker Augustinus, der zusammen mit dem königlichen (karlingischen) Gastalden Sonderulf die Kirche von S. Anastasio schön veränderte". Es handelt sich also um einen Bau aus der karlingischen Zeit, doch tragen die Kapitelle des älteren Teiles noch genügende Züge langobardischen Kunstwillens, um daraus das lange Nachleben desselben zu erkennen. Seltsam ist in dieser Krypta die unregelmäßige Führung der Außenmauern.

Diese drei Krypten in Asti, besonders jene von S. Secondo und S. Giovanni, gehören zu den wichtigsten und am besten erhaltenen Baudenkmälern aus früher und späterer langobardischer Zeit. Eine gründliche Untersuchung mit Zuhilfenahme von Grabungen steht leider auch hier noch aus.

Auf der Höhe des Castellhügels wurde im Jahre 680 eine dem Lieblingsheiligen der Langobarden, dem Hl. Michael geweihte

[18]) Dazu Gabiani S. 282f. mit Grundriß und Ansicht zweier Kapitelle, ferner Bevilaqua-Lazise a. a. O. S. 18 und dazu C. Cecchielli a. a. O. S. 161.

[19]) Die gleiche Literatur wie vorhin in der Anmerkung zum Dom erwähnt. Die Krypta von S. Anastasio ist ein heute schwer deutbarer Bau, da die späteren Veränderungen allzuviel verwischten. Hier dürfen die Kreuzgewölbe nicht zu einer späten Datierung veranlassen! Solche sind im 8. Jahrhundert ohne weiteres möglich.

Kirche gebaut[20]), ein Benediktinerkloster wurde angeschlossen. Die Anlage wurde 931 durch die Sarazenen zerstört, in unbekannter Form wiederhergestellt und gelangte um 1500 in den Besitz der lateranensischen Kanonikerinnen, die hier einen Neubau aufführten, der unter dem Zunamen „La grande Annunziata" bekannt wurde. Nähere Untersuchungen fehlen hier ebenso, wie bei der 741 errichteten Kirche des Hl. Antonius Abt[20a]), aus welcher im 16. Jahrhundert die Neubauten des Dominikanerordens hervorgingen. Der großartige Rundbau von S. Pietro in Conzavia hat weder mit langobardischer, noch mit nachlangobardischer Kunst mehr etwas zu tun, er gehört der damals noch stark nordisch gedachten lombardischen Frühromanik des 11. Jahrhunderts an. Heute als Museum benutzt, enthält er unter anderen ein recht frühes langobardisches Kapitell mit rahmenden dreistreifigen Flechtband. Auch das Weihwasserbecken im Dom mit den fratzenartigen Köpfen mit eingeritzter Innenzeichnung kann noch gut für langobardische Kunst in Anspruch genommen werden.

Das kunstgeschichtliche Ergebnis ist somit in Asti weitaus reicher wie das geschichtliche oder kulturgeschichtliche.

IV. SPOLETO.

Wie schon zu Beginn dieser Studie erwähnt, griffen die Langobarden bereits lang vor 580 mit Heeresteilen über den Appennin nach Süden vor mit dem deutlichen Marschziel Rom. Die Besetzung Mittelitaliens scheint bereits als Absicht in den Plänen Alboins vorhanden gewesen zu sein, denn die Art und Weise, wie er die Besetzung Oberitaliens durchführt, indem er sich zuerst durch die Belagerung Pavias den notwendigen Flankenschutz gegen das fränkische Reich schafft und dann sofort die

[20]) Gabiani a. a. O. S. 277. Daß der Hl. Michael der Lieblingsheilige der Langobarden war, geht aus der Weihe vieler von ihnen errichteter Kirchen hervor. Auch dürfte Michael ein Hauptheiliger des arianischen Kults gewesen sein.

[20a]) Gabiani a. a. O. S. 278. Da der gelehrte Autor sowohl bei S. Michael auf dem Kastellberg, als auch bei St. Antonius Abt einer Auswertung der heutigen Bauten auf Reste aus der Gründungszeit aus dem Wege geht, dürfte hier entweder nichts vorhanden sein oder die Reste sind schwer deutbar.

Städte längs der Via Aemilia und Flaminia besetzen läßt um für den ersten Stoß über den parmesischen Appennin nach Tuscien und weiter schon bis Rom einen Rückhalt zu finden, das ist nicht sinnloses Herummarschieren und Beutemachen um jeden Preis, sondern getragen von einem wenigstens im großen Rahmen festgelegten Plan.

Nun steht das Jahr der Besetzung Umbriens und damit jenes der Errichtung des Herzogtums von Spoleto nicht fest, die Meinungen schwanken zwischen einer Besetzung noch unter Alboin, und einer am Ende der Herzogregierung[1]). Wahrscheinlicher erscheint die erste Annahme; denn aus den gregorianischen Regesten wissen wir, daß Zotto, der erste Herzog von Benevent, um 592 bereits verstorben war und aus Paulus, daß er zwanzig Jahre lang regierte[2]). Demnach müßte das Herzogtum Benevent schon 572 gegründet worden sein, und jenes von Spoleto knapp vorher. Übrigens spricht sich auch der doch ziemlich gewissenhafte Paulus ganz klar über die Zeit der Einnahme Mittelitaliens aus, wenn er über die Besetzung von ganz Tuscien mit Ausnahme von Rom noch während der Belagerung von Pavia (569—572) berichtet und weiter die Umgebung Roms unter Papst Benedikt I. (574—578) verheeren läßt[3]). Gregor d. Gr. läßt schließlich den ersten Herzog von Spoleto, Faroald, bereits ab 569 regieren, eine erstaunlich frühe Zeit, wenn man bedenkt, daß im Herbst dieses Jahres die Besetzung des westlichen Oberitaliens noch immer

---

[1]) Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme I S. 591 vertritt die frühe Datierung, L. Hartmann, Geschichte Italiens im Mittelalter II/I S. 44 die späte Datierung. Hartmanns Bemerkung, Alboin hätte sich auf die Besetzung Oberitaliens beschränkt, entbehrt der Begründung, er setzt sich außerdem mit den klaren Angaben des Paulus (siehe später) in Widerspruch.

[2]) Paulus Diaconus, Histor. langob. III/33. Danach müßte Benevent noch unter den letzten Regierungsmonaten des Königs Alboin besetzt worden sein.

[3]) Paulus a. a. O. III/26. „Unterdessen (während der Belagerung von Pavia) nahm der König Alboin von ganz Tuscien, mit Ausnahme von Rom ... Besitz." Hartmann a. a. O. II/I S. 51 meint, daß, wenn man Paulus richtig verstehe, die Langobarden unter Alboin den Appennin noch nicht überschritten hätten." Nun sagt dieser doch deutlich: Ganz Tuscia. Der größere Teil dieser Provinz lag jedoch südlich des Appennin, und was hätte denn dann auch die Bemerkung „mit Ausnahme von Rom" für einen Sinn, wenn der König nur in der Poebene geblieben wäre?

erst im Gang war. Jedenfalls war Spoleto bereits vor 572 in der Hand der Langobarden und dieses frühe und sichtlich auch beinahe kampflose Erreichen Mittelitaliens erklärt sich nur aus dem schmählichen Verhalten der römischen Feldtruppen und Besatzungen, die in den meisten Fällen widerstandslos das Feld räumten und sich rasch nach Ravenna zurückzogen, welches damals unter dem Eindruck der Ereignisse vom Präfekten Italiens, Longinus, verstärkt wurde[4]). Erst weit später gelang es den Römern, gestützt auf das verläßliche Perugia, zwischen dem Ducat von Spoleto und den Herzögen im Arnotal einen schmalen Landriegel als Sperre vorzulegen; da aber dieser gegen Westen immer dünner und schlechter geschützter wurde, gelang den Verbindung mit ihren südlichen Besitzungen suchenden Königen fast immer ein rascher und kampfloser Durchmarsch.

Die Art der Errichtung der beiden großen mittelitalienischen Herzogtümer von Spoleto und Benevent weicht erheblich von dem in solchen Fällen üblichen Vorgang in Norditalien ab. Dort geschah dies im Verlauf einer planmäßigen Landbesetzung auf Dauer über Befehl des Königs, und die neuen Herzogstädte waren zuerst nicht viel mehr als verstärkte Orte der Etappe. Anders südlich des Appennin; hier konnte die erobernde Feldarmee keine gänzliche Landnahme durchführen und daher auch nicht auf der römischen Territorialeinteilung fußen, sondern der Anführer der hier z. B. Spoleto besetzte, war sowohl der Kommandant eines operierenden Feldheeres, als auch des besetzten Gebietes und kein vom König ernannter Befehlshaber einer bald hinter dem weitermarschierenden Heer zurückbleibenden Garnisonsstadt[5]). In dieser im Süden zweifellos größeren militärischen Bedeutung der zur Stadtbesetzung schreitenden und vom König nicht unmittelbar beaufsichtigten Befehlshaber lag auch der Grund für ihre sich rasch zeigende Selbständigkeit, denn maßgebend für sie war ihre eigene Kraft, da der Schutz bietende

[4]) Hartmann a. a. O. II/I S. 45; Byzanz führte den Kampf hauptsächlich mit Geld und so mancher Herzog (z. B. Droctulf, Herzog einer unbekannten Stadt, der sich als Aufrührer nach Brescia flüchtete, somit mit dem dortigen Herzog gemeinsame Sache gemacht haben mußte) unterlag den Lockungen des Goldes.

[5]) Hartmann a. a. O. II/I S. 45, der seine sicher ansprechende Ansicht nicht quellenmäßig belegt.

König weit weg war, und aus dieser Kraft heraus grenzten sie ihr eigenes Gebiet so weit ab, als es die Verhältnisse zuließen. Ist in Oberitalien aus den schon mehrmals erwähnten Gründen eine gewisse Tradition in der Verwaltungsform zu bemerken, so wurden in Mittel- und Süditalien vollkommen neue Verhältnisse geschaffen.

Mittelitalien, also das heutige Toscana, Umbrien und der Nordteil von Latium, war um 590 in einem sehr ungeklärten Zustand. Teile des Landes waren langobardisch besetzt, andere von den Römern oder hatten überhaupt keinen Herren. Besonders schwankend sind die Besitzverhältnisse längs der Küstenstraße, der Via Aurelia und der westlichsten Innenlandstraße, der Via Cassia. Wenn in Populonia und Siena und in dem der Via Cassia benachbarten Chiusi Herzöge eingesetzt gewesen sein sollten[5a]), was übrigens mehr wie unwahrscheinlich ist, so waren sie ganz unbedeutende Herren und auch die Wahl ihrer Sitze erscheint höchst seltsam, wenn man berücksichtigt, daß die weit günstiger gelegenen Städte Orvieto (?) und Viterbo keinen Herzog erhielten. Ein größerer und zugleich sehr bedeutender langobardischer Besitz hatte sich nur um Spoleto herausgebildet, was sowohl der Tüchtigkeit der ersten Herzöge, als auch den gegebenen Verhältnissen zuzuschreiben ist[6]).

Die umbrische Beckenlandschaft wird durch das Massiv des Monte Martano in zwei Tallandschaften zerlegt, westlich in eine schmälere, vom Tiber durchzogene, die ab Todi für damalige Verhältnisse sowohl gegen Orvieto als auch gegen Terni zu unpassierbar wurde, und in die weitaus breitere, den Charakter

[5a]) Mit diesen kleineren Herzögen wurde im älteren und neueren Schrifttum viel Unfug getrieben. Gabiani, der darüber viel gearbeitet hat, zählt im Anschluß an Paulus (II/32) in „Asti, nei principali suoi ricordi storici" (Asti 1927) wieder 36 Herzogsstädte auf und bleibt jeden Beleg schuldig. Populonia war schon unter Gregor d. Gr. eine vom Klerus verlassene Stadt, also politisch bedeutungslos, was hätte dort ein Herzog zu tun? Dagegen erscheinen im 8. Jahrhundert tatsächlich Herzöge von Chiusi (Hartmann a. a. O. II/I S. 142 und 282). Das Herzogtum Fermo entsteht erst unter König Aistulf oder Desiderius durch Abtrennung spoletanischen Gebietes; nicht nachweisbar ist das Herzogtum in Camerino. Damit ist für die Spoleto nächsten Dukate ein kurzer Überblick gegeben.

[6]) Hartmann a. a. O. II/I S. 110 und 252 versucht ohne Glück eine räumliche Abgrenzung festzustellen. Über meinen Versuch der Abgrenzung s. später.

einer Ebene annehmende, vom Clitumno und Topino bewässerte Tallandschaft im Osten. Die Vereinigung beider Becken im Norden bewacht Perugia. Diese wichtige Stadt konnten die Langobarden nur immer auf kurze Zeit in ihren Besitz bringen, praktisch war Perugia einer der wichtigsten Stützpunkte für die römischen und griechischen Truppen, und noch unter König Liutprand hatte Agatho, dux von Perusia, dem König das Vordringen gegen Süden lange Zeit verwehrt[7]). Von Perugia führt nun über Foligno-Spoleto die wichtigste und am besten erhaltene antike Straße nach Rom, die Via Flaminia. Ihr Besitz konnte entscheidend werden. Als nun die Langobarden sahen, daß Perugia ihnen nicht auf die Dauer gehören konnte, verbissen sie sich mit aller Kraft in Spoleto, es lag also ihren scheinbar so planlosen Kampfhandlungen und Märschen doch wieder ein Sinn zugrunde. Mit dem Besitz von Spoleto haben sie Rom vom Exarchat abgeriegelt und für den Papst wurde die Feindschaft oder Freundschaft des Herzogs von Spoleto bald wichtiger und entscheidender, als jene des langobardischen Königs. Jedoch auch das Verhältnis zwischen diesem und seinem Herzog in Spoleto ist durch dessen überaus rasch wachsende Macht und Selbständigkeit dauernd bestimmt, der König war schon im frühen 7. Jahrhundert nur dem Namen nach Herr über diesen einen fast selbständigen Staat regierenden Dux und wenn alle Versuche der Langobarden um den Besitz von Rom schließlich ergebnislos ausgingen, so ist dies den ewigen Eifersüchteleien und dem wiederholten bewaffneten Widerstand des Spoletaner Herzogs gegen seinen König zuzuschreiben. Die Herzöge von Spoleto neigten früh zu Rom. Sonst wäre es nicht zu erklären, warum in Spoleto durch die ganze arianische Zeit der Langobarden ein katholischer Bischof hätte ungehindert amtieren können, und warum bereits Ariulf, der zweite Herzog (591—602) durch ein Wunder beeindruckt, sich dem Katholizismus zuwandte[8]).

[7]) Hartmann a. a. O. II/II S. 132.

[8]) Paulus IV/16. Über die dazu gehörige Kirche S. Sabino siehe später. Über den kath. Bischof: Hartmann a. a. O. II/I S. 48 und 110. Im 8. Jahrhundert entsteht die Verbindung Spoletos mit Rom aus der Furcht vor dem energisch zugreifenden König Liutprand.

Über den räumlichen Umfang des Ducats von Spoleto ist nichts mehr bekannt; da er nicht aus einem römischen Verwaltungsbezirk hervorging, fehlt auch jede ältere Vergleichsgrundlage. Einigen Aufschluß über die Ausdehnung geben nur die mit dem langobardischen Wort Fara zusammengesetzten Ortsnamen. Zwei solcher gibt es im Talbecken von Spoleto selbst, die Mehrzahl jedoch liegt am Südwestabhang des Appennino Marchigiano und im Nordwestteil der Abruzzen, aber immer westlich der Wasserscheide[9]). Diese Lagerung der Ostgrenze des Herzogtumes Spoleto gestatte auch den wiederholten Vorstoß in der Richtung auf Fermo, an welche Stadt in der Mitte des 8. Jahrhunderts spoletanisches Gebiet unter Befehl des Königs kam. An und für sich dürfte das Herrschaftsgebiet sehr groß gewesen sein, jedenfalls größer, wie die der oberitalienischen Herzogtümer. Ein königlicher Gastalde fehlte in Spoleto, denn der König hatte hier keinen eigenen Besitz. Dagegen setzte der Herzog aus eigener Machtvollkommenheit herzogliche Gastalden für jene kleineren Stadtgebiete ein, aus denen sein Reich zusammengesetzt war[10]). Leider kennen wir keinen einzigen jener Spoletanischen Gastaldensitze dem Namen nach. Die Südgrenze des Herzogtums ist zwischen Terni und Narni anzunehmen. Terni war stets im Besitz des Herzogs von Spoleto, wogegen Narni zu jenen vier Castellen gehörte, die der Papst als von den Langobarden geraubt bezeichnete und deren Wiedererbauung er mit Erfolg anstrebte[11]). Ebenso muß Rieti, Assisi und Camerino im Besitz von Spoleto gewesen sein, denn im Jahre 649 weilten die Bischöfe dieser Städte und jener von Spoleto gleichzeitig bei einer Beratung über den Ausbau der katholischen Hierarchie in Rom. Das deutet auf eine politische Zusammengehörigkeit dieser Kirchenfürsten[12]).

---

[9]) Hartmann a. a. O. II/I S. 43 und Anm. S. 53. Einige weitere Fara-Orte aus den amtlichen italienischen Karten und sonstigen Behelfen, aus diesen auch ihre topographische Lage.

[10]) Hartmann a. a. O. II/II S. 38 ohne Orte zu nennen, was wahrscheinlich immer unmöglich sein wird.

[11]) Hartmann a. a. O. II/II S. 88 und an weiteren Stellen.

[12]) Hartmann II/I S. 269. Grundsätzlich wurde den katholischen Bischöfen mit dem Sitz in langobardischen Städten die Ausreise nach Rom verwehrt, daher ist die Zugehörigkeit der erwähnten Bischofssitze zum

Die Reihe der Herzöge von Spoleto ist uns, gleich jener von Cividale, fast lückenlos bekannt. Als erster Herzog gilt, mit noch unsicherem Beginn seiner Herrschaft, Faroald I. (569[?]—592), als letzter Hildebrand, der wenige Monate vor dem Fall Pavias zur Herrschaft kam und 779 öffentlich zu Karl d. Gr. übergeht. Was aber hier in der Reihe der Spoletaner Herzöge besonders auffällt, ist die Fülle von Nachrichten über ihre Bau- und Kunstförderung[13]), wie wir solche für kein anderes Herzogtum mehr antreffen. Gewiß, einige dieser Nachrichten ruhen auf schwankendem Grunde, sie sind fast legendär, aber die meisten haben doch alle Ursache der Beachtung. Am interessantesten ist hier wieder der so oft zu Unrecht geschmähte Paulus, wenn er in Buch IV Kapitel 16 gelegentlich des dem Herzog Ariulf widerfahrenen Wunders mit dem Heiligen Sabinus berichtet, er, der Herzog, habe danach das große und stattliche (Gottes)haus dieses Heiligen besucht und drinnen Gemälde bewundert. Nach diesem Bericht bestand also die nördlich außerhalb von Spoleto in der Campagna gelegene kleine Kirche des Hl. Sabinus schon zu Lebzeiten des Ariulf (591—602), was sich mit dem Stilbefund deutlich deckt. Da aber Paulus von einer Veränderung dieser Kirche durch jenen Herzog nichts erwähnt, so muß eine solche später, aber sicher noch in früherer langobardischer Zeit erfolgt sein, denn auch in diesem Punkt lassen die baulichen Einzelformen eine Datierung in das 8. Jahrhundert noch nicht zu.

Diese kleine Kirche S. Sabino[14]) ist der Kunstgeschichte noch

---

langobardischen Reich wahrscheinlich, dies um so mehr, da gerade in dieser Zeit eine scharfe antirömische Politik getrieben wurde.

[13]) Der fleißige, wenn auch im Kunstgeschichtlichen oft allzu phantasievolle Mothes (Die Baukunst des Mittelalters in Italien, 1884) hat dies wiederholt vermerkt, so auf S. 180, 292, 241, 304 für die Burg, dann 250, 265, 329, 373 (Farfa), 242, 265 (Ferentillo), S. 242, 321, 696 (San Cipriano al Clitumno), 242 (San Giuliano Monteluco), 242 (San Marco Montefalco und Monte Mertano). Freilich geht Mothes nur selten auf Quellen, sonst meist auf spätere Autoren zurück und vollständig veraltet ist in den meisten Fällen seine Stil- und Zeitkritik der erhaltenen Bauten. Über die Reihe der Herzöge am besten: Achille Sansi, I duchi di Spoleto (um 1880).

[14]) Mothes a. a. O. S. 239. Er kennt sichtlich den Bau nicht, denn sonst würde er nicht in Anm. 453 San Sabino in Fermo(!) zitieren. Ferner geht aus Paulus (IV/16) ein Neubau der Kirche durch Herzog Ariulf

ein Fremdling, wie denn überhaupt die Durchforschung von Spoleto und seiner Umgebung hinsichtlich der langobardischen Denkmäler gerade erst begonnen hat. Es handelt sich hier um eine ziemlich kleine dreischiffige Basilika mit fast gleichhohen Schiffen und mit drei halbrunden, ungleich großen und noch in einer Höhe liegenden Apsiden. Ähnlich wie in San Giorgio di Valpolicella (siehe Abschnitt „Verona") werden auch hier die Schiffe durch unprofilierte Arkaden mit regelmäßigem Stützenwechsel getrennt. Das Mittelschiff besitzt eine späte flache Holzdecke (17. Jahrhundert?), die Seitenschiffe tragen ein halbes Pultdach. Die Arkadenbögen in dem um acht Stufen erhöhten Presbyterium sind um ein Drittel breiter als jene im Langhaus und reine Halbkreise, wogegen die anderen leicht spitzbogig sind. Doch ist hier mit Rücksicht auf die Struktur der Kirche an eine hochmittelalterliche Überarbeitung der Grundrißformen nicht zu denken — so nahe eine solche auch läge — sondern es muß alles, auch mit Rücksicht auf die aus der Zimmermannstechnik herrührenden Kapitelle und auf so manche Eigenwilligkeit als eine langobardische Arbeit des 7. Jahrhunderts angesehen werden, für welche Reste eines älteren Baues, der noch verschiedene antike Einzelheiten enthielt, verwendet wurden. Eine Erhöhung der Schiffe kann in späterer Zeit erfolgt sein. Von diesem älteren Bau, das dürfte der von Ariulf gesehene sein, stammt das untere Drittel des Mauerwerkes in tadelloser antiker Quadertechnik, wie sich eine solche bis weit in das 7. Jahrhundert erhalten hat. Ober diesen Quadermauern folgt dann ein ungefähr 2,5 m breiter Streifen aus kleineren und noch guten Quadern, und erst die obere Hälfte aller Mauern besteht aus einem Flickwerrk aus Quadern, Bruchsteinen und Ziegeln, nur bei der Mittelapsis reicht das kleine Quaderwerk bis unter Dach. Es sei auf diesen baulich wichtigen Steinbefund im Zusammenhang mit einer möglichen späteren Erhöhung des Ganzen hier nur kurz verwiesen, die Folgerungen daraus können erst bei einer rein kunstgeschichtlichen Beschreibung und Würdigung dieser wichtigen Kirche gezogen werden. Die Kirche

nicht hervor. Lillis Storia di Camerino ist mir unbekannt geblieben, das Buch dürfte auch kaum Nachrichten über Dinge des Herzogtums Spoleto bringen.

steht ohne jeden Zwang durch das Terrain nicht geostet, sondern nach Südwest orientiert, ihre Hauptfront mit einem sehr merkwürdigen Steinportal ist somit nach Nordost gerichtet. Auch das entspricht einem frühen Bauzustand. Unter ihrem Ostteil liegt, diesem vollkommen im Grundriß entsprechend, eine ganz versenkte Krypta. Wenn in der Oberkirche auch ohne der flachen Decke spätere Veränderungen nicht auszuschließen sind, so ist diese Krypta vollkommen einheitlich und aus dem 7. Jahrhundert. Eine Ausnahme bildet nur die Ummantelung der Mittelsäule.

Das rundbogige Kreuzgewölbe der Krypta mit scharfen Sichelgraten wird von drei riesigen, faßförmigen kapitellosen Säulen mit leichter Entasis getragen, ihre mittlere wurde später rechteckig ummantelt und wirkt daher in diesem großartigen Raum recht störend; vor ihr gegen Südwesten stützt dann eine auffallend zarte Säule den Nordostrand des Gewölbes der großen mittleren Apsis; diese Säule trägt eine korrumpierte dorische Basis als Kapitell und darauf eine unnötig weit vorspringende dünne rechteckige Deckplatte. Im Scheitelpunkt der Hauptapsis springt eine Halbsäule als Wandversteifung vor, ihr entspricht eine gleiche auf der gegenüberliegenden Wand. Diese Wandsäule in der Hauptapsis trägt auf ihrem leicht trichterförmigen Kapitell sehr strenge, eingekratzte Palmetten mit kleinen Voluten und entspricht stilistisch den Kapitellen der Krypta von San Secondo in Asti. Die gegenüberliegende Wandsäule zeigt das gleiche nur weit mehr zerstörte Kapitell, die Wandsäulen an der Mitte der Außenmauer besitzen Rotationskapitelle mit Deckplatte. Auch dieser fortwährende Wechsel in den Stützen- und Kapitellformen läßt auf das 7. Jahrhundert und den damals bei den Langobarden herrschenden Stilzustand ihrer Bauten schließen.

Eine starke Bautätigkeit ist unter Herzog Theudelap (602 bis 655) nachweisbar; er gründete San Cipriano am Clitumno (die Reste zeigen nichts Langobardisches), ferner San Giovanni auf dem Monteluco (die heutige Ruine gehört einem Neubau um 1030 an) und auch die noch gar nicht untersuchten Klöster von Monte Mertano und San Marco in Montefalco (beide im Bergland westlich von Spoleto) sollen auf den gleichen Herzog zu-

rückgehen[14a]). Ebenso wird dem Herzog Theudelap auch die Errichtung oder Vergrößerung des „Ponte delle torri", eines ungewöhnlich großartigen Baues in Spoleto zugeschrieben; ohne dieses schon mehr als schwierige Problem hier auch nur andeutungsweise behandeln zu können, muß nur der Meinung Ausdruck gegeben werden, daß eine wirkliche Lösung dieser Fragen nur bei gründlicher Untersuchung der Bausubstanz möglich sein wird, eine solche aber erfordert eine kostspielige Eingerüstung[14b]). Theudelap soll ferner nach der Ansicht einiger älterer Historiker von Spoleto auch das Kloster St. Peter und Paul bei Ferentillo gegründet haben; hier scheint viel eher eine Gründung durch den Spoletaner Herzog Faroald II. vorzuliegen, der sich dorthin im Jahre 723, gestürzt durch seinen Sohn Transamund (als Herzog Transamund II.) zurückzog[15]). Faroald II. beteiligte sich auch zusammen mit Thomas von Morienna an der 705 erfolgten Vergrößerung der alten Abtei zu Farfa.

Eine moderne Untersuchung von St. Peter und Paul in Ferentillo steht noch aus, bekannt wurde nur die dort in einem Altar eingemauerte Reliefplatte mit dem Bildnis des Hilderich Dagileopa, Herzogs von Spoleto und einer Inschrift, die seinen gleichfalls abgebildeten Marmorarius Magister Ursus nennt. Trotz des gleichen Künstlernamens (der übrigens oft vorkommt) ist auf der eigenartig wildschönen Platte aus Ferentillo ein anderer Stil zu sehen, wie auf dem Ciboriumaltar in San Giorgio di Valpolicella. Das mittelitalienische Werk ist eines der abseitigsten aus jener Zeit und am meisten von nordischem Willen getragen, im Figuralen wirkt es wie eine Vorstufe zum Rambona-Diptychon in Rom (Ende 9. Jahrhundert)[16]).

[14a]) Kunstgeschichtliche Nachrichten darüber sind nicht bekannt, mein Besuch dieser Orte steht noch aus. Ihre Entlegenheit könnte vielleicht den Bestand ältester Bauteile begünstigen.

[14b]) Carlo Bandini, Spoleto (Serie Italia artistica 1929), bringt in diesem ausgezeichnet bebilderten, textlich volkstümlichen Buch gute Nachrichten und Kritiken über den „Ponte delle torri", auf S. 66f.

[15]) Mothes a. a. O. S. 265 und Achille Sansi, I duchi di Spoleto S. 44. Jedenfalls bestand das Kloster schon ab 739, da bald danach Herzog Hilderich Dagileopa für die Kirche San Pietro e Paolo in Ferentillo einen noch heute in wesentlichen Teilen erhaltenen Altar stiftete, der seinen und seines Künstlers Namen trägt.

[16]) Darüber in seiner einseitigen Einstellung Raff. Cattaneo L'Architet-

Hildeprand, der letzte Herzog der Langobarden in Spoleto, hatte gleichfalls viel gebaut, darunter die Klosterkirche San Angelo bei Rieti. Nach einer schon älteren Beschreibung soll sie bereits im „römischen Stil" errichtet worden sein, beweist damit die Abhängigkeit dieses Herzogs auch in künstlerischen Dingen von Rom[17]).

Von allen erwähnten Bauten der Herzöge von Spoleto wurde bisher nur San Sabino — durch mich — näher untersucht; bei den anderen sind moderne Untersuchungen noch ausständig, erst dann wird nachgewiesen werden können, ob diese Bauwerke heute noch Reste aus der Gründungszeit besitzen.

So relativ viel wir über Bauten der Herzöge in der Umgebung ihrer Residenzstadt wissen, so arm sind wir an Angaben über Bauten innerhalb der Stadt. Hier ist als wenigstens in Teilen des Baues und in Resten der alten Ausschmückung noch langobardisch zu nennen die eigenartig verbauten Krypten von San Ponziano und San Ansano (diese mit noch auszuwertenden Fresken des 8. Jahrhunderts), dann die Grundgestalt der später, aber schon bald nach dem Jahr 1000(!) mit Emporen versehenen Kirche Sant'-Eufemia und in ihrer ersten Anlage die schöne, jetzt romanische Krypta von S. Gregorio[18]). Einige langobardische Reliefplatten mit dem üblichen Achtergeflecht, doch zwei- und dreistreifig, enthält das vorlangobardische Innere von San Salvatore crocefisso, und wichtig ist in erster Linie das sehr beachtenswerte städtische Museum (Museo civico). Hier sei besonders außer einer interessanten Platte mit drei stehenden Heiligen unter Arkaden (Nr. 206, des guten Katalogs) auf Nr. 295 des gleichen Katalogs, den Sarkophag des Hl. Isaak Syrius hingewiesen; dreistreifiges Flechtband und zweistreifiges Achtergeflecht rahmt die Mittelszene mit Christus, den Evangelisten und fünf sehr streng gebildeten Mönchsfiguren und die Ecke bildet eine phantastische

tura in Italia dal secolo VI al mille circa (1888) S. 83 und von den modernen Autoren A. Haseloff, Vorromanische Plastik in Italien (1930) S. 56 und Toesca, Storia dell'arte italiana I/279. Beide haben für eine nationale langobardische Kunst nur wenig übrig. Ferner meine „Kunstgeschichte der Langobarden" a. a. O.

[17]) Mothes a. a. O. S. 305.

[18]) Die besten Abbildungen darüber, bis zum Erscheinen meiner eigenen Studie über das langobardische Spoleto, bei C. Bandini a. a. O.

Gestalt mit Widderkopf; diese Figur ist sowohl eigenartig wie auch wichtig, weil in der Früh- und Hochromanik Spoletos der Widder auffallend oft vorkommt, wogegen dieses Tier sonst der damaligen Symbolik fast unbekannt ist[19]). Über alle erwähnten Bauten fehlen verläßliche und verwendbare Zeit- und sonstige archivalische Angaben.

Da Spoleto bereits unter den Römern und dann unter den Ostgoten eine bedeutende Stadt mit einer regen Bautätigkeit war, die sich im Mittelalter in verstärktem Maße fortsetzte, ist es heute ausgeschlossen, den Bestand der langobardischen Siedlung aus den früheren und späteren Stadtteilen herauszulösen, alle Vermutungen gehen hier völlig im Leeren.

Etwas besser ist hier unser Wissen um den herzoglichen Palast bestellt. Im Raum zwischen der heutigen erzbischöflichen Residenz und der Piazza del Mercato befinden sich in die Höfe und Keller mehrerer Häuser eingebaut mächtige Arkadengänge mit Tonnengewölben in bester, antiker Quadertechnik, doch frei von allen deutbaren architektonischen und schmückenden Einzelheiten[20]). Der Platz erscheint für eine Regia sehr gut gewählt, denn er liegt in nächster Nähe des Mittelpunktes der Stadt, dem Forum, und ebenso nahe dem Dom und dem vorlangobardischen erzbischöflichen Palast (in seiner ersten Gestalt), ist aber auch durch den westseitigen Steilhang gegen feindliche Angriffe glänzend geschützt. Dort sieht man noch heute, besonders in der Gegend des Vicolo della Spagna, riesige eingeblendete Substruktionen, welche in die ausgehende Völkerwanderungszeit zurückzuversetzen kein Anstand obliegt. Aber ob diese sicher sehr

[19]) Eine Abbildung bei Bandini a. a. O. S. 63 und in dem von der Accademia Spoletina herausgegebenen ausgezeichneten Katalog „Il Museo civico di Spoleto, 1928 auf S. 60. Die dort (S. 59) erfolgte Datierung dieser Plastik in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts ist irrig, da der Stil der Figuren schon Anklänge an die früheste Romanik des 10. Jahrhunderts zeigt, der Sarkophag muß um 850 entstanden sein, in einer Zeit, in der gewisse langobardische Ornamente, wie das Flechtband, noch im vollen Gebrauch waren. Die schönsten Beispiele der ungewöhnlichen Verwendung des Widders sind die sechs Portalwidder (nicht Löwen!) vor den Toren des in jeder Beziehung wichtigen S. Pietro fuori le mura in Spoleto.

[20]) Mothes a. a. O. S. 180, 241 u. 304. Wo das Privathaus ist, in dessen Souterrain sich die S. 181 abgebildeten Reste befinden sollen, ist nicht angegeben. Eine weitere Abb. bei Bandini a. a. O. S. 40.

bedeutenden und eindrucksvollen Reste langobardisch oder ostgotisch oder noch römisch sind, läßt sich wegen des Fehlens jeder stilistisch betonten Einzelheit nicht mehr feststellen. Jedenfalls ist durch die Regestensammlung des Klosters Farfa das Bestehen eines Herzogssitzes „in palatio" in Spoleto einwandfrei nachgewiesen. Mabillon und nach ihm Mothes[21]) haben auf Grund einer aus dem Archiv zu Farfa stammenden Beschreibung eines prachtvollen Palastes geglaubt, diese auch den Bauresten in Spoleto zugrunde legen zu dürfen. Das ist irrig. Denn in der nur wenig später entstandenen Würdigung der Passio des Heiligen Didimus, des Apostels von Indien, enthalten im Lectionarium ecclesiae spolentinae (um 1060) findet sich die vollkommen gleiche Beschreibung eines solchen Palastes; es handelt sich also in diesem Falle um einen Idealtypus, der schon in das Kapitel der „Wunscharchitekturen" des beginnenden Mittelalters gehört.

Daß Theoderich der Große Spoleto sehr schätzte, hier viel bauen ließ und auch einen königlichen Palast errichtete, ist durch gleichzeitige oder nur wenig spätere Nachrichten zur Genüge belegt; stilgeschichtlich können die erwähnten Reste daher auch den Bauten des Gotenkönigs angehören, jedenfalls ist von ihm eine wesentlich größere Tätigkeit auf dem Gebiete des Profanbaues bekannt, als von den Langobarden.

---

[21]) Mothes a. a. O. S. 241, dagegen in richtiger Kritik Bandini a. a. O. S. 50.

DER BRIEFWECHSEL GUSTAV SCHMOLLERS MIT LUJO BRENTANO

HERAUSGEGEBEN VON WALTER GOETZ

Seit Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts tritt die deutsche nationalökonomische Wissenschaft in eine neue Phase ihrer Entwicklung ein: auf die historische und abstrakte Schule folgt der sog. Kathedersozialismus, der die Arbeiterfrage und die Beziehung der wissenschaftlichen Arbeit zur Gegenwart in den Vordergrund stellt. Der Name Kathedersozialisten, den die Gegner den Vorkämpfern der neuen Richtung gaben, ist freilich ein nicht glücklich gewähltes Kennwort, denn die Führer der Bewegung waren keine Sozialisten und die Arbeiterfrage war für die meisten nur ein Teil ihrer Tätigkeit — gerade der Name Schmoller bezeichnet die Fortsetzung der historischen Schule, wie auch der Name Knapp oder Held oder Bücher usw. Diese neue historische Schule stellte sich allerdings ihre Aufgaben viel stärker im Zusammenhang mit den Fragen der Geschichtswissenschaft, mit Urkunden und Aktenforschung, mit Verwaltungsgeschichte und Staatswirtschaft der letzten Jahrhunderte, als es die ältere historische Schule getan hatte — Wilhelm Roscher durfte in der jüngeren Richtung durchaus eine Fortsetzung seiner Ziele sehen. Aber unter den Historikern der jüngeren Schule war doch kaum einer, der nicht zugleich Kathedersozialist war, der also die Zeichen der eigenen Zeit erkannte.

Schmoller und der um 6 Jahre jüngere Brentano waren — wenn man die Begründung des Vereins für Sozialpolitik im Herbst 1872 als den Ausgangspunkt nimmt — die Führer der neuen sozialpolitischen Richtung: Brentano der mit feuriger Leidenschaft vorwärtstreibende Kämpfer, der auch den ersten Aufruf zur Gründung des Vereins verfaßte, Schmoller der ruhig lenkende und die Autorität des bereits anerkannten Gelehrten einsetzende

Führer. Schmoller war 1838 in Heilbronn geboren, hatte in Tübingen studiert und war nach kurzer Tätigkeit am württembergischen statistischen Landesamt 1864 außerordentlicher, 1865 ord. Professor in Halle geworden. Seine ersten Arbeiten hatten bereits Gegenwartsfragen gegolten: 1862 dem Handelsvertrag mit Frankreich, 1869 dem deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert; als er in Halle 1865 das Amt eines Stadtverordneten übernahm, kam er in noch engere Berührung mit Aufgaben der Verwaltung und der Wirtschaft. Brentano war um 6 Jahre jünger; war er auch in Aschaffenburg geboren, so stand er doch von Jugend auf in einem großen geistigen, künstlerischen und aristokratischen Kreise, wie er zur Familie Brentano gehörte, und seine Universitätsstudien in Dublin, Münster, München, Göttingen, Heidelberg, Würzburg und Berlin führten ihn mit Menschen aller Art: Gelehrten, Künstlern, Offizieren, preußischen Aristokraten usw. zusammen — er lebte mitten in gesellschaftlichen Kreisen, mit denen Schmoller erst seit 1872, seit seiner Straßburger Zeit, in erste Berührung kam. Ein längerer Aufenthalt in England, zuerst mit dem Berliner Statistiker Engel zusammen, lenkte ihn auf die englischen Arbeiterverhältnisse hin: hier fand er ein Hauptziel seiner wissenschaftlichen Arbeiten. Seine erste Schrift von 1870 „On the History and the Developments of Gilds and the Origin of Trade Unions" veranlaßte Schmoller, dem Brentano die Schrift zugeschickt hatte, zu einer Anzeige im Lit. Zentralblatt und zu einem Brief an den jungen Verfasser — es ist der erste der hier abgedruckten — und zu einem Besuch in Aschaffenburg, der aber infolge der Abwesenheit Brentanos noch zu keiner näheren Bekanntschaft führte[1]). Aber Ende 1870 fand sich nun Brentano in Halle ein und es knüpften sich offenbar sehr rasch die freundschaftlichsten Beziehungen sowohl zu Schmoller wie zu seiner Frau — beide hatten offenbar vom ersten Tage an sich zu dem Träger eines großen Namens und eines reichen Geistes hingezogen gefühlt. Der Briefwechsel zeigt, wie eng diese Beziehungen in kurzer Zeit

[1]) Schmoller spricht im ersten Briefe am Schluß von einem früheren Zusammentreffen, über das nichts festzustellen ist. In seinem „Leben" S. 55 nimmt Brentano an, daß Schmoller ihm bis Ende 1870 persönlich noch unbekannt gewesen sei.

wurden, und sie haben bis zu Schmollers Tode im Jahre 1917 fortgedauert, auch wenn erhebliche sozialpolitische und politische Meinungsverschiedenheiten zeitweise zu einem Nachlassen des Briefwechsels, nie aber zu einem Bruche geführt haben.

Dies aber ist es, was diesen Briefen ihre besondere Bedeutung verleiht: zwei hervorragende Gelehrte und Menschen sind sich ihrer gegenseitigen Verehrung so gewiß, daß sie sich rückhaltlos über ihre Arbeiten und über sich selber aussprechen. Denn im Grunde waren die beiden völlig verschiedene Naturen. Schmoller hat ihren verschiedenartigen Entwicklungsgang im Briefe vom 2. Nov. 1878 geschildert, und wie mir scheint, durchaus richtig, obwohl Brentano in seinen Lebenserinnerungen den Unterschied der Herkunft nicht so tief nehmen will, wie es Schmoller damals tat. Die Grundelemente ihres Seins gingen doch weit auseinander. Schmoller, der württembergische Beamtensohn, blieb zeitlebens eine liberalkonserative Persönlichkeit, der alles Radikale fern lag und die im Ausgleich von Gegensätzen das Ziel der wissenschaftlichen und der staatsmännischen Tätigkeit sah. Das machte ihn nicht nur zum abgeklärten Erzieher einer ganzen Generation von Historikern und Sozialpolitikern, sondern führte ihn auch, seit er 1882 Straßburg mit Berlin vertauscht hatte, in den preußischen Staatsrat, ins preußische Herrenhaus, und es ließ ihn auch zum brandenburgischen Hofhistoriographen und einflußreichen Berater des Berliner Kultusministeriums aufsteigen. Schwerlich aber wird man sich Brentano als Parlamentarier und nun gar als Mitglied eines Herrenhauses, als Parteimann oder Parteiführer, als Vertreter von Kompromissen denken können — er konnte höchstens das unbeirrbare Gewissen einer Partei sein, ein geistiger Führer, ein Erwecker von Persönlichkeiten, niemals aber ein Rechner mit Möglichkeiten, mit Rücksichten auf den Willen der Regierung oder der Parteien. Das war seine Stärke und seine Einseitigkeit — selbst mit ihm so Nahestehenden wie Friedrich Naumann konnte er sich nicht dauernd zusammenfinden. Er mußte stets nach seinem eigenen Gewissen handeln; stürzte er sich dann in einen Kampf, so tat er es mit voller Leidenschaft und achtete keines Hindernisses. Konnte es demnach größere Gegensätze als ihn und Schmoller geben? Daß sie dennoch zusammenhielten, entsprang sowohl der Stärke

des sozialpolitischen Ideals wie einer menschlichen Verbundenheit, die vor allem bei Schmoller immer wieder als eine tiefe Liebe hervortritt. Das gibt diesem Briefwechsel ein Ethos, wie es in Gelehrtenbriefen nicht häufig zu finden ist — ein fester Grund edler Gesinnung bleibt, auch wenn diese beiden Männer sich über ihre Schattenseiten mit einer Offenheit aussprechen, die bei den meisten anderen zum Bruche geführt hätte. Ich glaube deshalb diesen Briefwechsel als ein bedeutendes menschliches Dokument aus dem Bezirk der Wissenschaft der Öffentlichkeit übergeben zu dürfen.

Aber vom ersten Briefe an tritt etwas Weiteres hervor: in diesen Briefen vermag man das Werden einer neuen wissenschaftlichen Richtung, aber auch das gleichzeitige Werden innerer Gegensätze zu verfolgen. Das historische Erbe ist bei Schmoller viel stärker als bei Brentano; sein Kathedersozialismus, so vorwärtsdrängend er auch ist, orientiert sich in der Geschichte, rechnet mit den Widerständen und sucht sie durch eine gewisse Nachgiebigkeit zu überwinden. Brentano sieht nur das zu erreichende Ziel vor sich und betrachtet die Gegner gern als unmoralisch und selbstsüchtig. Rein wissenschaftlich, im Abwägen alles Für und Wider, ist Schmoller der Überlegenere; in der Stoßkraft seiner Gedanken, im Einsetzen der ganzen Persönlichkeit bei jeder wissenschaftlichen Überzeugung ist Brentano der Stärkere. Handelt es sich hier auch um zwei ausgeprägte Einzelpersönlichkeiten, so wird man doch in der neueren Nationalökonomie nicht nur ihre geistigen Spuren und ihre Schulen finden, sondern auch ihre Gegensätze als typische Momente dieser ganzen Wissenschaft. So enthüllen diese Briefe das innerste Wesen einer Wissenschaft, die sowohl den klassischen wie den rein historischen Boden hinter sich gelassen hatte und nun im Ringen mit den Problemen der lebenden Volkswirtschaft das wissenschaftliche Fundament sich zu erhalten trachtete. Die Geschichte der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft wird durch den Einblick in den Kampf zweier bedeutender Köpfe um den Geist ihrer Arbeit in seltener Weise bereichert.

Fräulein Sophie Brentano und Herr Major v. Schmoller haben mir die Herausgabe dieses Briefwechsels gestattet und ihren Rat in vielen Einzelfragen zur Verfügung gestellt. Die Veröffent-

lichung kann des Raumes halber zunächst nur bis 1882 durchgeführt werden; Ostern 1882 ist aber für beide Männer ein Lebensabschnitt: Schmoller folgt dem Rufe nach Berlin, Brentano wird in Straßburg der Nachfolger. Für eine Weile ruhen auch die Meinungskämpfe zwischen den beiden Briefschreibern; Bismarcks Zollpolitik ist zu einer Tatsache geworden und weiterer Streit darüber ebenso unnütz wie über die letzten Ziele der bismarckschen Sozialpolitik. Aber es wird sich lohnen, auch die Fortsetzung des Briefwechsels der Öffentlichkeit vorzulegen.

Rechtschreibung und Interpunktion dieser Briefe sind nicht immer korrekt, zudem liebte Schmoller Abkürzungen. Ich habe an dem allen nichts verändert, nur ganz gelegentlich einmal ein Komma eingefügt, um einen Absatz verständlicher zu machen.

---

n. 1. Schmoller an Brentano. Halle 25. April 1870.

Verehrter Herr Doktor! Gestern nach längerer Abwesenheit hierher zurückgekehrt, fand ich Ihre liebenswürdige Zusendung vor. Nehmen Sie zuerst meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie an mich gedacht haben. Das Werk, das Sie mir gesandt haben, und speciell der von Ihnen verfaßte Theil[2]), interessiert mich allerdings im allerhöchsten Grade und ich habe gestern Abend und heute Morgen schon einige Stunden mit der Lektüre der introduction von Mrs Smith und Ihrem Essai zugebracht. Es interessiert mich umso mehr als ich auch seit Jahren eine halbfertige Arbeit über die Geschichte der Zunftverfassung daliegen habe, die vergeblich der Vollendung harrt. — Ein eigentliches Urtheil kann ich mir über Ihre Darstellung nicht erlauben, da ich es dazu bis jetzt zu flüchtig gelesen; meine eigenen Ansichten sind auch dazu theilweise noch nicht feststehend genug; — nur so viel darf ich Ihnen aussprechen, daß mir das bis jetzt Gelesene außerordentlich gut gefallen hat. — Hoffentlich machen Sie Ihre Ergebnisse dem deutschen Publikum auch durch eine deutsche Bearbeitung zugänglicher.

[2]) Es handelt sich um das in der Einleitung erwähnte Buch von Smith, zu dem Brentano eine Einleitung geschrieben hatte, die bald nachher auch als eigene Schrift erschien.

Was speziell die Entwicklung der Handw.zünfte betrifft, so geben mir die bisherigen Ergebnisse meiner Studien für Deutschland allerdings ein etwas anderes Bild. Die alte Eichhorn'sche Ansicht, daß das Zunftwesen in älterer Zeit wesentlich mit polizeilicher Natur war, daß die strenge Unterordnung der Zunft unter den Rath ursprünglich das allgemeine war, scheint mir viel für sich zu haben. Mit der Selbständigkeit der Zünfte begannen die Mißbräuche. In England mag es anders gewesen sein; — in Deutschland war die vielgerühmte Autonomie der Städte die Ursache, daß die gesellsch. Klassen in den Städten gar zu frech blos um die Herrschaft ihrer Sonderinteressen kämpften.

Doch das sind — in dieser Allgemeinheit hingeworfen, bestreitbare zweifelhafte Fragen. Ich werde mich sehr freuen, sie einmal mündlich näher mit Ihnen besprechen zu können. Kommen Sie nicht mal durch Halle? und machen mir dann die Freude, ein oder ein paar Tage zu bleiben. Ich glaube wir hätten grade über diese Punkte sehr viel zu sprechen. Ich habe auch mancherlei über diese Punkte gesammelt und komme vorerst nicht dazu es zu verwerthen, da ich ausschließlich jetzt von anderen Dingen in Anspruch genommen bin.

Jedenfalls aber gratuliere ich Ihnen zu Ihrer Arbeit. Diese Art exakter historischer Forschung kann uns allein in der Nat.-ökonomie wieder auf bessere Wege bringen und ich freue mich sehr, Sie so rüstig auf dieser Bahn zu sehen. Die angenehme Erinnerung, welche ich von unserem persönlichen Zusammensein habe, ist dadurch wieder frisch belebt und erhöht worden. Nochmals besten Dank. Ihr ergebener G. Schmoller.

n. 2. Brentano an Schmoller Aschaffenburg den 3. Mai 1870.

Hochverehrter Herr Professor! Ich muß recht um Entschuldigung bitten, daß ich erst heute auf Ihr gütiges, liebenswürdiges Schreiben antworte. Ich fand es erst gestern bei meiner Rückkehr nach einer mehrtägigen Abwesenheit auf dem Lande, und beeile mich nun, Ihnen meinen Dank für die wohlthuende Sympathie auszusprechen, die Sie darin gegen mich äußern. Meine Arbeit ist unter recht eigenthümlichen Verhältnissen zu Stande ge-

kommen. Nachdem ich lange Material über ihren Gegenstand zusammengetragen hatte, sah ich mich durch die an mich ergangene Aufforderung eine Einleitung zur Sammlung des Mr. Toulmin Smith zu schreiben, plötzlich in die Lage versetzt, viel früher mit einer Bearbeitung desselben herauszutreten, als dies sonst der Fall gewesen wäre. Über eine Menge Punkte, über die ich in meiner Arbeit noch schwankte, galt es sich nun rasch zu entscheiden. Denn die wichtigsten Fragen offen zu lassen und nur das Für und Wider sich gegenüberzustellen hätte meiner Arbeit gerade in den Augen des englischen Publikums alle Wirkung geraubt; auch wäre dies mir bei der mir anbefohlenen Raumbeschränkung (nur 100 Seiten waren mir erlaubt, und ich überschritt dies Maaß schon um etliche dreißig) unmöglich gewesen. Nach nochmaligem ernstlichen aber raschen Hin- und Herwägen faßte ich denn überall einen kräftigen Entscheid nach der mir danach entstandenen Überzeugung, zumal wenn ich mich von einem Namen von gutem wissenschaftlichen Klange gedeckt wußte, und behielt es einer späteren Untersuchung vor nochmals auf die fraglichen Punkte zurückzukommen. So erging es mir denn auch in der von Ihnen beregten Frage. Ich stelle das, was ich darüber sagte, keineswegs als meine letzte Ansicht dar, und Ihre Gegenbemerkungen sowie die ähnlich lautenden eines sonst sehr günstigen Recensenten im Spectator vom 23. April sind mir eine dringende Aufforderung zu nochmaliger Prüfung von allen Für und Wider. Überhaupt betrachte ich selbst meine ganze Arbeit eigentlich nur als eine Skizze, auf deren Ausarbeitung ich später einmal zurückzukommen gedenke, u. es würde mich sehr freuen, wenn ich dann bei der Ansicht bleiben würde, jetzt schon die Hauptlinien wenigstens richtig gezogen zu haben. Vor dieser neuen Bearbeitung möchte ich meine Arbeit jedoch nicht gern im Deutschen herausgeben, zumal sie den wenigen Gelehrten, die sich dafür interessieren würden, ja auch englisch zugänglich ist. Wann ich aber zu dieser neuen Bearbeitung kommen werde, kann ich noch nicht sagen. Wahrscheinlich wird noch geraume Zeit bis dahin verstreichen. Für die nächste Zeit nämlich werde ich vollauf mit einer Arbeit über die englischen Trades' Unions beschäftigt sein. Ich habe während meines Aufenthalts in England sehr detaillirte u. umfassende Studien

über dieselben gemacht, bisher nie berührtes Material durchgearbeitet und durch besonders günstige Umstände Gelegenheit zur näheren Kenntnis derselben gehabt, wie sie sich nicht so leicht einem Andern wieder bieten wird. Bei dem ekelhaften Treiben unsrer von verschiednen politischen Parteien gegängelten Gewerkvereine halte ich es für eine Art Pflicht eine wahrheitstreue, partei- u. leidenschaftlose Darstellung der englischen Gewerkvereine zu geben, wie ich sie selbst nach langwierigem Studium erkannte, damit es möglich werde über den socialen u. ökonomischen Werth einer Institution an sich, abgesehen von ihrer Entstellung durch die Eigenschaften des jeweiligen bessern oder schlechtern Substrats, zu entscheiden, die mir vor allen dahin gehörigen Gestaltungen, die das 19. Jahrhundert hervorbrachte, berufen scheint, die Grundlage einer gesunden u. soliden Organisation des Arbeiterstandes abzugeben. Bin ich aber mit dieser Arbeit zu Ende, so muß ich zunächst ernstlich an meine Habilitation denken, damit ich durch meine bisherigen vollkommen uneigennützigen u. uneinträglichen Studien nicht dauernd zu sehr materiell geschädigt werde. Ich erleide ohnedies schon dadurch erheblichen Nachtheil, daß die verschiedenen Conjuncturen der letztern Zeit unter den Nationalökonomen für mich wirkungslos blieben, da ich noch nicht habilitiert war. Ich gedenke mich also im Laufe des kommenden Wintersemesters in Berlin zu habilitieren.

Von Ihrer gütigen Einladung, Sie auf der Durchreise in Halle zu besuchen, werde ich mit dem größten Vergnügen Gebrauch machen, und ich werde mich noch besonders vorbereiten, um die von Ihnen angeregten Punkte mit Ihnen besprechen zu können. Indem ich mich Ihrem fernern gütigen Wohlwollen empfehle, bleibe ich mit ausgezeichneter Verehrung Ihr ergebenster L. Brentano.

n. 3. Schmoller an Brentano. Halle 17. Nov. 1870.

Verehrter Herr Doktor! Ich eile Ihnen unter Kreuzband die Kritik zu senden, die ich im Auftrag des liter. Centralblattes über Ihre Geschichte der Gilden geschrieben habe. Hoffentlich fühlen Sie sich durch das, was ich aussetze, nicht allzusehr ver-

letzt. Daß ich daneben Ihre Leistung sehr hoch schätze, sehen Sie. Wir haben uns alle, die wir beim Centralblatt mit arbeiten, verschworen, möglichst strenge unerbittliche Kritiken zu schreiben, weil nur so ein richtiger Standpunkt auch für unsere Disciplinen gewonnen wird.

Die Hauptursache aber, warum ich Ihnen die Kritik direkt schicke, ist die, daß ein recht dummer Druckfehler hinein gekommen ist, der eine große Unverschämtheit gegen Sie enthält. Ich möchte nun nicht, daß Sie zuerst die Kritik in dieser Form lesen. Es muß im zweiten Absatz statt „so" „zu" heißen. An Zarncke habe ich gleich Befehl gegeben daß der Druckfehler berichtigt wird. Ein zweiter Druckfehler ist von geringerer Bedeutung; er ist auf Sp. 1286 Zeile 27; es muß Hirsch statt Hirth heißen. Ich meine: Hirsch, Das Handwerk u. die Zünfte in der christl. Gesellschaft Berlin 1854. Diesen Herbst blieb ich auf der Durchreise einige Stunden in Aschaffenburg, um Ihre schöne Heimath mal in der Nähe zu sehen und machte da auch einen Versuch, Sie zu treffen. Leider waren Sie nicht da. Hoffentlich halten Sie Ihr Wort, bald mal in Halle vorzusprechen. Herzlich grüßend Ihr ergebener G. Schmoller.

n. 4. Brentano an Schmoller. Berlin den 22. November 1870.

Hochverehrter Herr Professor. Meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 17. dss, die mir von Aschaffenburg hierher nachgeschickt wurden. Wäre es meiner ursprünglichen Absicht nach gegangen, so wäre ich an demselben Tage, an dem Ihre Recension im Centralblatt erschien, bei Ihnen in Halle gewesen. Auf der Durchreise von Aschaffenburg hierher konnte ich mich nämlich nicht in Halle aufhalten; dieselbe fand noch im August statt, unmittelbar nach den Schlachten von Metz, nach denen man bei uns den Krieg allgemein für beendet ansah. Mir war nun schon seit Jahren ein Seebad angeordnet worden u. seit Jahren war nichts daraus geworden. Dies Jahr hatte ich Alles darauf vorbereitet u. sollte schon abreisen, da kam der Krieg. Nach jenen Schlachten nun, wollte ich, was vom Sommer blieb, noch rasch benutzen. Aber unterwegs überraschten mich auf einem Gute von Verwandten eine solche Reihe

von stürmischen Tagen, daß von einem Seebade keine Rede mehr sein konnte. Ich blieb deshalb längere Zeit dort, und dort erhielt ich auch zu meinem großen Leidwesen die Kunde, daß Sie mich während meiner Abwesenheit zu Hause aufgesucht hätten. Nun nahm ich mir fest vor, ja bei der nächsten Gelegenheit meinen Plan, Sie in Halle zu besuchen zur Ausführung zu bringen. Und hat sich diese Gelegenheit, die zuletzt auf den letzten Samstag festgesetzt war, nun auch verzögert, so wird sie sich doch, wie ich denke Ende dieser oder Anfang der nächsten Woche wiederfinden. Ich gehe nämlich nach Leipzig, wo ich bei Duncker & Humblot eine größere Arbeit über die englischen Gewerkvereine zu verlegen gedenke. Das letzte Kapitel meiner englischen Arbeit, das Sie so freundlich besprechen, wird darin das erste sein. Aber auch Theil 1, 3 u. 4 meiner englischen Arbeit, werden darin, freilich vielfach umgearbeitet u. hoffentlich in Manchem verbessert, als Einleitung figuriren. Wie Sie übrigens denken konnten, ich fühle mich über das, was Sie über diese sagten, verletzt, wird mir fast schwer zu begreifen, denn einmal klang auch durch Ihren Tadel die freundliche Gesinnung durch, dann aber fand ich Vieles, was Sie aussetzten, selbst ganz zutreffend, nur daß ich oft garnichts Anderes beabsichtigte u. auch nach den Verhältnissen, unter denen meine Arbeit entstand, gar nichts Andres beabsichtigen konnte, als was Sie mir vorzuwerfen scheinen; wie z. B. daß ich über die alten Gilden u. die Entstehung der Zünfte meist nur die Ansichten unsrer deutschen Geschichtschreiber wiedergäbe, ohne selbständig geforscht zu haben. Doch heben Sie ja auch da meine besonderen Verhältnisse hinreichend hervor. Die deutschen Werke, deren Studium Sie bei mir noch zu vermissen scheinen, waren mir allerdings bekannt, wenn auch zur Zeit, als ich schrieb, nicht zur Hand. Ich habe sie übrigens seitdem auf's Neue zur Hand genommen, ebenso wie Meurer; in meiner deutschen Einleitung werden Sie dieselben auch vielfach citirt finden; doch fand ich eigentlich meistens nur meine Ansichten in ihnen bestätigt. Übrigens sind ja Meinungsverschiedenheiten in wissenschaftlichen Dingen mehr wie sonst noch erlaubt, und hat man einmal eine Ansicht, so biegt unser Verstand unbewußt immer Alles Weitere, was er über den fraglichen Gegenstand hört, auf solche

Weise, daß es zu deren Bestätigung dient; man sieht dann Alles mit vorgefaßter Meinung an. Hoffentlich ist es mir nicht zu sehr so ergangen. In der frohen Hoffnung, Sie nächstens in Halle zu treffen, zeichne ich mit ausgezeichneter Verehrung ergebenst

Lujo Brentano.

n. 5. Brentano an Schmoller. Berlin den 3. Januar 1871.

Hochverehrter Herr Professor. In Erinnerung an mein Ihnen gegebenes Versprechen und an die so überaus freundliche Aufnahme, die mir jüngst in Ihrem Hause zu Theil geworden, war es meine feste Absicht auch diesmal mich bei der Durchreise in Halle aufzuhalten und bei Ihnen vorzusprechen. Allein die Kälte war so außerordentlich, daß es mir daran lag, die Reisestrapazen möglichst rasch hinter mir zu haben. Nun möchte ich aber nicht, daß Sie eine Kälte von 18 Graden unter Null zum Gradmesser der Wärme meiner Anhänglichkeit an Sie machten. Sie würden mir damit großes Unrecht zufügen. Aber Sie werden zugeben, daß es bei einem Catarrh äußerst leichtsinnig wäre sich den Gefahren auszusetzen, welche Nachts um 3 Uhr ein kaltes Bett in kaltem Wirthszimmer mit sich zu bringen droht. Ich habe deshalb die Ausführung meines Planes auf eine wärmere Jahreszeit verschoben u. sende Ihnen indessen das Buch per Post, das ich Ihnen mitzubringen versprach. Der Essay, von dem ich Ihnen sprach, ist der Zweite.

Meine Basler Angelegenheit ist nunmehr im Reinen. Ich habe zu Hause die Zustimmung der Meinigen erlangt zur Ablehnung des Basler Rufes. Dagegen gedenke ich mich sofort nach Vollendung des zweiten Bandes meiner Arbeit zu habilitiren.

Hoffentlich führen Sie Ihre Studien bald wieder einmal hierher und geben mir so Gelegenheit Sie wiederzusehen. Indessen erlaube ich mir, Ihrer Frau Gemahlin wie Ihnen die besten Glückwünsche zum neuen Jahre darzubringen und mich Ihrem ferneren gütigen Wohlwollen zu empfehlen. Mit ausgezeichneter Verehrung ergebenst

L. Brentano.

n. 6. Brentano an Schmoller. Berlin den 4. Februar 1871.

Hochverehrter Herr Professor. Hoffentlich entschuldigen Sie gütigst, wenn ich mich heute mit der Bitte um Rath an Sie wende.

Dieser Tage erschien bei mir ein Herr Dr. Schulz, Herausgeber des zukünftig erscheinen sollenden „Volkswirths". Schon früher hatte ich eine litographirte Aufforderung zu Beiträgen zu dieser Zeitschrift zugesandt erhalten. Allein nach dem darin entwickelten Programm schien mir eine Mitarbeiterschaft meinerseits unmöglich. Die Wochenschrift schien mir nichts weiter zu sein als eine andere Auflage der Faucher'schen Vierteljahrsschrift. Meine Auffassung war offenbar die richtige, denn Herr Schulz entpuppte sich mir alsbald als Schüler Prince-Smith's u. eifriger Schwärmer für das Kleeblatt Faucher, Prince-Smith, Braun, Michaelis. Nun allen Respect vor der sonstigen Tätigkeit dieser Herren, so ist es doch nichts weniger als mein Wunsch, daß die ökonomische Richtung derselben in Deutschland vorherrschend bleibe. Ich begann also Herrn Schulz damit zu antworten, daß ich fürchte, daß er mit meiner Richtung nicht sehr zufrieden sein werde, u. ich glaubte dieselbe am besten damit zu characterisiren, daß ich sagte, ich huldige in Allem den Anschauungen, die Sie, Herr Professor, in Ihrer Geschichte der deutschen Kleingewerbe entwickelten. Sobald er nun Ihren Namen hörte, theilte er mir mit, Sie hätten ihm eine eifrige Mitarbeiterschaft versprochen, u. das bestimmte mich, ihm auch einige literar-historische Aufsätze zu versprechen. Allein nachdem er weggegangen, entstanden in mir doch wieder Bedenken. Er hatte bei mir mit solchem Eifer gegen die historische Richtung polemisirt und es geradezu als seine Aufgabe bezeichnet derselben etwas die Flügel zu stutzen, daß ich dachte meine Verbindung mit diesem krassen Anhänger des absoluten laissez-faire könne nicht von Dauer sein. Nun wäre mir ein Brechen von einmal angeknüpften Beziehungen unangenehm; denn gar leicht mischen sich dann in theoretische Gegensätze auch persönliche. Ich wollte mir deshalb bei Ihnen Raths erholen u. Sie bitten, mir Ihre Auffassung des neuen Unternehmens und inwiefern Sie ein Bündniß der akademischen mit der journalistischen Nationalökonomie für möglich halten, gütigst mitzutheilen. Wenn man in derartigen Angelegenheiten unerfahren ist, wie ich, ist man natürlich zaghaft, und jede Bemerkung eines Erfahrenen kommt erwünscht u. wird dankbar aufgenommen.

Der Druck meines ersten Bandes ist nun vollendet, und ehe

stens wird ein Exemplar in Ihre Hände gelangen. Darf ich bezüglich dieses Bandes eine Bitte an Sie wagen? Mein Verleger Geibel wünscht sehr eine Besprechung desselben durch Sie. Da Sie nun schon so gütig die englische Arbeit besprachen, hätte ich es nicht gewagt, Sie mit dieser Bitte zu belästigen, hätte mir Geibel nicht mitgetheilt, daß Sie mit ihm befreundet sind, u. so läßt Sie diese Freundschaft meine Bitte hoffentlich nicht übel aufnehmen. Die deutsche Arbeit enthält, abgesehen von dem neu hinzugekommenen zweiten Kapitel, wesentliche Änderungen, u. besonders werden Sie sehen, daß ich die Literatur, die Sie bei meiner englischen Arbeit vermißten, ziemlich vollständig benutzt habe. Sollten Sie zu einer Besprechung des Bandes bereit sein, so bitte ich Sie mir die Zeitschrift (etwa Preußische Jahrbücher? oder Lit. Centralblatt?) mittheilen zu wollen, damit ich Geibel davon benachrichtigen kann. Den Aufsatz von Lushington in den Questions for a Reformed Parliament, die ich mir Ihnen um Neujahr zuzuschicken erlaubte, haben Sie wohl erhalten?

Indem ich bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen, bleibe ich mit ausgezeichneter Verehrung ergebenst

L. Brentano.

n. 7. Schmoller an Brentano. Halle 5 Februar 1871.

Verehrtester Herr Doktor! Als ich heute früh Ihre Zeilen erhielt, fiel es mir recht schwer aufs Herz, daß ich Ihre freundlichen Worte vom 4. Jan. d. J. noch nicht erwiedert. Ich hoffte immer, dazu zu kommen, noch etwas in Ihrer Questions for a reformed Parl. zu blättern (den Essay Workmen and Tradeunions habe ich mit Interesse gelesen); ich wollte Ihnen das Buch gleich wieder zurücksenden und so verschob ich die Antwort von Tag zu Tag. Jetzt bitte ich Sie doch noch, mir das Buch noch etwas zu lassen, falls Sie es nicht brauchen. Außerdem nun aber für Ihre beiden Briefe besten Dank. Wenn Sie eine freundliche Erinnerung von Ihrem hiesigen Aufenthalt haben, so ist das jedenfalls gegenseitig. Sie würden mich sehr erfreut haben, wenn Sie an Neujahr wieder vorgesprochen hätten; aber ich begreife, daß die Kälte Sie daran hinderte. Um so sicherer hoffe ich ein andermal darauf. Sie thun immer

ein gutes Werk, wenn Sie mich aufsuchen. Ich sagte Ihnen schon, wie sehr ich hier den Umgang mit vernünftigen Fachgenossen entbehre und doppelt angenehm ist ja der Umgang mit Fachgenossen, bei denen neben dieser Eigenschaft menschliche Liebenswürdigkeit und humane Duldung in so seltenem Maße hervortreten.

Was nun Dr. Schulz und sein Blatt betrifft, so kenne ich ihn allerdings. Er hat hier unter mir doktoriert, ist ein nicht zu talentvoller, aber wie mir scheint ehrlicher und ordentlicher Mensch. In Berlin lebt er jetzt mehrere Jahre als Literat und wurde da von Prince Smith protegiert. Öfter auf Reisen für die neue Zeitschrift war er auch hier bei mir und hat mich dringend um meine Mitarbeiterschaft gebeten. Ich entgegnete ihm zuerst, wie Sie. Er versicherte aber stets sein Ziel sei nicht einseitig die freihändlerischen Theorien zu vertreten, sondern ebenso die historische und gelehrte Natök. zu Worte kommen zu lassen; er sei den Berliner Volkswirthen öfter schon schroff entgegengetreten, jedenfalls wünsche er, daß seine Zeitung eine so große Stellung einnehme, um über den Partheien stehend, beide sprechen zu lassen. Hält er diese Richtung ein und versteht er das Blatt gut zu redigieren, so kann sein Plan wohl eine Zukunft haben. Ich versprach ihm nichts gewiß, sondern sagte nur, wenn ich etwas passendes habe, so sei ich bereit, ihm mal etwas zu schicken. Den bisherigen Gegensatz zwischen der journal. und akad. Nat. Ökonomie halte ich für übertrieben. Soweit die Ausgangspunkte auseinander liegen, auf dem Felde praktischer Fragen müssen doch beide Partheien sich begegnen und können sich zeitweise die Hand reichen. Wie oft saß der alte gute Huber mit Sonnemann, Max Hirsch ect. zusammen. Im großen Journal des Economistes kommen beide Partheien gleichmäßig zur Sprache. Die deutsche gelehrte Nat. ök. scheint mir bisher zu vornehm u. zu zurückhaltend gewesen zu sein. Deswegen glaubte ich nicht unbedingt nein sagen zu sollen, wenn ein Redakteur mir verspricht, Parität gewähren zu wollen. — Auch Roscher soll ihm einiges versprochen haben.

Mit Vergnügen werde ich den ersten Theil Ihres Buches anzeigen; die Frage, ob ich es im Centralblatt od. in den preuß. Jahrbüchern thun soll, möchte ich fast in suspenso lassen, bis

[ich] es gelesen habe. Einstweilen aber ist es vielleicht gut, wenn Geibel Zarncke bittet, mir die Anzeige zuzuschreiben für das Centralblatt. Finde ich dann Zeit zu einer größeren Besprechung in den preuß. Jahrbüchern dann bliebe immer noch übrig, für Zarncke eine Anzeige durch Scheel machen zu lassen. Enthält dieser erste Band die brennenden Fragen der Gegenwart schon, dann wäre ja ein eigentlicher Essay für die preuß. Jahrbücher indicirt.

Wenn nichts dazwischen kommt, hoffe ich Mitte März oder Anfang April auf einige Wochen nach Berlin zu kommen um auf dem Archiv zu arbeiten. Jedenfalls werde ich Sie dann aufsuchen und freue mich sehr darauf, ab und zu mit Ihnen zusammen zu sein, so weit Ihre Zeit frei ist. Ich bin ausschließlich mit der Zeit 1700—1750 beschäftigt und zwar zunächst mit der Preis- und Münzgeschichte dieser Zeit. Ich hoffe damit bald zu einem gewissen Resultate zu kommen, das ich dann auch vorläufig publicire um mich dann wieder der allg. preußischen Verwaltungsgeschichte dieser Zeit zuzuwenden. Eine kleine Arbeit über Geschichte des preuß. Viehstandes von 1802—67 (auch mit einigen socialen Streiflichtern) werde ich Ihnen dieser Tage senden. . . . Mit herzlichem Gruße Ihr treu ergebener

G. Schmoller.

n. 8. Brentano an Schmoller. Berlin den 23. Februar 1871

Hochverehrter Herr Professor. Heute erst komme ich dazu Ihnen für Ihre gütigen, liebenswürdigen Zeilen vom 5. zu danken sowie für die Übersendung Ihrer Abhandlung über den preußischen Viehstand. Meine Zeit war in letzter Zeit so sehr theils von Arbeiten theils von geschäftlichen Correspondenzen in Anspruch genommen, daß ich leider noch nicht dazu kam letztere zu studiren, und nicht eher Zeit fand Ihnen zu antworten. Ihre Erklärungen über Dr. Schulz und sein Unternehmen haben die in mir aufgestiegen gewesenen Bedenken vollständig beruhigt. Wenn er die versprochene Parität wirklich beobachtet, wird seine Zeitschrift in der That von großem Nutzen sein können. Ich bin sehr begierig auf ihr Erscheinen. — Auch mein Buch soll nun am 28. Februar endlich ausgegeben werden, und gleichzeitig wird es wohl in Ihre Hände gelangen. Ich danke Ihnen

herzlich für Ihre große Bereitwilligkeit dasselbe zu besprechen. Natürlich würde es mich ungemein freuen, sollte dasselbe Sie zu einem Essay über den darin behandelten Gegenstand in den Preußischen Jahrbüchern veranlassen. Allein persönlich wäre mir lieber, Sie würden damit warten, bis ich auch den zweiten Theil Ihnen zusenden kann. Der erste Theil führt allerdings schon bis in die neueste Zeit. Allein er beschränkt sich noch fast lediglich auf historisches Referiren. Meine eigene Anschauung über die einzelnen bei der Gewerkvereinsbewegung in Frage kommenden Punkte tritt darin noch nicht klar zu Tage. Allerdings habe ich mich in der Vorrede über die Bedeutung, die ich dieser Bewegung in England beimesse, schon ausgesprochen. Allein nothwendig konnten meine Äußerungen an jener Stelle nur allgemein sein. Das volle Verständnis von dem, was ich mit ihnen meine, wird erst durch den zweiten Theil gegeben werden, indem ich an der Hand des im ersten Theil gegebenen u. noch weiter im zweiten zu gebenden Materials jede einzelne der Fragen, deren Summe Arbeiterfragen genannt wird, der Kritik unterziehe. Bis dahin laufe ich Gefahr entweder als Reactionnär oder als Socialist classificirt zu werden, und ich möchte deshalb Ihnen in wenigen Worten meine Anschauungen characterisiren, wie ich dies kürzlich auch gegenüber Roscher schon that. In Bezug auf die Vergangenheit nämlich bin ich mir vollständig klar, daß die ganze zünftige Gewerbeverfassung bereits seit dem 16. Jahrhundert immer mehr verkam und veraltete, und in meiner Einleitung glaube ich dies hinreichend hervorgehoben zu haben. Es fällt mir deshalb auch nicht bei die Beseitigung des Zunftwesens zu beklagen; ich beklage nur den Mißbrauch der Schrankenlosigkeit, der, wo die alten Schranken so rücksichtslos abgeschafft wurden wie in England, ungehindert um sich griff u. in voller Schroffheit zu Tage trat. Über die Gegenwart ferner ist mein Urtheil analog meinem Urtheile über die Zunftbestimmungen zur Zeit des Aufkommens der Zünfte. Wie ich glaube, daß die Zunftregelungen damals keineswegs lediglich einem egoistischen Monopolgeist entsprangen, sondern in bestehenden Bedürfnissen ihre innere Berechtigung hatten, so ist es auch meine Ansicht, daß viele von den jenen alten Zunftbestimmungen so ähnlichen, von den Gewerkvereinen erstrebten

Regelungen durch die heute bestehenden Industrieverhältnisse prinzipiell berechtigt sind. Welchen dieser Regelungen diese Berechtigung zukommt u. wie weit sie in den Einzelheiten ihnen zukommt, wird eben Sache der Kritik im zweiten Theile sein, festzustellen. Es wird sich darin meine Kritik bedeutend von der Thornton'schen unterscheiden. Thornton geht nur auf die Untersuchung der inneren Berechtigung einer einzelnen erstrebten Regelung ein; er verwirft sie principiell alle gleichmäßig und betont nur, ausgehend vom Standpunkt des unbedingten laissez-faire die Berechtigung des Arbeiters beim Vertragsabschluß sein sic volo sic jubeo ebenso wie der Arbeitgeber zur Geltung zu bringen. Für practische Zwecke mag diese Auffassung der Gewerkvereinsmaßregeln wohl genügen, allein so lange nicht die Vernunft und die Berechtigung des einzelnen Verlangten nachgewiesen wird, ist wissenschaftlich u. sittlich nichts gewonnen. Was endlich die Zukunft betrifft, so muß ich gestehen, daß ich von dem Glauben an Productivassociationen u. cooperative Versuche stets mehr zurückkomme. Dieselben mögen sporadisch wohl immer gedeihen, aber ich glaube nicht, daß sie je häufiger sein werden als etwa die freien Städte im Mittelalter im Vergleich zu den Territorien des Adels und der Fürsten. Sehr viel dagegen verspreche ich mir von den Mundella'schen Arbeitskammern. Die von den Gewerkvereinen erstrebten gewerblichen Regelungen, wie die über Lehrzeit, Zahl der Lehrlinge, Zahl der Arbeitsstunden, Festsetzung des Stücklohns, Überzeitarbeiten u. a. m., bleiben hier offene Fragen, die je nach den Verhältnissen des Gewerbes von den Vertretern der Arbeitgeber u. Arbeiter eines Gewerbes gemeinsam gelöst werden. Die Principien der Nationalökonomie kommen dabei vollständig zur Geltung; sie bilden die Grundlage dieser Lösungen. Nur werden diese Fragen dann mit Bewußtsein seitens von Behörden, seitens eben jener Arbeitskammern gelöst, statt wie bisher durch das blinde Walten des laissez-faire. — Diese Anschauungen sind nun, wie ich glaube, weder reactionär noch socialistisch; sie entsprechen vielmehr nur, wie ich darzuthun hoffe, der exacten Prüfung der factischen Verhältnisse.

Was haben Sie zu Schäffle's Ministerportefeuille gesagt? Ich halte Schäffle für keinen Turgot; aber die Vehemenz, mit der

er von der Börsenpresse angegriffen wird, macht ihm Ehre; ebenso mögen die verrotteten französischen Zünfte geeifert haben, als Turgot Minister wurde. Die Aussicht, Sie recht bald hier zu sehen, hat mich sehr erfreut. Ich werde jedenfalls zu dieser Zeit hier sein. Auch Knapp schrieb mir, er werde im März herkommen. Ich hoffe sehr von der Gelegenheit, häufiger mit Ihnen zusammenzusein, zu profitiren. Es wird aber eine feierliche Zeit werden dieser Monat März! Indem ich bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen bleibe ich mit herzlichsten Grüßen ergebenst

L. Brentano.

PS. Die Questions f. a. r. P. können Sie natürlich behalten, so lange Sie dieselben gebrauchen.

n. 9. Brentano an Schmoller.

Saßnitz, Insel Rügen, den 5. August 1871.

Hochverehrter Herr Professor. Vielleicht hat Ihnen schon Prof. Cohn aus Riga[3]), der Sie auf der Durchreise in Halle besuchen wollte, davon erzählt, daß ich täglich in Berlin davon sprach, Ihnen zu schreiben. Seitdem ich von Berlin wegging, habe ich diesem Gedanken fortwährend nachgehangen, und wenn ich ihn nicht eher zur Ausführung brachte, ist der Grund nicht etwa der, daß ich den Brief wie die Erfüllung einer unangenehmen Pflicht immer weiter hinausschob, sondern ich freute mich vielmehr auf diesen Brief, der mir, wenn auch nur schwach, ein angenehmes Plauderstündchen mit Ihnen ersetzen sollte, und deshalb wollte ich damit warten, bis ich den Geist von allen schweren Gedanken frei gemacht hätte. Bisher aber war ich tief in englische Blaubücher vergraben, u. je länger u. monotoner diese Lectüre wurde, desto größer wurde mein Wunsch bald damit fertig zu werden u. so gönnte ich meinen Gedanken wenig freien Spielraum. Wahrscheinlich säße ich noch mitten in dieser Beschäftigung wären nicht seit einigen Tagen mehrere meiner Verwandten hergekommen u. die haben den Eifer vernichtet, dh. unmöglich gemacht u. mich den menschlichen Beziehungen wieder zurückgegeben, und so will ich diese angenehme

[3]) Der Nationalökonom G. Cohn wirkte von 1869—72 am Polytechnikum Riga. Es ist der spätere Züricher, seit 1884 Göttinger Professor.

Pause benützen, um meinen langgehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen, Ihnen für die vielen Zeichen von Wohlwollen zu danken, die mir, seitdem wir uns das letzte Mal sahen, von Ihnen zu Theil geworden sind.

Da ist zuerst die wahrhaft beschämende Recension im Literar. Centralblatt! Ich darf jetzt wohl gestehen, daß ich dieser Recension manchmal mit nicht geringer Unruhe entgegengesehen, nicht sowohl wegen des Eindrucks, den dieselbe auf die übrige Welt machen würde, als rein um meiner selbst willen, denn durch Studien auf denselben Gebieten sind Sie ja der competenteste Beurtheiler des Werthes meiner Arbeit. Ebendeshalb aber weiß ich auch, nachdem Ihre Beurtheilung so günstig ausgefallen, daß ich das vornehmlich Ihrer Güte verdanke, die die Schattenseiten übersehend mit Vorliebe auf den lichten verweilt, und so habe ich Ihr Lob auch weniger als einen Lohn angesehen, als vielmehr als ein Pfand Ihrer Freundschaft, das Sie mir zum Sporne in dem zweiten Bande einzulösen als Aufgabe gesetzt haben. Eine derartige aufmunternde Wirkung hatte Ihre Besprechung sofort, nachdem ich sie las. Ich habe seitdem alle Arbeiten für den zweiten Band, die ich schon vollendet glaubte, noch einmal vorgenommen u. auf's Neue durchgearbeitet u. geprüft, dies ist auch der Grund, warum ich die Blaubücher noch einmal vorgenommen, um möglichst gewissenhaft meine Arbeiten zu vollenden, und ich bin ziemlich guten Muths, um so mehr da ich gefunden, daß ich theils manche meiner Ansichten durch Ausführungen in Ihrer Geschichte der Kleingewerbe decken, theils manche Ihrer daselbst ausgesprochenen Ansichten neu illustriren kann. Nur eine Sorge macht mir augenblicklich oft Schwierigkeiten, und ich hoffe, Sie denken nicht an die Geschichte mit dem Finger u. der ganzen Hand, wenn ich Sie deshalb um Rath bitte. Meine Arbeit zeigt sich, je weiter sie vorwärts schreitet, desto größer. Dabei habe ich mich, wie Sie wissen, diesen Sommer habilitiert. Lese ich nächsten Winter, so muß ich aber alsbald jede Arbeit an meinem Buche aufgeben, um mich ganz der Vorbereitung für mein Colleg zu widmen. Es wäre mir dies sehr unangenehm, denn ich möchte das begonnene Werk glücklich zu Ende führen, u. dasselbe erfordert noch wenigstens bis zu Ende des Jahres meine unge-

theilte Aufmerksamkeit. Mein Wunsch geht also dahin, nächsten Winter noch nicht zu lesen, sondern bis Ende dieses Jahres an meinem Buche zu arbeiten, so daß es zu Anfang des nächsten erscheinen kann, u. dann im Reste des Wintersemesters mich gründlich auf ein Colleg im Sommer vorzubereiten. Möglich wäre auch, daß mich andere Arbeit im Dezember wieder auf mehrere Wochen nach London führte. Nun steht der Ausführung dieses meines Wunsches durch die Universitätsstatuten allerdings kein Hindernis entgegen. Allein würde es nicht einen schwer wieder zu corrigirenden schlechten Eindruck machen, wenn ich nicht gleich im ersten Semester zu lesen beginne? Ich wäre Ihnen für einen aufrichtigen Rath in der Sache zu großem Danke verpflichtet.

Auch für Ihre Vorlesung über Statistik habe ich Ihnen noch zu danken. Die darin ausgesprochenen Anschauungen stimmen mit meinen vollständig überein, nur für den armen Comte, dem Sie an einer Stelle, wie ich mich zu entsinnen glaube, materialistische Anschauungen unterlegen, möchte ich ein gutes Wort sprechen, denn eigentlich macht niemand mehr wie er allen Fortschritt der Civilisation vom Geistigen, vom Fortschritt der Wissenschaft abhängig. Weniger in Übereinstimmung wie ich befand sich Wagner mit Ihrem Vortrag. Er fühlte sehr wohl auf wen die „Absurdität" hinzielte, auch wenn er nicht genannt war. Ich fand ihn förmlich gereizt über diesen wie über frühere Angriffe auf seine Anschauungen, u. er drohte mit einer Revange, die er, sobald er Zeit habe, zu nehmen gedenke. Aber ich weiß nicht, je mehr ich von Wagner sehe, desto mehr scheint mir bei ihm das Persönliche über die Sache, die Dialektik über den Inhalt vorzuwiegen. Er ist oft ein unleidlicher Rechthaber, u. trotzdem daß er im Grunde eine gute Haut ist, hat er sich dadurch schon viel Feinde gemacht. Wir Alle in Berlin, besonders auch Engel, der seit den Sitzungen der Commission stets von Ihrem Lobe überströmt, sehnen uns sehr danach, daß Sie als Helwing's Nachfolger bald Wagnern zur Seite gesetzt werden möchten.

Das Seebad hier hat meinen von Berliner Luft u. Berliner Getriebe etwas sehr heruntergebrachten Nerven wieder sehr auf die Beine geholfen. Die Luft ist kostbar u. die Spaziergänge

ganz entzückend, so daß ich manchmal Vorwürfe fühle, wenn ich zu Haus sitze. Nächste Woche denke ich indessen wieder nach Berlin zurückzukehren, in die Matthäikirchstr. 19. Da denke ich die Ferien über an der Arbeit zu bleiben, abgesehen von einigen Ausflügen auf's Land. Vielleicht sehen Sie mich auch einmal in Halle. Mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemahlin bestens zu empfehlen Ihr ganz ergebener L. Brentano.

n. 10. Schmoller an Brentano. Karlsbad d. 22. August 71.

Verehrtester Freund! Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 5. August, durch welche Sie mich sehr erfreut haben. Ich komme jetzt erst zur Antwort, weil ich mich bis 5. August zuletzt täglich mit Zusatzstunden zu meinen Vorlesungen plagte, dann 8 Tage im Harz war — mit einer Anzahl Studenten und Collegen auf einer Landwirthsch. Exkursion — und endlich nach nur zweitägigem Aufenthalt in Halle hierher abreiste, wo ich nun seit 4 Tagen meinen Brunnen trinke. —

Was meine Recension über Ihr Buch betrifft, so hat persönliche Vorliebe für den Autor mir wohl ein günstiges Vorurtheil erregt ehe ich es gelesen; aber deswegen ist das Urtheil doch kein minder ernsthaft gemeintes. Ich habe allen Respekt vor Ihrer Arbeit. Daß Sie in Ihren Urtheilen m. Erachtens theilweise über das Ziel hinausschießen, habe ich auch offen gesagt; aber es ist das nach meiner Empfindung ziemlich irrelevant. Wer Neues zu sagen weiß, sagt es fast immer mit etwas erhöhter resp. übertriebener Stimme. Der Werth Ihrer Arbeit liegt in der exakten quellenmäßigen Forschung, wie Ihnen ja auch die Gegner zB der Referent der Weserzeitung zugestehen.

Sie fragen mich, ob Sie Ihr Buch fertig machen oder diesen Winter lesen sollen. Ich bin eher geneigt zu ersterem zu rathen, besonders, wenn es Ihnen auf eine möglichst schnelle Anstellung nicht ankommt. Sie haben jetzt die Materialien zusammen, da ist es gewiß besser, Sie machen das Buch bald und im ersten Wurf fertig, als es wieder lang zu verschleppen. Jedenfalls würde ich an Ihrer Stelle nur ein kleines, Ihnen naheliegendes Colleg lesen, einstündig zB. über die Arbeiterfrage oder etwas ähnliches; dann haben Sie genug Zeit daneben das Buch fertig zu machen. —

Ich bin sehr froh den Schulstaub auch mal ordentlich von mir zu schütteln, freie Luft zu schöpfen, zu laufen, in den Tag hineinzuleben. Unsere Harztour war sehr gelungen und hier ist es schön, wie immer. Auch die Gesellschaft ist leidlich. Mein Schwiegervater ist da. — Dann Ulrici, Const. Rößler, Holtzendorff ect. Ich bleibe etwa 14 Tage noch hier und gehe dann über Coburg und Sonneberg nach Blankenburg zu meiner Frau, welche daselbst die Sommerfrische genießt. Kommen Sie nicht vielleicht noch etwas in den Thüringer Wald; dann gehen Sie nicht an uns vorbei. (Stahl'sche Papiermühle bei Blankenburg.) —

Wagner soll in Ilmenau sein. Daß er über mich empört sei, erzählt mir auch Cohn. Doch fühle ich mich ziemlich unschuldig. Ich habe nicht ihn persönlich, sondern die Richtung gemeint. Und er gehört dieser Richtung allerdings nicht ganz an, da er mit Queteletschen Gedanken auf eigenthümliche Weise eine strenge Orthodoxie verbindet. 30. August[4]) sollte ich wieder zu den gewerbestatist. Berathungen in Berlin sein, hatte aber m. Vorlesungen wegen gar keine Zeit. Ich glaube auch kaum, daß ich in den Ferien noch nach Berlin komme; jedenfalls wäre es nur auf ein paar Tage, nur einige Kleinigkeiten im Archiv nachzusehen. — Zu liter. Thätigkeit bin ich den Sommer nicht viel gekommen; nur die Einleitung zu dem „Städtewesen" unter Frd. Wilh. I. habe ich fertig gebracht. Auch im Winter wird's nicht viel werden, da ich eine neue Vorlesung „landw. Statistik" halten will. Vor Ende September sind wir wieder in Halle. Haben Sie Zeit und Lust, so wissen Sie, daß Sie mir durch jeden Besuch große Freude machen. Mit herzlichstem Gruße Ihr ergebener G. Schmoller.

n. 11. Brentano an Schmoller.

Wiepersdorf bei Nonnendorf, Station Jüterbog, den 9. Okt. 1871.

Hochverehrter Herr Professor. Soeben erhalte ich Ihre gütige Einladung vom 6. ds. Es wird mir großes Vergnügen machen ihr Folge zu leisten, und gewiß theile ich gerne mit Knapp das

[4]) Offenbar ist August verschrieben für Juli.

Schlafzimmer, denn da wir drei Stunden von hier zur Bahn haben muß ich nothwendigerweise auch um Ihre Gastfreundschaft über Nacht bitten. Engel habe ich seit Monaten nicht gesehen. Als ich vor mehreren Wochen auf wenige Tage in Berlin war sagte mir sein Sohn, er sei eben nach England abgereist. Ich weiß nun nicht ob er wieder zurück ist. Ich würde ihm selbst von hier Ihre Einladung schriftlich mitgetheilt haben, hätte ich nicht gedacht, Sie würden ihm, da ich sie nicht mündlich ausrichten kann, lieber selbst schreiben. Also auf baldiges Wiedersehen! Mit der Bitte, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen Ihr ergebener L. Brentano.

Ich werde also Sonnabend in Halle eintreffen.

n. 12. Brentano an Schmoller.

Wiepersdorf bei Nonnendorf den 23. Okt. 1871.

Hochverehrter Herr Professor. Noch immer bin ich hier, wenn auch die Tage meines weiteren Bleibens gezählt sind. Ich warte nur noch das Erntefest ab, dessen Leiden und Freuden ich mitzuerleben verurtheilt wurde, um dann in meine eigenen vier Wände zurückzukehren. Übrigens thut es mir eigentlich leid, wieder von hier fortgehen zu müssen, denn ich arbeite hier mehr wie in Berlin, und sofort nachdem ich aus Ihrem gastlichen Hause zurückgekehrt war, setzte ich mich wieder an den Schreibtisch. Diesem Umstand allein auch, sowie dem Widerwillen, den Sie gewiß theilen, einen Abschnitt durch irgend eine andere literarische Beschäftigung in einer Arbeit eintreten zu lassen, bevor deren natürliche Abschnitte eine Pause gestatten, müssen Sie es zuschreiben, wenn ich Ihnen noch nicht für die vergnügten Stunden dankte, die Sie mir in Ihrem Hause bereiteten. Hätte ich nicht das Bewußtsein, daß Sie selbst empfunden haben müssen, wie gern ich bei Ihnen war, so müßte ich mir wirklich Sorge machen wegen meines langen Zögerns. So aber hoffe ich, daß Sie auch wissen werden, daß ich mit großer Freude und herzlichem Dank an jene Tage zurückdenke. Indessen bedarf ich doch noch einer besonderen Entschuldigung gegenüber Ihrer Frau Gemahlin. Ich besitze nämlich noch nicht das Privilegium von Knapp, das er sich durch Verjährung ersessen, auch in ihrer

Gegenwart nicht vor Fachgesprächen zurückzuschrecken müssen. Es hätte deshalb rasch meiner Bitte um Verzeihung dieser Unart bedurft. Allein indem ich dieselbe jetzt nachhole, wage ich auch gleichzeitig als mildernden Umstand für mich geltend zu machen, daß während manche Gelehrtenfrauen so liebenswürdig sind, gute Miene dazu zu machen, wenn Fachgespräche über sie ergehen, die Liebenswürdigkeit, mit der Ihre Frau Gemahlin sich für unsere trocknen Dinge sogar zu interessieren versteht, geradezu dazu verführt.

In Leipzig hörte ich von Geibel sehr Erfreuliches über den Erfolg meines ersten Bandes. Er hatte im Augenblick kein einziges Exemplar mehr vorräthig; alle waren versandt. Rechnet man die kleineren Besprechungen mit ein, so sind gewiß circa 25 erschienen. Dabei sind sie außer der Lammers'schen und vielleicht der in der Kölnischen Zeitung, die ich noch nicht gesehen habe, alle günstig. Die von Lammers habe ich mit großem Vergnügen gelesen, denn da sie nichts als Entstellungen und persönliche Bemerkungen enthält, zeigt sie, daß ich denen recht unangenehm bin, denen es mir sehr leid gethan hätte, angenehm gewesen zu sein. Übrigens habe ich einen großen Vorzug darin, daß ich in meinem zweiten Bande nun auf eine Reihe von Einwendungen erwidern kann. Haben Sie die lange Besprechung in den Grenzboten vom 18. August gelesen von E. (Emminghaus?)? Sie ist vom entgegengesetzten Standpunkt, aber im Ganzen recht freundlich. Nur wird mir fälschlich imputirt, ich sei gegen Stücklöhnung, während ich dafür bin, nur nicht für ungeregelte. Ebenso wundert mich, wie E. leugnen konnte, daß die Ökonomisten sehr gegen Gewerkvereine u. Coalitionen declamirten. Hat doch John Bright, gewiß ein Mann nach dem Herzen der Manchesterschule, dieselben auf's Heftigste denuncirt, u. selbst der von mir citirte Ausspruch Mill's, daß alle oder die meisten Ökonomisten die Bestrebungen der Coalitionen als illusorisch bezeichneten, enthielt eine Einräumung, daß sie dagegen gewesen. Auf alle derartigen Angriffe wird es mir natürlich leicht sein im 2. Bande zu repliciren. Mich wundert nur, daß man sich nicht dachte, daß wenn ich so kategorische Behauptungen aufstellte, die Beherrschung des Stoffs mir auch die Mittel zur Hand gebe meine Behauptungen zu beweisen.

Indessen ich komme wieder in Fachgespräche und gar noch in persönliche und dies sind die schlimmsten. Darum Adieu. Mit den besten Grüßen und der Bitte mich Ihrer Frau zu empfehlen Ihr ganz ergebener L. Brentano.

n. 13. Brentano an Schmoller. Berlin, den 10.December 1871.

Hochverehrter Herr Professor. Gewiß haben Sie in der Nationalzeitung vom 7. ds. den Angriff Oppenheims auf den Kathedersocialismus gelesen, u. gewiß haben Sie gedacht, daß es nicht Recht sei, daß während Sie Freunde am Ort des Angriffs hätten, ein derartiger Angriff unerwidert bleiben sollte. Von dieser Anschauung ging ich auch aus, u. an demselben 7. Dezember noch schrieb ich im Zorn über die denunciatorische Bezeichnung eine Erwiderung, in der ich den wahren Ggsatz der realistischen zur abstracten Schule auseinandersetzte. Allein trotzdem daß Boretius sich alle erdenkliche Mühe gab die Nat. Ztg. zur Aufnahme meines Artikels zu bewegen, verweigerte Zabel dieselbe, angeblich weil ich in dem Artikel die Commune verteidigt hätte, während ich umgekehrt gegen die Verwechslung unsrer Anschauungen mit denen der Commune, zu der das große Publikum durch solche Bezeichnungen geführt werden würde, protestirt hatte. Nun Sie werden noch lesen, was ich schrieb. Denn ich wandte mich nun an Wehrenpfennig. Allein obwohl er mit mir vollständig sympathisirte, war es für das kommende Heft der Preuß. Jahrbücher zu spät. Dagegen schickte er meinen Artikel selbst an die Grenzboten mit der Bitte um Aufnahme, so daß ich hoffe, daß ihm dieselbe gewährt werde. Sonst lasse ich mich aus meinen Arbeiten nicht leicht stören. Dieselben schreiten zu meiner Zufriedenheit voran. Geibel hat schon einen Theil des M.S.

Hoffentlich erfreuen Sie und Ihre Frau Gemahlin sich des besten Wohlbefindens. Bitte empfehlen Sie mich derselben u. bewahren Sie Ihre freundliche Gewogenheit auch ferner Ihrem ergebensten L. Brentano.

n. 14. Schmoller an Brentano. Dienstag 12. Dez. 71.

Lieber Freund! Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, die ich insofern mit Beschämung empfangen habe, als

ich Ihnen auch noch den Dank für die vorhergehenden schulde durch die Sie uns auch so sehr erfreut haben. Ich denke — mit meiner Frau — noch mit großem Vergnügen an die Tage Ihres Hierseins zurück und bitte Sie nur dringend durch die That bald zu beweisen, daß Sie gern bei uns waren. —

Die Frage, ob man Oppenheim antworten solle, hat mich auch beschäftigt. Ich dachte zuerst einen offenen Brief an ihn der Nat.Zeitung zu senden; bin nun aber froh, es nicht gethan zu haben, da Zabel natürlich auch meine Entgegnung nicht genommen hätte. Dagegen freut es mich sehr, wenn überhaupt eine Entgegnung kommt und Blum steht wohl auch auf einem Standpunkt, der ihm die Aufnahme in den Grenzboten erlaubt. Ich bin sehr begierig — und Ihnen jedenfalls sehr dankbar.

Noch begieriger freilich bin ich auf den zweiten Theil Ihres Buches und freue mich der Nachricht, daß es so schleunig seiner Vollendung sich naht. — Ich komme jetzt garnicht zu literar. Arbeiten und bin oft etwas mißgestimmt, daß ich gegenwärtig so ganz in Vorlesungen, Stadtverordnetensitzungen, praktischer Betheiligung bei der Volkszählung ect. aufgehe. Meine Vorlesung über landw. Statistik macht mir außerordentlich viel zu tun; fast für jede einzelne Stunde lasse ich eine Reihe von Tabellen lithographieren. Ebenso macht mir mein Seminar zu thun; es kostet mich 2—3 Tage Arbeit jede Woche. Dafür habe ich freilich die Befriedigung eines Auditoriums wie nie zuvor — in der Nat.ök. sind es 140—150.

Sonst geht es mir und meiner Frau recht gut. . . . (Persönl. Dinge).

Von Jannasch erhielt ich dieser Tage einen Brief, der mir im Ganzen doch Zufriedenheit mit Proskau ausspricht. Er sandte mir einen Artikel, den er im „Schles. Landwirth" gegen das dumme Buch von Schulz (Betheiligung der Arbeiter am Reinertrag der ländl. Güter) geschrieben hat.

Knapp war vor 14 Tagen etwa wieder hier. Wir stritten uns da viel über Quetelet u. Andere. Seine Neigung abzuurtheilen geht doch leicht von einer abstrakten theoretischen Prämisse aus und vergißt den Satz: „Nehmt alles nur in Allem", den meine friedliebende Natur gerne voranstellt. Ich setzte mich da mit ihm grade auch persönlich auseinander — natürlich in

aller Freundschaft. Er ließ fallen, ein solch milderes Urtheil sei eben Folge von Verwaschenheit, Unklarheit, sei Roscherei ect.; was ich nicht zugeben konnte. Die scheinbar größte Klarheit und principielle Folgerichtigkeit, behauptete ich, sei eben doktrinaire Einseitigkeit (man sieht das an der Manchesterschule). Das reale Leben zeige immer verschiedene Seiten; man dürfe jede Erscheinung, also auch jede literar. Kraft nur im vollen Zusammenhang aller auf sie wirkenden Elemente beurtheilen. Wir einigten uns zuletzt, daß es verschiedene Naturen gebe, daß demgemäß auch das Urtheil des einen stets vom anderen abweichen müsse, daß dabei nur jeder den anderen in seiner Art anerkennen müsse. — Ich habe nun das Gefühl, auch eine so abstrakte Natur wie die Knapps in vollster Weise anzuerkennen, während ich von ihm das Gefühl habe, daß er mich mit unter die „Roscherei" klassificirt. — Daß ich trotz dieses Gegensatzes zwischen uns Knapp persönlich außerordentlich gern habe wissen Sie. Sonst hätte ich Ihnen garnicht davon erzählt. In treuer Freundschaft Ihr G. Schmoller.

n. 15. Brentano an Schmoller. Berlin, Matthäikirchstr. 19.
dem 31. Dez. 71.

Lieber Herr Professor. Schon lange habe ich Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen vom 12. antworten wollen, allein, wie Sie gleich hören werden, haben nicht wenige Unannehmlichkeiten mich bisher davon abgehalten, und fast möchte ich über diese klagen, würde mich nicht mit ihnen der Umstand versöhnen, daß ich nun Gelegenheit erhalte, Ihnen und Ihrer Frau meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre zu senden. Also bevor ich mit meiner Schmerzenslitanei beginne, vor Allem meinen aufrichtigen Wunsch, daß es Ihnen in jeder Hinsicht im neuen Jahre recht gut gehen, und daß Ihnen besonders aus dem neu zu erwartenden Zuwachse zu Ihrer Familie recht viel Freude erwachsen möge. Was nun aber meine Schmerzen angeht, so beziehen sie sich auf meinen Artikel gg Oppenheim, von dem Sie schon wissen. Habent sua fata libelli! dies paßte wohl selten so gut wie für jenen unseligen Aufsatz. Zuerst von der Nationalzeitung zurückgewiesen, wanderte er zu Wehrenpfennig, der

ihn an das neue Reich (nicht an Blum, wie ich zuerst schrieb) sandte, von wo er, wegen angeblichen Mangels an Raum, zu mir u. von mir zu Wehrenpfennig zurückkam, der ihn nun endlich in den Spalten des Hamburgischen Correspondenten zur Ruhe bringen will. Ich hatte längst das Vergnügen, an der Sache verloren und wollte den Artikel zum Tode im Papierkorbe verurteilen, allein Meitzen, der ihn gelesen hatte, war sehr für ihn eingenommen u. meinte, er müßte in die Preuß. Jahrbücher. So gab ich ihn denn Wehrenpfennig zurück. Heute nun war W. bei mir u. brachte mir eine Anzahl recht vernünftiger Gründe vor, warum er nicht wünsche, daß sich die neue nationalökonomische Schule, als welche er uns betrachtet, mit einer Polemik in die Jahrbücher einführe. Seine Gründe beruhen auf Fractionsverhältnissen. Er sagte, er stehe ohnedies schon schlecht mit den von mir Angegriffenen, u. er wolle nicht, daß der vollständige Bruch anläßlich dieses Streites stattfinde. Dies läßt sich vollständig verstehen. Dagegen wollte er mir den Artikel nicht zurückgeben, bestand darauf, daß er erscheine u. schickte ihn deshalb an Eckardt, bei dem sich die Absonderung ggüber Braun, Oppenheim u. Consorten schon mehr u. offener vollzogen hat. Sobald der Artikel gedruckt ist, sollen Sie ihn erhalten, und es würde mich freuen, wenn meine Darlegung des zwischen uns u. den Abstracten bestehenden Unterschieds Sie befriedigen würde.

den 12. Januar 1872.

So weit hatte ich vor 14 Tagen geschrieben, da wurde ich unterbrochen u. ich kam mehrere Tage lang nicht mehr zum Schreiben. Hierauf verstummten alle Nachrichten über meinen Artikel. Ich glaubte, daß er abermals zurückkommen würde, u. dieses Ereignis wollte ich abwarten. Aber diesmal wurde er wirklich gedruckt u. vor einer Stunde habe ich einen Abdruck an Sie abgesendet. Eckardt schrieb mir sogar einen sehr liebenswürdigen Brief, in dem er mich bat, mehr für ihn zu schreiben. Ich schrieb zurück, daß meine Arbeiten mir nicht gestatteten, ein regelmäßiger Mitarbeiter zu werden. Dagegen würde es mich sehr freuen, wenn er gelegentlich Aufsätze von mir aufnehmen wollte. Ferner versprach ich, Sie zu bitten, ihm gleich-

falls gelegentlich einen Aufsatz zu senden. Eckard ist nämlich der löbl. Ansicht, daß in unsrer Richtung das einzige Heil liege. Er will gern sein Organ zum Organ unsrer Richtung machen. Und es ist doch viel vorzuziehen, vor dem Blatte von A. Schulz! Es war mir nicht ganz recht, ich muß es gestehen, als ich hörte, Sie hätten Schulz eine Arbeit für die Probenummer zugesagt. Dies Blatt von Schulz ist doch nichts Andres als Faucher in den Wochen, u. wird hauptsächlich gg. uns gerichtet werden.

Was Sie mir von Ihrer großen Zuhörerzahl schrieben, hat mich sehr erfreut. Unbegreiflich scheint mir, daß man bei Straßburg nicht eher an Sie als an Schönberg gedacht hat. Schönberg's Schrift über Arbeitsämter ist doch eigentlich matt.

Auch Ihre Bemerkungen über Knapp waren mir sehr interessant. Doch glaube ich dürfen Sie selbst Knapp gegenüber sicher sein. Er ist zu sehr gentleman, als daß er Sie im Geheimen etwas beschuldigen würde, während er offen Freundschaft zeigte[5]).

---

[5]) Es liegt in diesem Briefe ein unvollendeter Entwurf vor, sonst wörtlich übereinstimmend, aber die Stelle über Knapp in folgender ausführlicher Form bringend:

Was Sie mir über Knapp schreiben hat mich sehr interessiert. Sie haben gewiß Recht, wenn Sie sagen, daß er beim Urtheilen zu sehr von abstrakten, theoretischen Prämissen ausgehe. Wenn ich an manche Dinge denke — ,auch außerhalb des Kreises der Volkswirtschaft, — über die er geurtheilt hat, so scheint es mir, als ob das den Sachverhalt noch sehr milde ausdrücke. Knapp's Urtheil ist nicht nur absprechend, sondern mitunter urtheilt er über Dinge, die er nicht gründlich erfaßt hat. Er ist von denen, die ihn anhören, bisher zu sehr verwöhnt worden. Da man sich jedes Urtheil von ihm gefallen ließ, urtheilt er nun zu viel. Und dieses ewige Kritisieren wirkt unfruchtbar. Es macht ihn selbst unfähig, schaffend zu arbeiten. Er steht in Gefahr aus einer kritischen Natur eine rein negative zu werden. Im Ganzen liegt diese Gefahr ja jedem Volkswirthe bei dem heutigen Stande der Volkswirthschaftslehre nah. Allein es hieße ja sich selbst u. die Sache aufgeben, wollte man über diesen Punkt des Verzweifelns nicht hinauskommen, wollte man nicht das Wahre in dem bisher geleisteten anerkennen und wollte man nicht jede, noch so schwache Regung eines Besserwerdens freudig notieren. An Ostern fand ich, daß wir beide, Knapp u. ich, zu sehr auf diesem Verzweiflungsstandpunkt uns befanden. In Halle war es mit ihm u. mit mir schon besser geworden. Nun würde es mir leid thun, wenn er in seinen Pessimismus wieder zurückgefallen wäre. Ich sehe viel rosiger wie früher, auch unter dem Eindruck meiner fortschreitenden Arbeit.

Nächste Woche, gg Ende, reise ich nach London. Sollten Sie oder Ihre Frau Gemahlin etwas dahin zu besorgen haben, oder sollte ich Ihnen von dort etwas mitbringen können, was Sie wünschen, so würde es mir großes Vergnügen machen, wenn Sie mich damit beauftragen wollten. In treuer Freundschaft

L. Brentano.

n. 16. Schmoller an Brentano. Halle 1. März 72.

Lieber verehrter Freund. Ihr freundlicher Glückwunsch[6]) hat feurige Kohlen auf mein Haupt gesammelt. Haben Sie besten Dank dafür, wie für Ihren vorletzten Brief, den nur übermäßige Geschäftslast mich seither gehindert zu beantworten. Daß ich Ihren Artikel im Hamb. Correspondenten mit großem Vergnügen und Beifall las, versteht sich von selbst. Oppenheims Entgegnung ist mir entgangen. Alle Manchesterleute trifft allerdings Ihr Vorwurf nicht. Z. B. Soetbeers Untersuchungen, Michaelis' Eisenbahn und Bankartikel gehören ebenfalls mehr der exakten, als der theoretisierenden abstrakten Richtung an.

Für den Ekonomist gab ich Schulz einen Artikel, nachdem er mir feierlich versprochen Parität zu wahren und uns jederzeit zu Worte kommen zu lassen. Geschieht das, dann glaube ich ist es immer besser, wenn das Organ nicht ganz in gegnerischen Händen ist. Ich glaube überhaupt, daß wir uns in Acht nehmen müssen, die Kluft zwischen uns und jenen Leuten breiter zu machen, als sie wirklich ist. In vielen Punkten sind sie selbst bekehrt, wollen es nur nicht so Wort haben.

Uns geht es ganz gut. Meine Frau grüßt Sie bestens. Ich bin recht semestermüde, weil mir meine Vorlesungen vollends recht viel zu thun machen. Ich doziere jetzt und fühle mich so für den Moment nur als Vorlesungsmaschine, die täglich das größtmögliche Quantum in sich ein- u. wieder auszupumpen hat.

Im April hoffe ich wieder einige Wochen in Berlin auf dem Archiv zu arbeiten und freue mich im Voraus recht sehr auf das Zus.sein mit Ihnen. Mit herzlichstem Gruße Ihr treu ergebener

G. Schmoller.

[6]) Vom 28. Febr. zur Geburt von Schmollers Sohn.

n. 17. Brentano an Schmoller.

Lichterfelde bei Berlin den 1. August 72.

Lieber hochverehrter Freund. Ich mußte bei der Abreise von Halle so plötzlich aus Ihrem Hause fort, um noch meine Rechnung im Hamburger Hof zu ordnen, daß ich kaum mich mehr erinnern kann, ob ich ordentlich von Ihnen Abschied genommen und Ihnen für Ihre große Freundlichkeit gedankt habe. Indes werden Sie mich wohl hoffentlich deshalb nicht der Herzensschwärze beschuldigt haben u. auch noch heute meine herzliche Danksagung freundlich aufnehmen.

Passirt ist eigentlich Nichts besonderes, seit wir beisammen waren. Wagner ist noch immer böse seit der halleschen Zusammenkunft, u. will, wie ich höre, sich sogar ganz u. gar jeglicher Betheiligung an denselben enthalten. Die Kritik des Opp'schen Kathedersocialismus hat ihn aufs Neue in Harnisch gebracht. Ich fand sie auch stark, wenn auch nicht unwahr. Ich kam zufällig zu Boretius, als er sie grade fertig hatte u. in Druck geben wollte. Da war sie noch sehr, sehr viel schärfer. Ich machte darauf ernstliche Bemerkungen dagegen, worauf Boretius sie änderte u. milderte. Boretius sagte mir übrigens, wenn die Natzeitg. zum Eisenacher Congreß eingeladen würde, würde die Einladung wohl ignorirt werden, was ganz mit meinem Antrag in Halle übereinstimmt, daß er direct eingeladen werden solle. Er stimmt persönlich ganz mit uns überein. Aber er muß furchtbar Rücksicht auf Zabel, Wolff etce. nehmen. So hat er neulich (Sonntag d. 28. Juli) einen Artikel von mir über den Essener Strike aufgenommen als Korrespondenz aus der Rheinprovinz. Allerdings hat er mir Manches gestrichen u. geändert. Aber im Vergleich mit den zu krassen Bourgeoisartikeln des O. Spener, war dies doch eine Wohlthat, wegen der Boretius, wie er mir sagte, heftige Vorwürfe erhalten werde. Sagen Sie, bitte übrigens nicht daß der Artikel von mir war.

Aus der Schrift O.s geht hervor, daß O. übrigens in der That prinzipiell nicht so sehr unser Gegner ist, als es den Anschein hat. Die Gegnerschaft beruht weniger auf Differenz der Prinzipien, als der Sympathien: Er ist u. fühlt wie ein Bourgeois, wir haben weitere Herzen. Die Schrift gewährt mir übrigens

einen Triumph. In dem kleinen Aufsatz gg mich hat er auf jeder zweiten Seite einen langen Satz ausgelassen, dessen Absurdität u. Phrasenhaftigkeit ich ihm in der Polemik im Hamb. Corresp. nachgewiesen hatte. Auch die Hauptsache, über die wir uns so sehr stritten, und deren Absurdität er so gar nicht einräumen wollte, am Ende des obersten Absatzes auf S. 48: „Wie die Gleichheit vor dem Gesetze die Grundlage u. der Angelpunkt jedes modernen Rechtssystems sein u. bleiben wird, so wird auch der von A. Smith entwickelte Gleichheitsgedanke die Grundlage der modernen Volkswirthschaft bleiben." Es scheint, daß er doch endlich zur Besinnung kam. Aber ehrlich ist er auch nicht, so seine eigne Waare durch einfaches Auslassen von Fehlern zu fälschen!

Engel sagt mir, Sie gingen mit ihm nach Rußland. Wenn Sie hier durchkommen, schreiben Sie mir doch ein paar Worte, damit ich Sie sehen kann. Hoffentlich bin ich nicht grade in Breslau, wohin ich dieser Tage auf ein oder zwei Tage gehen will, um mir eine Wohnung zu miethen. Wüßte ich nur, ob ich lange in Breslau bliebe, wegen des Einrichtens. Sie haben mir mit Tübingen einen Floh ins Ohr gesetzt. Aber einerlei; — man muß nicht immer denken, man bliebe wo man ist bis zum seligen Ende.

Bitte empfehlen Sie mich bestens Ihrer Frau. Sie hatte mich gut necken, zu dem Professor in Breslau werde ich nun bald eine Professorin finden. Davon ist u. kann keine Rede sein. Wenn man so das Glück gefunden hat u. wieder gibt, wie sie, kann man wohl andere zur gleichen Ursache aufmuntern, da man selbst als glänzendes Beispiel des Erfolges dient. Aber der Statistiker wird beherrscht von der großen Zahl. Die läßt aber ernstliche Zweifel über die Rathsamkeit der angeregten Schritte entstehen, et dans le doute, le sage s'abstient. Mit herzlichem Gruße Ihr L. Brentano.

PS. Wenn Sie mein Buch für Zarncke anzeigen, könnten Sie unter den vielen Ausstellungen, zu denen es Ihnen unzweifelhaft Anlaß geben wird, noch folgende Verbesserung hinzufügen, die ich, da mir die Aushängebogen der letzten Bogen nicht zukamen, selbst nicht mehr machen konnte, u. erst jetzt bei neuer Durchsicht entdeckt habe: [folgen einige Verbesserungen].

n. 18. Brentano an Schmoller. Lichterfelde, den 15. Aug. 1872.

Lieber hochverehrter Freund. Es thut mir sehr leid, daß ich nicht heute mit Ihnen nach Potsdam kommen konnte. Aber mein Packer ist da, u. da konnte ich nicht fort. Ich war gestern noch bei Engel, um den Angriff in der A.A.Z. zu sehen. Engel konnte ihn nicht mehr finden. Er glaubte aber es sei eine verdeckte Correspondenz, die hier in Dlnd fabricirt u. von London datirt ist, u. was er mir von ihrem Inhalt erzählte, deutet sehr darauf hin, daß es sich wirklich so verhält. Engel meinte sogar, daß die Correspondenz von Jemand herrühre, der wisse, daß ich die Ehrenpromotion Lord Shaftesbury's auf dem Gewissen habe. Denn gleichzeitig beschwert sich der Correspondent über diese u. über mich. Ich weiß natürlich nicht, ob dem so ist. Jedenfalls ists rein erlogen, wenn die Correspondenz sagt, die öff. Meinung in England habe über die Gewerkvereine den Stab gebrochen. Grade in den letzten Jahren ist ein enormer Umschwung der öff. Meinung zu Gunsten der Gewerkvereine eingetreten. Ich verweise auf die Belege die ich hierfür in meiner Polemik mit Oppenheim beigebracht habe: den Brief Ludlow's an mich, der glänzende Empfang des Gewerkvereincongresses durch die Stadtbehörden von Nottingham, sodann auf die veränderte Sprache der Times u. der übrigen leading papers, auf die bei D. & H. erschienene Broschüre über die Arbeiterbewegung im J. 1871 ect. ect. Was über mich direkt gesagt wird ist für Jeden, der meine Arbeiten kennt, absurd. Auch ist der erste Band ja zuerst beinahe vollständig englisch erschienen, u. hat dort bei Blättern aller Farben Anerkennung gefunden; erst ganz kürzlich hat die letzte Veröffentlichung des Cobden Clubs Auszüge daraus gegeben. Im zweiten Band finden sich aber beinah für jeden Satz die Belege in den Blaubüchern. Es ist in der That eine billige Art der Widerlegung, deren meine Herren Gegner sich ggüber mir zu bedienen beginnen. Ohne alle weitere Mühe wird durch einfaches Lügen meine ganze jahrelange Arbeit in den Augen des Publikums discreditirt.

Dr. Eisenbarths Artikel in der Breslauer Ztng habe ich gesehen. Er ist aber nicht von Eras, sondern von Al. Meyer. Ich hätte noch über viele Dinge mit Ihnen gern eingehend ge-

sprochen. Der Packer hat Alles unmöglich gemacht. Hoffentlich kommt bald eine andre Gelegenheit. Wie lange bleiben Sie in Königsberg?

Auf Wiedersehen dann in Eisenach. Ich fürchte Ihnen den Artikel in der Nat.Ztng nicht mehr liefern zu können. Engel hat ihn zerschnitten. Vielleicht finden Sie ihn in Halle noch. Mit herzlichstem Gruße an Ihre Frau Ihr ergebenster L. Brentano.

n. 19. Brentano an Schmoller. Aschaffenburg, 18. Sept. 72.

Lieber hochverehrter Freund. Ich hätte Ihnen schon längst wieder einmal geschrieben hätte ich nicht befürchtet, daß mein Brief Ihnen ungelegen in Ihren Umzug nach Straßburg hineinfallen würde, u. auch heute befürchte ich dies noch. Weiß ich ja nicht einmal, wohin ihn adressiren, ob nach Halle oder nach Straßburg; u. nur eine Frage, welche unsere Referate in Eisenach berührt u. die ich Ihnen notwendig stellen muß, bringt mich dazu, mich als Störenfried bei Ihnen einzudrängen. Wäre es nämlich nicht wünschenswerth u. zweckmäßig, wenn die Referenten die Vorschläge oder Resolutionen die sie machen resp. beantragen wollen, den Versammelten gedruckt in die Hand gäben? Nur so scheint mir eine vernünftige Diskussion möglich, u. ich meine deshalb, es wäre gut, wenn die drei Referenten ihre Resolutionen auf einem Bogen zusammendrucken lassen würden. Sodann wäre es nicht vielleicht zweckmäßig, wenn ich mit meinem Referate über die Fabrikgesetzgebung vor dem Ihrigen über Coalitionen käme? Ich meine es wäre logischer u. die Aufgabe würde Ihnen möglicherweise dadurch leichter. (NB Ihre Aufgabe ist unter den augenblicklichen Verhältnissen die allerschwierigste). Die Sache ist nämlich die, wie ich in meinem Vortrag in Leipzig dargethan habe, daß man zu wählen hat zw. Regelung der Arbeitsverhältnisse durch Gesetzgebung u. Regelung durch Coalition. Hat man die Regelung der Gesetzgebung für Kinder u. Frauen gutgeheißen jedoch deren Ausdehnung auf erwachsene männliche Arbeiter verworfen, u. diese auf Selbsthilfe verwiesen, so muß man notw. die Coalitionen auch gutheißen. — A propos, noch eine Frage. Wie lange darf ein Referat im äußersten Falle sein? Es wird mir absolut unmög-

lich sein, die große mir gestellte Aufgabe in kürzerer Zeit als $^3/_4$ bis 1 Stunde zu bemeistern, u. dann muß ich noch sehr viel auslassen.

Die Correspondenz in den A.A.Z. vom 9. August von der ich Ihnen das letzte Mal schrieb, habe ich seitdem gelesen. Es war ein reiner Schmähbrief, ohne irgend welche sachliche Einwendungen. Doch war es keine verdeckte, sondern eine wirkliche Correspondenz aus London, was jedoch keineswegs ausschließt, daß sie nicht von Berlin aus bestellt war. Wahrscheinlicher ist mir indes, daß diese Correspondenz von demselben herrührt, der vor mehreren Jahren Thornton so sehr über Gebühr in der A.A.Z. anpries, u. der durch mein häufiges Auftreten gegen Thornton sich geärgert fühlt. Wenige Tage nach jener Correspondenz in der A.A.Z. brachte The Saturday Review vom 17. August eine Besprechung meines Buchs, die mit Ausnahmen, daß sie meinte ich habe eine allzugroße Vorliebe für Regelung der industriellen Verhältnisse durch freiwillige Übereinkunft oder durch den Staat, recht anerkennend gehalten war u. den Wunsch aussprach, das Buch möge ins Englische übersetzt werden. Da The Saturday Review eine der heftigsten Gegnerinnen der Gewerkvereine ist, war dies Lob nicht ohne Bedeutung, u. da es in absolutem Widerspruch zu der Correspondenz in der A.A.Z. stand, machte ich das mir bekannte Mitglied der Redaktion der A.A.Z. darauf aufmerksam, u. in der Beilage der A.A.Z. vom 31. August widerlegte die Redaktion mit Citaten aus der Saturday Rev. die Bemerkungen ihres eigenen Correspondenten. Es war mir dies sehr angenehm, denn da die A.A.Z. in Süddeutschland Meinung macht, wäre ich ohnedies wahrscheinlich in der öffentlichen Meinung ruinirt gewesen.

Hoffentlich haben Sie in Königsberg gefunden, was Sie dort suchten. Mit herzl. Grüßen für Ihre Frau u. den besten Wünschen zum Umzug Ihr ganz ergebner L. Brentano.

n. 20. Schmoller an Brentano. Halle 20. Sept. 1872.

Verehrtester Freund! Besten Dank für Ihre Zeilen. Ich bin erst seit wenigen Tagen wieder hier, nachdem ich eine schöne Reise an der Ostseeküste gemacht und hierauf 4 Wochen in

Königsberg u. Gumbinnen mich förmlich in die Akten vergraben hatte. Ich bleibe bis 4. Oct. hier u. gehe von hier direkt nach Eisenach. Seit ich wieder hier bin habe ich täglich etwa 15 bis 20 Briefe in Sachen der Eisenacher Versammlung geschrieben.

Was nun Ihre Fragen betrifft, so bin ich zunächst noch außer Stande über den Druck von Resolutionen etwas zu sagen; es ist noch garnicht beschlossen ob der Versammlung Resolutionen vorgelegt werden sollen, ob man abstimmen soll ect., ich denke, es kann das erst am Sonnabend vorher festgestellt werden; dann ist aber auch wohl der Druck noch bis Sonntag möglich. Ich habe erst angefangen an m. Referat u. bin über die Resolutionen noch nicht einig. Ich glaube auch, wir können nicht individuelle Resolutionen vorlegen, sondern höchstens solche, die das Comité gebilligt hat.

Was die Frage betrifft, ob nicht Ihre Frage logisch vor meiner zu stehen habe, so gebe ich zu, daß nach der Formulierung, wie sie in Ihrem Aufsatz enthalten ist, die Fabrikgesetzgebung voran gehen muß. Man kann aber ebenso gut die allgemeine Frage so stellen, daß die freie Aktion der Arbeiter dem gesetzlichen Schutze vorangeht. Und ich glaube beinahe, daß wir unserem Publikum gegenüber richtiger handeln, zuerst vom freien Arbeitsvertrag zu sprechen. Ich möchte besonders den linken Theil (Nationalliberal u. Fortschritt), dadurch vertrauensselig für uns stimmen, daß wir nicht gleich das bringen, was ihn abstößt: die Fabrikgesetzgebung. Doch kann das immer noch in der Vorversammlung zur Sprache kommen.

Manche nicht uninteressante Briefe von Lasker, Miquel, Bamberger habe ich in der Sache erhalten. Lasker kommt jedenfalls. Den reaktionären Geh. Rath Wagner habe ich auf Blankenburgs Andringen auch noch eingeladen. Ich hoffe, daß der Besuch recht zahlreich werden wird. Über den sonstigen Erfolg wage ich noch kein Urteil.

Haben Sie die Artikel in der Weserzeitung gelesen? Vieles ist richtig, was der Autor (wohl Emminghaus) gegen uns sagt; aber er vergißt, daß das was er sagt, himmelweit von dem Standpunkt Prince-Smith's ect. abweicht. Hätten wir nur

Gegner wie Böhmert u. Emminghaus, so wäre der ganze Streit freilich lächerlich. ... [Persönliches] In treuer Freundschaft
Ihr G. Schmoller.

n. 21. Brentano an Schmoller. Aschaffenburg 23. Sept. 1872.

Lieber hochverehrter Freund. Gestern bei meiner Rückkehr von Frankfurt, wo ich Cohn gesehen, fand ich Ihre gütigen Zeilen. Heute morgen erhielt ich schon wieder einen Brief von Cohn betr. den Eisenacher Kongreß, den ich Ihnen beilege. Da ich nicht Ihre Antwortungslast auf die vielen Briefe, die Ihnen jetzt zukommen, vermehren will, erkläre ich, daß ich von vornherein auf Antwort auf diese Zeilen verzichte.

Was das Fassen von Resolutionen angeht, so geht meine Erinnerung dahin, daß es in Halle[7]) allerdings gewünscht wurde, daß die Referenten positive Vorschläge machen und Resolutionen beantragen sollten. Meine persönliche Idee war gewesen, die Referenten sollten die Diskussion nur einleiten. Allein mir wurde hierauf in Halle erwidert, im Interesse der Diskussion sei eine Zuspitzung der Fragen in formulierten Anträgen zu wünschen. Ich habe nun auch dementsprechend mein Referat eingerichtet. Die Form meiner Anträge ist ungefähr folgende: „Ich beantrage, die hier Versammelten mögen sich dafür aussprechen, daß die gesetzl. Beschränkungen der Arbeit in Fabriken auch auf die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter außer dem Hause ihrer Eltern oder Vormünder in den Kleingewerben und den Hausindustrien ausgedehnt werden und daß da, wo die Eltern selbst ihre Kinder zu frühzeitig und zu andauernd beschäftigen, durch strenge Durchführung der Vorschriften über den Schulbesuch diesem Mißbrauch ein Damm gesetzt werde."

Sie meinen, wir könnten nicht individuelle Resolutionen vorlegen, sondern höchstens solche, die das Concil gebilligt habe. Ich fürchte, daß alsdann dem Referenten die Sache unendlich erschwert werde. Höchstens dürfte man, wie mir scheint, sagen, der Ref. dürfe keine Anträge stellen, die das Concil gemißbilligt habe. Das Concil kann ja den Referenten in der Versammlung bekämpfen wie jeder andere auch. Wenn Roscher die Anträge billigen soll, werden sie jedenfalls sehr gemäßigt ausfallen.

[7]) Bei der Vorbesprechung zur Eisenacher Tagung.

Cohn hat mir einen, wie mir scheint, guten Gedanken vorgetragen. Wir sollten unsere Referate gedruckt vorlegen und dann nur ihren Inhalt skizzenhaft vortragen. Ich muß jedenfalls mein ganzes Referat auf weniger als die Hälfte reducieren, um es vortragen zu können und werde deshalb dasselbe in seiner jetzigen Gestalt ohne dies in den H.'schen Jahrbüchern abdrucken lassen. Man könnte dies nun bereits vor dem Congreß thun lassen und dann die Referate unter die Mitglieder vertheilen. Im Falle Sie dieser Meinung beipflichten, bitte ich mir zu schreiben, damit ich mein Referat an Hildebrand schicke. Im Interesse der Sachlichkeit der Diskussion wäre ein derartiges Verfahren nicht übel. Ihren Gedanken über die Folge der Referate setze ich keinen weiteren Einwand entgegen. — Die Artikel in der Weserzeitung kamen mir nicht zu Gesicht. Übrigens haben Sie mit Ihren Bemerkungen über Böhmert und Emminghaus auch insofern Recht, als es lächerlich wäre, mit zwei so unbedeutenden Menschen sich zu streiten. Die extremeren Manchesterleute sind jedenfalls auch die gescheidteren. Was Alex. Meyer angeht, so haben mir allerdings seine Artikel über den Kathedersozialismus, die er im August in die Spen. Zeitung schrieb, Zweifel an seinem Verstande erregt. — Daß Geh R. Wagner kommt, ist eigentlich unangenehm. Der Congreß ist ohnehin zu sehr rechts, warum war unter den Unterzeichnern der Einladung kein einziger zur Linken Gehöriger?

Nun darüber und über manches Andere mündlich. Auch ich beabsichtige bereits am 4. Okt. nach Eisenach zu kommen. An zahlreichen Besuch der Versamml. glaube ich; über das Resultat bin ich skeptisch.

Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß Sie Ihre Reise an Ostern so sehr genossen haben. Mit den besten Grüßen an Ihre Frau Ihr aufrichtig ergebener L. Brentano.

n. 22. Brentano an Schmoller. Aschaffenburg den 26. Sept. 1872

Lieber hochverehrter Freund. Umstehend sende ich Ihnen die Anträge, die ich zu stellen beabsichtige. Ich glaube, daß dieselben Ihre und aller Gesinnungsgenossen Zustimmung finden werden. Wenn Sie es nicht glauben, so bitte ich, mir Ihre An-

stände zu bemerken. Wenn Sie zustimmen, beabsichtige ich Ihrem Vorschlage zu folgen, und 250—300 Exemplare meiner Anträge drucken zu lassen; zugleich halte ich es auch für rathsam die betr. §§ der R.G.O. zum Abdruck zu bringen. Gar Manchem der Anwesenden dürften sie sonst unbekannt sein.

Wollen Sie nicht einen Antrag zu Gunsten des von Schulze-Delitzsch eingebrachten Vereinsgesetzes stellen? Das würde den Fortschritt sehr versöhnen u. ist auch wirklich wünschenswerth. In der gestrigen Nord. Allg. Zeitung sah ich einen der Volkszeitung entnommenen Artikel, der die Fortschrittsleute zur Beschickung des Congresses ermahnt.

Eröffnungsrede scheint mir jedenfalls nöthig zu sein. Sybel ist aber nicht Nationalökonom, und eine Rede von ihm wäre für uns deshalb blamabel. Engel ist gefährlich als Redner. Wie aber stehts mit Hasse und Hildebrand! Gneist und Hasse wären jedenfalls passende Vorsitzende. Sollte aber nicht eigentlich der Begrüßungsredner zum Vorsitzenden ernannt werden? Mit herzl. Gruße L. Brentano.

(Fortsetzung in den nächsten Heften)

LITERATURBERICHT

GRENZ- UND AUSLANDDEUTSCHTUM — DEUTSCHE KULTURPOLITIK IM AUSLANDE

BERICHT ÜBER NEUERSCHEINUNGEN

VON FRANZ THIERFELDER

Von dem Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums (Verlag F. Hirt, Breslau, 1933ff.), über dessen Gestaltung und Drucklegung lange ein Unstern waltete, liegen nun die Lieferungen für zwei Bände vor und gestatten ein erstes allgemeines Urteil. Allen Bedenken zum Trotz, die gegen das weitschichtige und vielköpfige Unternehmen erhoben worden sind, ist ein Werk im Entstehen, das zu den rühmlichsten Leistungen der deutschen Wissenschaft gehört und eine feste Grundlage für die Volkstumsforschung der Zukunft bilden wird. Die im Titel ausgedrückte Begrenzung des Stoffes ist in breiter Front durchbrochen worden, — im allgemeinen zum Vorteil des Werkes, denn mehr und mehr hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Untersuchung volksdeutscher Gruppen nach zwei Seiten, nach der gemeindeutschen und nach der fremdvölkischen hin verankert sein muß. Daß einzelne Artikel sich zu wahrhaften Abhandlungen ausgewachsen haben (z. B. der über Agrarverfassung), ist aus ökonomischen Gründen zu bedauern; es kommen dafür andere Beiträge wie etwa die über die Deutschtumsorganisationen zu knapp weg. Vielleicht hätte man durch noch häufigere Verweisung auf das einschlägige Schrifttum Platz gewinnen können, und sicherlich werden manchmal Grenzgebiete in die Betrachtung einbezogen, bei denen man im Zweifel sein kann, ob sie überhaupt in das Wörterbuch gehörten. In dem Streben nach Vollständigkeit sind die Verfasser jedenfalls oft weitergegangen, als es für ein Handbuch zuträglich ist; wer sich z. B. rasch einen Überblick über eine Elsaß-Lothringen berührende Frage verschaffen möchte, wird manchmal ziemlich lange suchen müssen, ehe er das Gewünschte findet, obwohl ganz allgemein der Aufbau der Hauptartikel wohldurchdacht und typographisch vorbildlich gegliedert ist. Diese Einwände bedeuten indessen wenig; der deutsche Forscher, Politiker und Wirtschaftler — aber der ausländische nicht weniger wird durch das Werk in seinem Wissen so unerhört bereichert und durch

das Gestrüpp politisch verfinsterter Streitfragen des internationalen Völkerlebens so behutsam und sachlich geleitet, daß er das Handwörterbuch, soweit es vorliegt, nicht mehr entbehren kann und nur den einen Wunsch hegt, die Lieferungen der nächsten Bände möchten rascher als bisher einander folgen.

Da die Grundlegung der volksdeutschen Wissenschaft in einer Zeit höchster europäischer Unruhe erfolgte, mußte neben dem gereiften Werke der Forschung eine Fülle von Einzeluntersuchungen und Kampfbüchern entstehen, die die Massen aufrüttelte und dem rasch wechselnden Bilde der zwischenstaatlichen Beziehungen Europas gerecht wurde. Es muß einmal nachdrücklich darauf hingewiesen werden, welche Sachlichkeit und Gerechtigkeit auch jene Bücher atmen, die breitere Kreise aufklären sollen. Es ist bisher ein Ruhmesblatt der deutschen Volkswissenschaft gewesen, daß sie den Gegner nicht niederschrie, sondern durch bessere Gründe zu überzeugen suchte. Wer einen Blick in die politische Literatur der Gegenseite geworfen hat, wird mit wahrhaftem Aufatmen die Bücher in die Hand nehmen, die in diesem Berichte genannt werden.

An die Spitze stellen wir drei Werke des verdientesten und originellsten unter den Deutschtumspolitikern dieser Zeit, K. C. v. Loeschs, dessen Gedanken seit 15 Jahren wie ein Sauerteig die volksdeutsche Forschung durchsetzen. Zunächst ist in der „Mitteleuropäischen Schriftenreihe" als Band 4 im Verlag Volk und Reich, Berlin 1937 seine „Gliederung der deutschen Volksgrenze" erschienen, eine hervorragende Karte des deutschen Volks- und Sprachbodens, der eine knappe, fesselnde Erläuterung vorausgeschickt ist. Die Bedeutung der „Grenze" für Volkswerdung und Sprachwahrung ist hier auf gedrängte, eindrucksvolle Formel gebracht worden.

Zu den reifsten Leistungen seiner volkspolitisch werbenden und doch unbestechlich sachlichen Wissenschaft gehören jedoch die beiden Großbilderbände „Das Antlitz der Grenzlande" mit 510 Abbildungen und 3 Karten, ausführlichen Beschreibungen und zusammenfassendem Text, in Ganzl. 24.— RM 2. Aufl. F. Bruckmann AG, München 1936 und „Deutsche Züge im Antlitz der Erde", Deutsches Siedeln, deutsche Leistung. Mit 850 Abbildungen, F. Bruckmann AG, München 1935. In Ganzl. 26.— RM. Hier handelt es sich nicht mehr um „Prachtwerke" einer verflossenen Zeit; reiches Tatsachenwissen ist in Verbindung mit den besten vorhandenen Abbildungen aus grenz- und auslanddeutschen Bezirken und darüber hinaus aus allen Ländern der Erde, in die deutsches technisches und geistiges Schaffen unvergängliche Züge eingeprägt hat, zu einer nahezu vollkommenen Einheit verschmolzen worden. Die beiden Werke sind in gewissem Sinne die Bilanz der volksdeutschen

Arbeit von zwanzig Jahren; von einem überlegenen Geiste geordnet und auf den Sammlungen des Deutschen Ausland-Institut Stuttgart aufgebaut sind sie letzten Endes doch Gemeinschaftsarbeiten im besten Sinne des Wortes. Jeder Zweig der wissenschaftlichen Forschung findet Anregungen in Hülle und Fülle; die lebensvolle vielseitige Schau scheint uns der höchste Vorzug der buchtechnisch vollendeten Bände zu sein. Die so oft gestellte Frage: Was ist deutsch? beantwortet sich dem Leser unaufdringlich von selbst — dem Leser, denn diese Bücher wollen nicht nur betrachtet werden, obwohl das Bildliche auch das einfache Gemüt immer wieder von neuem rein ästhetisch entzückt. Die Geschichte der deutschen Grenzgebiete, vor allem der nach dem Weltkriege verlorenen, zieht in Vergangenheit und Gegenwart an uns vorüber; auch der Ausländer, der sich den deutschen Standpunkt nicht zu eigen machen mag, kann der Darstellung völkische Würde nicht absprechen. Der Blick schweift weiter in die auslanddeutschen Gebiete Europas und der Übersee, immer wieder dem wesentlich Deutschen begegnend, das diese Bezirke innerlich auf Gedeih mit dem reichsdeutschen Volkstum verbindet, und versenkt sich schließlich in die Schöpfungen, die der Deutsche in Gemeinschaft mit Fremdvölkischen der menschlichen Entwicklung geschenkt hat. Wir legen die Bücher heute beglückt aus der Hand, um sie morgen von neuem aufzuschlagen — glanzvolle Zeugnisse völkischer Leistung, aber gleichzeitig auch Bürgschaften weltweiter Zusammenarbeit für eine bessere Zukunft.

Den beiden Bildwerken stellen wir ein unscheinbares Bändchen aus der Reihe „Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums" zur Seite, das das Ergebnis einer erstmaligen und höchst mühevollen Kleinarbeit ist: „Fremdenniederlassungen-Streudeutschtum" (Deutscher Schutzbund Verlag, Berlin 1935) von Heinz Kloß, dem gewissenhaften Volkstumsstatistiker. Der Titel des 55 Seiten starken Heftes ist sachlich zutreffend, aber nicht eben gemeinverständlich. Es handelt sich um eine Berechnung desjenigen Deutschtums, das als Reichsdeutschtum im Auslande oder als Volksdeutschtum in vorwiegend städtischer Verstreuung der Forschung bisher noch am meisten entzogen geblieben ist, obwohl es wichtiger ist als manche liebevoll gehegte Zwerggruppe des ländlichen Siedlungsdeutschtums. Erst jetzt ist es möglich, eine zuverlässige Übersicht über die zahlenmäßige Verbreitung des Deutschtums in der Welt zu geben, dessen volksdeutsche Gruppen in Europa unlängst von Isbert im „Auslanddeutschen" (20. Jahrg. Heft 11 Nov. 1937) neu überprüft worden sind.

Völkischer Aufklärung, die von wissenschaftlichem Verantwortungsgefühl durchdrungen sind, dienen weiter die Grenz-

kampfschriften, die A. Hillen Ziegfeld bei E. Runge, Berlin, herausgegeben hat. Sie sind im Umfang verschieden und behandeln die einzelnen deutschen Grenzlandschaften in monographischen, z. T. illustrierten und mit den bekannten Karten- und Schaubildern Ziegfelds ausgestatteten Darstellungen. Die Hefte, die meist von bekannten Sachkennern verfaßt worden sind, vermitteln sachlich und gemeinverständlich den nötigsten Wissensstoff; sie liegen neuerdings auch gebunden unter dem Titel „Grenzkampf—Volkskampf", Bd. I: Deutscher Westraum, Bd. II: Deutscher Nord- und Ostraum vor.

Unlängst erschienen bzw. neuaufgelegt, aber nur mittelbar aktuell sind zwei Bücher, die von dem Deutschtum in Sowjetrußland handeln.

Nicht ohne zwiespältige Empfindungen legt man das Buch von Georg Löbsack: „Einsam kämpft das Wolgaland." Ein Bericht aus 7 Jahren Krieg und Revolution. Mit 6 Bildern und 3 Karten. R. Voigtländers Verlag, Leipzig, 1936, aus der Hand. Man wird von den Ereignissen in der Wolgakolonie während des Krieges und in den ersten Jahren der Revolution erschüttert (der Bericht führt nur bis 1921), man kann dem Verfasser nicht absprechen, daß er frisch und spannend erzählt und von seiner Aufgabe, für das getretene Rußlanddeutschtum zu zeugen, erfüllt ist, aber die innere Disharmonie, die L. seinen Volksgenossen nachsagt, läßt auch keine ungetrübte Freude an dem Buche aufkommen. So wie die Sprache, in der das Werk geschrieben wurde, mit einer oft geradezu schmerzhaften Leichtfertigkeit gehandhabt wird, scheint uns auch die geistige Verarbeitung der Geschehnisse nicht gelungen. Trotzdem verdient das Buch Erwähnung und Empfehlung, weil wir von Pontens mehr dichterisch geschauten Bildern wolgadeutschen Lebens abgesehen nur noch ein Buch besitzen, das uns mit dem Wesen des deutschen Kolonisten in den Jahren seiner furchtbarsten Prüfungen vertraut macht. Was Löbsack erlebte, war erst der Anfang — das Schrecklichste folgte, als er schon längst nicht mehr an der Wolga weilte.

Dieses andere Buch ist von Johannes Schleuning, dem früheren deutschen Pfarrer in Tiflis, geschrieben („In Kampf und Todesnot." Die Tragödie des Rußlanddeutschtums, 9. u. 10. Tsd. Verlag Bernard und Graefe, Berlin-Charlottenburg 1930). Es enthält erschütternde Tatsachenberichte aus dem Leben des Verfassers, der mit den Verhältnissen in allen deutschen Siedlungen Rußlands wohlvertraut war und seine eignen Erlebnisse durch zahlreiche Briefe und Mitteilungen der Flüchtlinge bis zum Jahre 1930 dokumentarisch ergänzt. Das Buch wirkt durch seine Schlichtheit echter als das Löbsacks; es enthält wichtiges Quellenmaterial, das sonst wahrscheinlich für

immer verlorengegangen wäre, und ist deshalb für die Geschichte des Rußlanddeutschtums von unschätzbarem Wert. Seinem Schicksal gegenüber verblaßt das Inferno Dantes; der bolschewistische Vernichtungsfeldzug gegen die deutschen Siedlungen in Rußland gehört zu den grausigsten Seiten der Menschheitsgeschichte und läßt den Abscheu Deutschlands vor der Barbarei der Sowjetunion doppelt verständlich erscheinen. Den Schilderungen Schleunings steht die Wahrheit auf der Stirn geschrieben.

Der Wandlung des deutsch-polnischen Verhältnisses seit 1934 entspricht auch im deutschen Schrifttum eine neue Betrachtungsweise der Beziehungen beider Völker zueinander. Schon das schöne Buch von Kurt Lück über die deutsche Aufbauarbeit in Polen schlug einen neuen Ton an und erregte Aufsehen in polnischen Forscherkreisen. Aus gleichem Geiste ist Hans R. Wieses „Uns rief Polen!" (R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1937) geschrieben, eine Darstellung, die deutsche und polnische Forschung berücksichtigt und einen fesselnden Überblick über die Entwicklung der deutschen und polnischen Siedlung und Siedlungspolitik gibt. Der Verfasser, dessen Bruder 1919 in den Abwehrkämpfen gegen die Polen fiel, bekennt sich im Sinne der Ostpolitik Adolf Hitlers zu einer Neugestaltung der deutsch-polnischen Beziehungen. Seine geschichtlich wohlbegründete Rechtfertigung der deutschen Ostsiedlung als deutsch-polnisches Gemeinschaftswerk überzeugt; das billige Schlagwort vom „Drang nach dem Osten" verblaßt, wenn man sieht, wie jede Einwanderungswelle von polnischen Fürsten, Grundbesitzern und Stadtverwaltungen entweder veranlaßt oder doch stark unterstützt wird. Nicht völkischer Imperialismus, sondern katholische Reaktion führte nach Jahrhunderten einer beiden Völkern gleichmäßig nützenden Siedlungstätigkeit zu Spannungen; das Thorner Bluturteil hat das beiderseitige Verhältnis mehr vergiftet als das preußische Ansiedlungsgesetz, das bekanntlich nur wenige Male angewendet worden ist. Wir sehen mit Genugtuung, wie hier auch die polnische Geschichtsschreibung zu neuen Einsichten gelangt. Daß freilich der Weg von der theoretischen Erkenntnis bis zur praktischen politischen Tat noch weit ist, versäumt der Verfasser am Schlusse seines Buches nicht anzudeuten. Die polnische Minderheitenpolitik hat jedenfalls bisher noch kaum die Folgerungen aus der veränderten deutsch-polnischen Lage gezogen. Sie steht den Voraussetzungen fern, unter denen einst deutsche Siedler den folgenschweren Entschluß faßten, die Heimat zu verlassen und in den Dienst eines neuen fremden Herren zu treten.

Für die galizischen Siedlungen hat uns Fritz Seefeldt, der vor einem Jahrzehnt als Pfarrer einer deutsch-galizischen Ge-

meinde sehr viel zur Weckung völkischen Bewußtseins beigetragen hat, in einem „Quellenbuch zur deutschen Ansiedlung in Galizien unter Kaiser Joseph II." wertvolle Quellen zugänglich gemacht (Verlag G. Wolff, Plauen i. Vogtl. 1935, 184 S.). Das Buch ist namentlich dem Geschichtsforscher willkommen, weil es wichtige staatliche Urkunden wie die zeitgenössische Übersetzung eines Teils des Warschauer Traktats zum erstenmal oder das Ansiedlungspatent Josephs II. aus schwer erreichbaren Quellen wieder abdruckt. Sehr wertvoll sind die Ansiedlungsausweise von 1784, 1785 und 1786 (bisher ungedruckt) sowie die geistlichen Erlasse aus dem Superintendentialarchiv zu Lemberg, die wissenschaftlich bisher noch kaum ausgewertet worden sind. Der Verlag Wolf, dessen Volkstumsbücher sich immer durch Gediegenheit auszeichnen, verdient Anerkennung, daß er ohne Rücksicht auf den Absatz auch wichtige Werke von speziellerem Interesse herausbringt.

Quellenarbeit im besten Sinne stellt auch das Buch H. Schaudinns: „Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum des 18. Jahrhunderts" dar (Verlag E. Reinhardt, München 1937), das auf Grund baltischer Akten und Veröffentlichungen die hohen Verdienste der deutschen Geistlichkeit um die Erhaltung der lettischen Sprache und die Entwicklung des lettischen Volkstums schildert. Ohne den Ernst und die Selbstlosigkeit, mit dem vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hier vom Pietismus, dort von der Aufklärung und schließlich von der heraufdämmernden Romantik den Verpflichtungen der Nächstenliebe über die völkischen Grenzen hinaus nachgekommen wurde, gäbe es heute keinen lettischen Staat, kein lettisches Schrifttum — ja, vielleicht überhaupt kein lettisches Volk. Das Schaudinnsche Buch ist eine scharfe Waffe im Kampfe gegen die Schmähungen, die das baltische Deutschtum nach 1918 erleiden mußte. Die Beweise für die segensreiche Wirkung der geistigen deutschen Leitung in den baltischen Staaten sind, ohne daß sie der Verfasser berechnend in den Vordergrund rückt, so erdrückend, daß der Neider verstummen muß. Ein wirklich vortreffliches Werk.

Das Deutschtum in Litauen, selbst noch wenig entwickelt und erst seit wenigen Jahren organisiert, hat in letzter Zeit mehr Beachtung gefunden als bisher. In der vorwiegend Schulzwecken dienenden Ausgabe „Der Deutsche im Auslande" hat Walter Sagel als 3. Heft „Der Deutsche in Litauen" erscheinen lassen (Verlag J. Beltz, Langensalza o. J.). In dem Heft ist vielerlei Wissenswertes über das Deutschtum Litauens in Vergangenheit und Gegenwart zusammengetragen worden, der Verfasser hat es sich freilich leicht gemacht und einzelne Abschnitte anderen Werken (sogar Zeitungen) entnommen, ohne sich um

eine einheitliche Verarbeitung zu bemühen. Der Text enthält eine Reihe Abbildungen. Im gleichen Verlage ist in der von F. Hiller herausgegebenen Reihe „Volk und Welt" als 12. Heft „Das Schicksal des Memelgebietes" von R. Pregel erschienen, das der politischen Massenaufklärung dient und eine Reihe guter Abbildungen bringt. Unter den Memeler Dichtungen, von denen Proben geboten werden, hätte der Herausgeber eine weisere Auswahl treffen sollen. Das Memelgebiet ist so völligTeil des deutschen Kulturbodens, daß sein gegenwärtiges Schicksal keinen Anlaß bietet, bedeutungslose Lokaldichter in das Licht der Öffentlichkeit zu rücken. Das Heft „Das Memelland" von W. Grotelüschen (Neuland in der deutschen Schule, herausgegeben von K. Higelke. 12. Heft, J. Klinkhardt, Leipzig 1936) scheint uns besser gelungen zu sein. Aus der Landschaft heraus — häufig in der Schilderung bedeutender Schriftsteller — entwickelt der Verfasser Mensch und Schicksal dieses völkerumstrittenen Bodens. Die Gliederung des Stoffes ist planvoll, die Haltung völkisch entschieden und doch maßvoll.

Eine zusammenfassende Darstellung der ostdeutschen und osteuropäischen volkspolitischen Entwicklung, die besondere Beachtung verdient, entstammt dem politischen Schulungsbedürfnis der Gegenwart und ist von Gustav Simoleit unter dem Titel „Ost-Deutschland und Ost-Europa, ein Hilfsbuch zur Behandlung deutscher Ostfragen aus Geschichte und Gegenwart" (A. W. Zickfeldt, Osterwieck a. Harz, 1937) verfaßt worden. Das 208 Seiten starke mit 16 Kartenskizzen ausgestattete Werk ist mit gründlicher Sachkenntnis geschrieben; es ist ein lebendiges Lehrbuch, das man vorbildlich nennen darf. Ungewöhnlich ist die Einbeziehung der Balkanvölker in den Oberbegriff „Ost-Europa"; wir halten die Verwischung deutlicher Grenzen zwischen Ost- und Südost-Europa für unerwünscht, die Problematik ist trotz vieler Berührungspunkte in der volkspolitischen und in der geschichtlichen Lage im Osten anders als im Südosten. Breiteren Raum als gewöhnlich nimmt eine Schilderung der vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse im Osten ein, die auf den neuesten Forschungen beruht und ungesicherte Tatbestände mit entsprechender Vorsicht behandelt. Die Angaben über die volkspolitischen Verhältnisse der Gegenwart sind zuverlässig, und auch der Stil, in dem das Werk geschrieben ist, ist gleich weit von lehrhafter Nüchternheit, wie von phantasievoller Romantik entfernt.

Will das Buch Simoleits nicht mehr als volkspolitisches Hilfsbuch sein, so dürfen wir in dem Werke Richard Bahrs: „Deutsches Schicksal im Südosten" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936, 245 S.) einen selbständigen unter großen Gesichtspunkten urteilenden Wurf bewundern. Der un-

längst verstorbene Verfasser gehört zu den wenigen volkspolitischen Forschern, die sich ihre Kenntnisse durch eingehendes historisches Studium und durch ein unablässiges Durchwandern der deutschen Siedlungsgebiete erworben haben. Bahr ist Journalist in der schönsten Bedeutung des Wortes: das Ereignis des Tages ordnet sich ihm stets in den großen Zusammenhang der Vergangenheit ein, und sein politischer Instinkt befähigt ihn zu klugen Schlüssen für das Morgen. Er gilt als einer der besten Kenner der Tschechoslowakei, Österreichs, Ungarns und Rumäniens; sein glänzender Stil, eine gewisse Schärfe der Kritik und ein leidenschaftlich deutsch fühlendes Herz machen seine zahllosen Aufsätze in der Tagespresse und ihre großzügigen Zusammenfassungen in stattlichen Büchern zu einem besonderen Genuß. Auf jeder Seite spürt man es, und der Verfasser läßt es auch gern erkennen, daß das Geschriebene gelebtes Leben gewesen ist. In seltener Einheit durchdrangen sich Gelehrter, Politiker und Tagesschriftsteller, und jede Seite seines Wesens gewann durch die anderen, während es bei anderen so oft umgekehrt ist. Bahr gibt in seinem letzten Buche keine Gesamtdarstellung des deutschen Südostens, sondern, wie er selbst sagt, „ausgewählte Kapitel": das Burgenland, die Slowakei, Karpathenrußland, Zips, Sathmar, Siebenbürgen, Bukowina, Bessarabien und Dobrudscha — man sieht, es sind zumeist die kleinen, gern übersehenen Gebiet, die ihn reizen, weil sich an ihnen die völkische Problematik am deutlichsten ausprägt, der er mit spürendem Auge nachgeht. Das Buch setzt voraus, daß der Leser mit den Grundfragen des Auslanddeutschtums vertraut ist. Diesen Leser in höhere Erkenntnisse einzuführen, sein Tatsachenwissen kulturpolitisch nutzbar zu machen, es über das Örtliche ins Europäische zu erheben, betrachtet er als seine Aufgabe. „Deutsches Schicksal in Südosten" gehört zu den besten Büchern, die bisher über das Südostdeutschtum und das es einbettende fremde Volkstum geschrieben worden sind.

Diesem Volkstum dienen seit einiger Zeit die „Stimmen aus dem Südosten", eine Vierteljahrszeitschrift der Deutschen Akademie, zu der wir selbst den Grund legen durften. Die bisher erschienenen Nummern brachten eine Fülle wertvoller Beiträge über Kunst, Literatur und Kulturpolitik des südöstlichen Raumes, in denen die jeweiligen Beziehungen zum deutschen Kulturkreise im Vordergrund stehen. Die volksdeutsche Wissenschaft, wir wiederholen es, kann ihrer Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn sie Wesen und Werden der fremden Völker im deutschen Siedlungsgebiet in den Kreis ihrer Betrachtungen einbezieht. Die „Stimmen aus dem Südosten" sind in dieser Richtung ein bedeutsamer Schritt nach vorwärts. Daß sie gleicher Gesinnung begegnen, zeigen ähnliche Veröffentlichungen auf fremdvölkischer

Seite. Wir erwähnen nur die bereits in achtzehn Bänden vorliegenden „Ungarischen Jahrbücher" (herausgegeben von J. v. Farkas, Band XVIII, Verlag W. de Gruyter, Berlin 1938), wohl das wichtigste Bindeglied zwischen der ungarischen Wissenschaft und der gesamteuropäischen Forschung, oder die in rumänischer Sprache erscheinende, von S. Mândrescu herausgegebene „Revista Germaniştilor Români", die in vorbildlicher drucktechnischer Gestaltung für die Ausbreitung deutscher Dichtung und Literaturwissenschaft in rumänischen Kreisen wirkt. Die nationalstaatliche Entwicklung Europas, die heute in die vorauszusehende und unvermeidbare Krise eingetreten ist, kann nur dann zu einer neuen und höheren Stufe abendländischer Gesittung führen, wenn mit dem völkischen Sich-bewußt-werden eine tiefere Einsicht in fremde Wesensart Schritt hält. Das Gedeihen eines Volkstums ist mit dem Gedeihen der benachbarten Völker unslösbar verbunden. Deshalb und nur deshalb ist es in dem Nationalitätenstaate der Tschechoslowakei zu den Spannungen unserer Tage gekommen, denn das tschechische „Staatsvolk" glaubte bevorzugte Führung beanspruchen zu dürfen, wo nur noch gleichberechtigte Gewaltenteilung möglich war und den sittlichen Auffassungen eines neu heraufsteigenden Zeitalters entsprach. In den letzten Jahren ist eine solche Fülle von Büchern erschienen, die sich mit dem Sudetendeutschtum befassen, daß hier nur auf einige der wichtigsten aufmerksam gemacht werden kann.

Nicht dem Umfang, sondern dem Gehalt nach scheint uns Josef Pfitzners: „Sudetendeutsche Einheitsbewegung" (Verlag K. H. Frank, Karlsbad 1937) hervorgehoben werden zu müssen. Der Prager Historiker hat schon seit Jahren seine Kraft der Erforschung sudetendeutscher Geschichte gewidmet, deren umfassende Darstellung jetzt bei Franz Kraus in Reichenberg in 2. Auflage erschienen ist. Das vorliegende Bändchen war ein auf die gegenwärtige Lage berechneter Auszug, dessen weiße Flecken verraten, wie selbst die objektive Wissenschaft verhindert wurde, auszusprechen, was war. Nur 32 Seiten von 106 behandeln die Zeit vor 1918; die Stationen der Nachkriegsentwicklung werden sachlich, aber mit spürbarer innerer Anteilnahme geschildert. „Stärkung des Radikalismus der nationalen Befriedung und Versöhnung ... zum Segen für die Tschechen und die Sudetendeutschen" stellt er als Ziel seiner Schrift auf und verrät damit jene Gesinnung, die, wenn von beiden Seiten bekannt, allein noch eine Katastrophe hätte verhindern können. Daß sie deutscherseits ein ungewöhnliches Maß von großzügiger Versöhnungsbereitschaft gefordert hätte, wird jeder zugeben, der das Buch von Kurt Vorbach: „200000 Sudetendeutsche zu viel!" (Deutscher Volksverlag, München 1936, 384 Seiten)

gelesen hat. Dieses vorzüglich ausgestattete und namentlich die Zerstörung der sudetendeutschen Industrie schildernde Werk ist vielleicht das wichtigste Dokument, das von deutscher Seite auf den Verhandlungstisch hätte gelegt werden können. Schlimmer als brutale Übergriffe auf Gut und Leben des einzelnen wirkte sich die seit zwanzig Jahren betriebene Aushöhlung der sudetendeutschen Wirtschaft aus; auch sie bezweckte eine endgültige Lösung im böhmischen Raume — aber nicht „zum Segen der Deutschen", sondern um es vollständig zu vernichten.

Der parteipolitische Kampf der Sudetendeutschen bis zum Verbot der NSDAP. wird von Hans Krebs in: „Kampf in Böhmen" (Volk und Reich Verlag, Berlin 1938, 238 S.) geschildert. Aufrüttelnde Bilder und leidenschaftliche Kapitel, von einem geschrieben, der den ersten Sieg des Nationalsozialismus heraufführte und seinen scheinbaren Zusammenbruch 1933 erlebte, lassen den Leser aufs neue erkennen, wie hoffnungslos auslanddeutscher Befreiungskampf bleiben mußte, solange nicht ein starkes, geeintes Reich die notwendige moralische Rückendeckung gab. Das Buch schließt nicht verzweifelt, aber mit einem Mißklang. Der Name Henlein findet sich im Namensverzeichnis nicht. So rasch schreitet die Zeit ...

Da das sudetendeutsche Volk kein einheitliches Stammesgefüge, wohl aber eine alte gemeinsame Geschichte besitzt, die hinter der „böhmischen" Landesgeschichte häufig vernachlässigt wurde, hat es immer wieder gelockt, diesem Gemeinsamen nachzuspüren. A. Schmidtmayer: „Geschichte der Sudetendeutschen" (Verlag von A. Kraft, Karlsbad-Drahowitz 1938, 11.—13. Tausend) ist es gelungen, ein Volksbuch zu schreiben, das bei aller wissenschaftlichen Sorgfalt einen unbekümmerten, gemeinverständlichen Ton trifft und seine günstige Aufnahme in der Öffentlichkeit verdient. Im Gegensatz zu den bisher genannten Werken liegt das Schwergewicht ganz in der Vergangenheit. Das Buch schließt mit dem Weltkriege ab, und schon das letzte vorausgehende Jahrhundert wird merklich kurz behandelt, — um so ausführlicher das goldene Zeitalter Karls IV., und seine Verlebendigung ist zweifellos geeignet, auch in der heutigen Generation noch das Selbstbewußtsein zu wecken, das für eine Auseinandersetzung auf Tod und Leben unentbehrlich ist. Gustav Fochler-Haukes bei Kurt Vowinkel, Heidelberg 1937 erschienene Werk: „Deutscher Volksboden und deutsches Volkstum in der Tschechoslowakei", eine geographisch-politische Zusammenschau, ist, wenn auch in anderer Betrachtungsweise, eine wertvolle Weiterführung der Geschehnisse in die Gegenwart. Es ist kühler geschrieben, von wohltuender Sachlichkeit und Sachkenntnis erfüllt — fast bedauert man, daß eine solche gerundete Darstellung nicht schon früher

erschienen ist, weil sie jetzt Gefahr läuft, unter vollendeten Tatsachen zu versinken.

Auch der verdiente Leiter volksbildnerischer Arbeit, Rudolf Lochner, bringt in den Hillerschen Arbeitsheften „Volk und Welt" ein Bändchen „Sudetendeutschland" heraus (J. Beltz, Langensalza 1937), das vor allem der Schulung des Reichsdeutschen dienen soll und die Hand des erfahrenen Pädagogen verrät. Es sei besonders auf das Kapitel hingewiesen, in dem der Verfasser ein Bild des tschechischen Volkscharakters entwirft und dem politischen Gegner durchaus gerecht zu werden versucht. In der Reihe „Deutsches Volk" (E. Runge Verlag, Berlin 1937), die uns schon so manche wertvolle Stammesanalyse geschenkt hat, haben H. Krebs und E. Lehmann ein Bild des Sudetendeutschen gezeichnet — ein Wagnis, wenn wir berücksichtigen, daß sich die Eigenarten des schlesischen, obersächsisch-thüringischen und bayrischen Stammes hier noch getrennt nebeneinander entfalten und das Einheitlich-Verbindende eher noch Forderung als bereits gewordene Wirklichkeit ist. Tatsächlich erreicht dieser Band auch nicht die Geschlossenheit der anderen. Gut gelungen sind die zahlreichen Federzeichnungen und Kartenskizzen. In ihnen spielt bereits das Volkskundliche eine größere Rolle, dem eine ausgezeichnete Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik schon seit Jahren diente. Der soeben erschienene XXII. Bd. der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde" ist von Josef Hanika verfaßt und leitet eine mehrteilige Veröffentlichung „Sudetendeutsche Volkstrachten" ein (1. Teil „Grundlagen der weiblichen Tracht — Kopftracht und Artung", Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1937, 290 S. Brosch. 8,— RM). Das Werk ist ein schönes Zeugnis fruchtbarer Forschungen, für die die Tschechoslowakei im allgemeinen besonders vielfältiges Anschauungsmaterial lieferte. Da jedoch der Verfasser in weitem Umfange auch die finnisch-ugrische und die skandinavische Volkskundearbeit zum Vergleich heranzieht, ist hier ein Standardwerk der Trachtenkunde im Entstehen. Der Verfasser versteht, da er neben der eigentlichen Volkskunde auch die vergleichende Sprachwissenschaft und die Anthropologie heranzieht, Verbindungslinien nach allen Seiten zu ziehen und gibt für die verschiedensten Disziplinen Anregungen in Fülle. Das ganz auf Kunstdruck erschienene Buch enthält vortreffliche photographische Aufnahmen und Schnittmuster; der Preis des Buches ist vorbildlich niedrig.

Mit einem Buche, das nur noch bedingt in diesen Zusammenhang gehört, schließen wir das Kapitel Sudetendeutschland. Victor Junk, der schon vor einigen Jahren in den „Mittei-

lungen der Deutschen Akademie" eine fesselnde Untersuchung über die sog. Maruska-Tänze und ihren Zusammenhang mit dem Prinz-Eugen-Liede veröffentlicht hat, hat seine Forschungen fortgesetzt und erweitert und sie unter dem Titel: „Die taktwechselnden Volkstänze — Deutsches oder tschechisches Kulturgut?" (Verlag Fr. Kistner & C. F. Siegel, Leipzig 1938) in Buchform veröffentlicht. Er stellt einwandfrei fest, daß der Tanzbrauch des Taktwechsels, der in Bayern eine alte Überlieferung hat, von tschechischen Forschern aber als tschechischer Einfluß gedeutet worden ist, als bayrisch-bodenständig anzusehen ist und daß es vor 1835 keine tschechischen Nationaltänze mit Taktwechsel gegeben hat. „Die Herkunft und Heimat der taktwechselnden Tänze", erklärt Junk abschließend, „ist und bleibt die bayerische Oberpfalz." Die Bezauberung der Tschechen durch den eigenartigen Rhythmus bayrischer Tänze ist ein neues Beispiel für den tiefgehenden Einfluß deutschen Volkstums auf die Tschechen — freilich gleichzeitig ein Beweis für die Gelehrigkeit, mit der sich die Tschechen immer wieder fremde Besonderheiten aneigneten und ihrer Eigenart anpaßten. [Die vorstehenden Abschnitte wurden im August 1938 geschrieben. Inzwischen sind politische Ereignisse eingetreten, die in jenen Tagen kaum erhofft werden konnten und die jeden Deutschen aufs tiefste bewegen. Nichts wäre beklagenswerter, als wenn sich jetzt das Interesse der Nation nach den Tagen der Erfüllung vom böhmischen Raum wegwenden würde. Die reiche Literatur über das Sudetendeutschtum unserer Tage ist nicht „veraltet", sondern erst eigentlich aktuell geworden. Nur wenn wir uns bemühen, die geschichtlich bedingte Wesensart der drei Millionen neuer Reichsgenossen von Grund aus zu verstehen, wird in ihnen immer das beglückende Gefühl lebendig bleiben, „heimgekehrt" zu sein.]

Nachdem sich die Blicke des deutschen Volkes, die anderthalb Jahrzehnt gebannt nach Westen gestarrt hatten, dem Osten und Südosten zugewandt hatten, versiegte der Strom von Veröffentlichungen, die sich mit Westfragen befaßten. Wir sollten jedoch nicht in den Fehler politischer Moden verfallen; auch die Westgrenze und ihr Deutschtum verdienen unsere ununterbrochene Beachtung. Vor allem ist es das Deutschtum in Belgien, das wegen seiner Zahl und wegen der besonderen Bedrohung im flämisch-wallonischen Sprachkampf unserer moralischen Hilfe bedarf. Das altbelgische Deutschtum ist trotz der aufrüttelnden Bücher und Broschüren Bischoffs dem Reichsdeutschen noch immer fast ganz unbekannt geblieben, aber auch die verwickelte Geschichte Neu-Belgiens kennen nur wenige und so erschließt die Quellenstudie von Hermann Wirtz: „Eupener Land — Beiträge zur Geschichte des Kreises Eupen." (Volk und Reich

Verlag, Berlin 1936) für die meisten wirkliches Neuland. Es ist eine Art Heimatgeschichte der alten „Herrlichkeit und Bank Walhorn". Sie verzichtet auf Systematik und bringt ein buntes Allerlei historisch merkwürdiger und wissenswerter Verhältnisse und Vorgänge, so daß sie eigentlich jedem geschichtlich Interessierten empfohlen werden kann. Wir geben eine Stelle wieder, die uns einen besonders aktuellen Stoff zu behandeln scheint: die Behandlung der Minderheitenschulfrage im beginnenden 18. Jahrhundert. Wirtz schreibt (S. 50): „Soo ter eenighe waeren, die wilden Franz lehren", mußten die Lehrer Unterricht in der französischen Sprache erteilen. Die Gehälter der Lehrer setzten sich aus freiwilligen Abgaben der Gemeindeeingesessenen zusammen. Jede Familie zeichnete jährlich 15 Stüber bis 4 Schilling, je nach Leistungsfähigkeit. Für jedes Kind, das „frantz ofte rekenkonst sal leeren", erhielt der Lehrer 12 aach. merk, für Lateinunterricht 18 aach. merk im Monat". Der Wunsch der Eltern war also bestimmend, welche Sprache an der Schule gelehrt wurde, wie auch die Eltern selbst die Kosten dafür aufzubringen hatten. Wieviel Unfriede zwischen den Völkern, wieviel seelische Quälereien könnten vermieden werden, wenn Europa sich zu den Auffassungen um 1700 bekennen könnte! Selbst in Luxemburg, dem Lande, das einen Ausgleich zwischen Hochdeutsch, Französisch und Mundart versucht hat, ergeben sich immer wieder Reibungen, wie Paul Wentzcke in seinem kleinen Abriß „Luxemburg" (Deutscher Schutzbund Verlag, Berlin 1934. 24 S.) zeigt. Die Waage Französisch-Deutsch schwankt je nach der weltpolitischen Lage, und wenn heute wieder die luxemburgische Zweisprachigkeit in den Vordergrund gerückt wird, so werden wir doch nie vergessen, daß „Letzeburg" dem deutschen Sprachboden angehört.

Die Luxemburger selbst sind sich darüber nicht im unklaren. Größer sind die inneren Spannungen zwischen den Alemannen, die nicht nur auf drei verschiedene Staaten verteilt sind, sondern sich untereinander absondern und den alten Streit alemannisch-schwäbisch noch nicht ausgetragen haben. Hierzu könnte das Büchlein: „Wir Alemannen!" von Moritz Durach (Edwin Runge Verlag, Berlin 1936, 200 S.) beitragen, das mit liebendem Herzen und feinem Verständnis für völkische Sonderart geschrieben ist. Wie notwendig ist die Verbreitung solchen Schrifttums in Deutschland! Heute, da die KdF.-Fahrten zu einer wirklichen Berührung der Stammeskerne führen, ist sie wichtiger denn je, und nach unserer Erfahrung gibt es kaum ein Thema, das den „Mann auf der Straße" so brennend interessiert, wie Brauch und Wesen der verschiedenen deutschen Landesteile. Auch scheint uns Durach mit einigen Vorurteilen aufzuräumen, mit denen gerade der Alemanne zu kämpfen hat und unter denen

der Elsässer viel zu leiden hatte. Die politische Rückwirkung dieser Mißachtung ist außerordentlich gewesen und erklärt vieles, was sonst auch 1918 unerklärlich gewesen wäre.

Das stattliche „Colmarer Jahrbuch" (herausgegeben von der Literarisch-Historischen Studiengemeinschaft Colmar Stadt und Land, III. Jahrg. 1937) enthält den Niederschlag volkskundlicher, familiengeschichtlicher, stadtgeschichtlicher und kunsthistorischer Forschungen wissenschaftsbegeisterter Kreise einer elsässischen Stadt. Die künstlerische Ausgestaltung des Buches, die schönen Bilder vertrauter Winkel des Landes und stolzer Zeugen alter deutscher Kultur — sie verraten anstatt vieler Worte, wie teuer dem Elsässer nach wie vor sein Land geblieben ist — sein Land, das die politischen Stürme des letzten Vierteljahrtausends in seinen tiefsten Tiefen nicht sonderlich bewegen konnten. In diesem Sinne ist auch das „Elsaß-Lothringen 1871—1918" eine Episode geblieben, dem eine Folge von sechs Vorträgen vor den Freunden des Elsaß-Lothringen-Instituts in Frankfurt gewidmet ist (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1938, 173 S.).

Paul Wentzcke spricht über die Anfänge des „Reichslandes", K. Blaum behandelt Verfassung und Verwaltung, Recht und Finanzen, G. Wolfram gibt einen Überblick über Wissenschaft, Kunst und Literatur, Kirche und Schule werden von Chr. Hallier dargestellt, es folgt ein Vortrag über Landwirtschaft, Handwerk, Handel und Industrie von H. Hansen, und Fr. Bronner schildert das politische Leben zwischen den beiden letzten Kriegen. Den Abschluß bildet eine Inhaltsangabe der fünf Teile des monumentalen Reichslandwerkes, in dem die deutsche Leistung in Elsaß-Lothringen während eines Halbjahrhunderts der Nachwelt überliefert wird. Nach Jahren bitterer Selbsterkenntnis, daß der Verlust Elsaß-Lothringens nicht zuletzt auf eine psychologisch falsche Behandlung der alemannischen Grenzbevölkerung zurückzuführen ist, ist die Zeit gekommen, sich auch der unbestreitbaren Leistungen zu erinnern, die die deutsche Verwaltung auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens aufzuweisen gehabt hat. Die erwähnten Vorträge legen dafür Zeugnis ab.

Werfen wir noch einen Blick auf das Schrifttum, das sich mit deutscher Leistung in Übersee befaßt, so sind zwei wertvolle Bücher zu nennen, die die Deutsche Akademie herausgegeben hat. Das eine „De Goede Hoop" (Verlag H. Böhlaus Nachf., Weimar 1937, 292 S.) ist eine Gemeinschaftsarbeit von deutschen, niederländischen und südafrikanischen Gelehrten; in drei Sprachen: deutsch, holländisch und afrikaans sind die verschiedenen Aufsätze abgefaßt, und das Plattdeutsche wird als sprachliches Bindeglied im deutschen und dietschen Kulturraum

sichtbar. Literarische, kolonisatorische, geschichtliche, siedlungskundliche und politische Probleme werden sachlich und leidenschaftslos behandelt; eine seltsame natürliche Einheit des Empfindens und Darstellens wird aus den Beiträgen sichtbar — bei Männern, die sich nie gesehen haben und ihre Beiträge nicht aufeinander abstimmen konnten. Das jahrbuchartige Werk ist in der holländischen Presse mit einer gewissen Ratlosigkeit aufgenommen worden: man witterte eine höchst gefährliche Propaganda, während nichts anderes als das gemeinsame Blut lautgeworden war. Das Buch ist einzig in seiner Art und als Einführung in holländisches und afrikaanses Wesen sehr geeignet. Der deutsche Leser wird mit Staunen feststellen, wie gering die Sprachschwierigkeiten sind, die sich beim Lesen der fremdsprachigen Texte ergeben.

Über „das Auslanddeutschtum im niederländischen Kolonialbereich" (Verlag H. Böhlaus Nachf., Weimar 1937, 355 S.) hat A. Schwägerl eine höchst sorgfältige, den Stoff, soweit ihn die Literatur bot, völlig ausschöpfende Arbeit vorgelegt. Eine ungewöhnlich gute Karte unterstützt die Lektüre des auch sonst vortrefflich ausgestatteten Werkes, in dem ein Kapitel deutschen Wagemutes und zäher selbstloser Arbeit berührt wird, das bisher kaum Beachtung gefunden hat. Sehr zu Unrecht, denn die Entwicklung der blühenden niederländisch-indischen Kolonien ist, wie auch die holländische Forschung nicht bestreitet, zu einem ganz beträchtlichen Teile das Verdienst deutscher Gelehrter und Kaufleute, die zum Teil in niederländische Dienste getreten sind und dort für eine fremde Regierung gewirkt haben. Deshalb weist das Buch trotz seiner Fülle von Angaben notwendigerweise noch Lücken auf, da der Verfasser seine Forschungen nicht an Ort und Stelle betreiben konnte, sondern sich auf die Literatur stützen mußte. Auch so noch verdient das Werk Anerkennung, weil es wieder einmal beweist, welche kolonisatorische Befähigung dem deutschen Volke eingeboren ist. In die gleiche Richtung weist eine Arbeit von K. Oberacker: „Die volkspolitische Lage des Deutschtums in Rio Grande do Sul" (Verlag G. Fischer, Jena 1936, 100 S.), die durch die innerpolitische Entwicklung Brasiliens im letzten Jahre besondere Bedeutung gewonnen hat. Bekanntlich hat sich die neue autoritäre Regierung die Einschmelzung der nicht-lusobrasilianischen Volksgruppen zur Aufgabe gestellt und damit die Axt an die Wurzel des wohlorganisierten Brasilien-Deutschtums gelegt. Dieses ist namentlich im Staate Rio Grande do Sul konzentriert und hat im wesentlichen sein Volkstum reingehalten. Der Verfasser schätzt die Vorkriegseinwanderung in diesen Bundesstaat auf 58000 Seelen und die gegenwärtige Gesamtbevölkerung auf 447000. Die Vermehrungsstärke ist so

außerordentlich, daß in Nordamerika, wollte man sie dort zugrundelegen, die Gesamtbevölkerung zu etwa 40% aus Deutschstämmigen bestehen müßte! Das Oberackersche Buch darf als Muster einer volkbiologischen Monographie bezeichnet werden und wiegt einen großen Teil der vorhandenen Literatur auf.

Ein Volk, dessen kolonisatorische Leistung in Afrika, Indien und Amerika immer wieder in hellstes Licht tritt, kann auf die Dauer von kolonisatorischer Betätigung nicht ausgeschlossen werden. Das bekannte Argument, daß eine solche auch unter fremder Flagge möglich sei, kann nicht scharf genug zurückgewiesen werden: gerade das Beispiel Brasiliens zeigt, welcher völkischen Bedrohung eine Siedlergruppe ausgesetzt bleibt, hinter der nicht die unbeschränkte Macht des Heimatstaates steht. Ob das deutsche Volk bei der gegenwärtigen Weltlage und Raumverteilung eine wirklich erfolgreiche Kolonialpolitik noch treiben kann, mag bezweifelt werden oder nicht: unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse können, je mehr die Weltwirtschaft zu einem papierenen Begriffe geworden ist, ohne eigne Kolonien nicht befriedigt werden, und schon aus diesem Grunde ist das Kolonialproblem ein deutsches Lebensproblem geworden. Ihm dient eine Broschüre von Kurt Johannsen und Heinrich Kraft: „Das Kolonialproblem Deutschlands" (Verlag Paul Hartung, Hamburg 1937, 83 S.), in der kurz und bündig Deutschlands Standpunkt begründet und seine Berechtigung zahlenmäßig nachgewiesen wird. Die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien steht denn auch durchaus im Vordergrund — über die volks- und persönlichkeiterziehende Wirkung ließe sich noch mancherlei hinzufügen. So sicher es ist, daß die Stellung des deutschen Volkes auf Europa gegründet sein muß, wo es seine besondere Sendung zu erfüllen hat, so notwendig bleibt die Weitung des Blickes für alle weltpolitischen Geschehnisse, von denen heute das europäische Schicksal mehr berührt wird, als je zuvor in seiner Geschichte.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 324 527 033